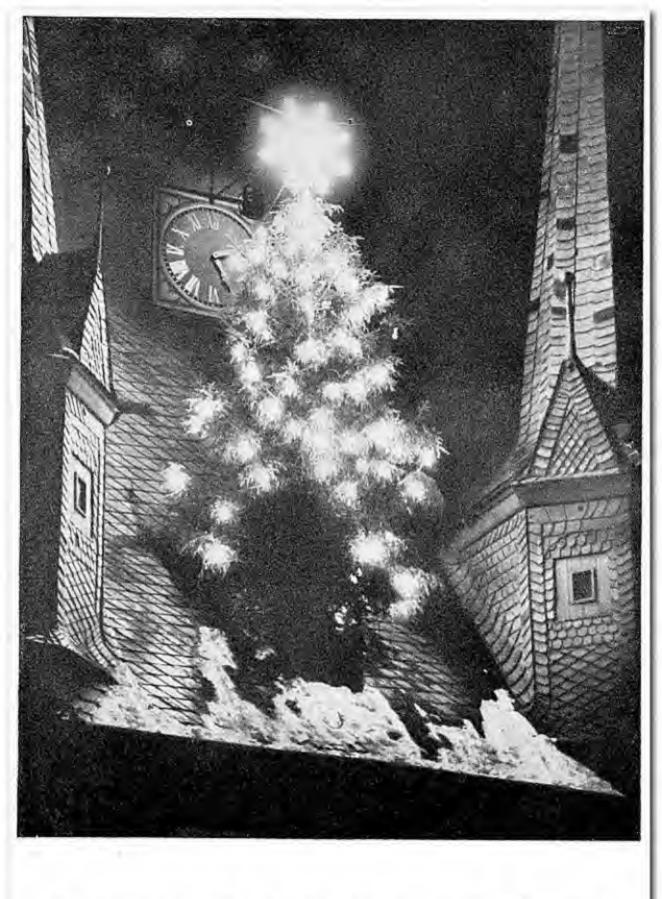


Deutsche Beihnachten



Weihnachtsbaum auf dem Dach des alten Rathauses von Wernigerode

Deutsche Weihnachten

Ein Wegweiser für Gemeinschaft und Familie, zusammengestellt und herausgegeben von Karl=Heinz Bolan

Dritte Auflage



9 4

Widufind= Verlag, Alexander Bog, Berlin

Inhaltsübersicht

~																								
Seite																				4				
g	٠		*	•	•				•	*	*	٠		•								e u t f iregu		1.
47	٠	٠			4		e	p	p	Si	r	b e	ft	Fe								e u t f eder,		2.
127	÷			•		15												200		300		e i h nderl		3.
175													b						1.74.7		100	i t t 1 uer[p	-	4.
203	÷				t	e i	3	pf	m p	a 1	Я	_	it	3 e								r i e g eder,		5.
235													b e	m								e i h eder,		3.
250														4	ė	r	ife	w e i	m s	t u	fti	фri	6	7.
															*		5	vei	ı dı	n	len	ueII	Q	8.
252																						Tegt		
-																						Gedi		
200															2						or	Cich	(2)	
25				-	-		-															LIED	c)	

Dorwort

Der heutige Weltkampf geht nicht zuletzt um den Bestand der deutschen Seele, die sich neben vielen anderen Außerungen auch das Weihnachtssest als eine ihr gemäße Form schuf. Die tiese Verankerung dieses Festes in der Seele unseres Volkes gibt immer wieder dem deutschen Dichter den inneren Austrag, das Erlednis dieser Zeit zu gestalten. Zu unserem Schaden verstand es eine fremde Weltanschauung, sich gerade dieses innigsten deutschen Festes zu besmächtigen und ihm fremdes Gedanken- und Ideengut zu unterschieben, so das wir heute in der klaren Erkenntnis einer deutschen Weltschau das Echte vom Unechten scheiden und sichten müssen.

Der Herausgeber unterzog sich ber nicht leichten Aufgabe, das weit verstreute, brauchbare Gut an Erzählungen, Gedichten und Liedern zu einem Hausbuche zusammenzustellen, um der deutschen Familie eine wertvolle Hilse zur Ausgestaltung, Bereicherung und Vertiefung der weihnachtlichen Feier zu geben. Die Sammlung will dabei keineswegs den Anspruch auf Vollständigsteit erheben; aus verständlichen Gründen konnte aus dem reichhaltigen und vielfältigen Material nur eine Auswahl geboten werden. Manch einer allers dings wird erstaunt sein, in welch einer Fülle von Liedern, Gedichten und Erzählungen einwandsreier deutscher Haltung Weihnachten eine Gestaltung erssuhr. Manche deutsche Mutter wird zur Mittwinterzeit Märchen und Geschichten aus diesem Buche ihren lauschenden Kindern vorlesen oder nacherzählen können, aber auch zur vorweihnachtlichen Feier der nationalsozialistischen Gemeinschaften wird dieser Band als brauchbares Rüstmittel dienen. Möge er mit dazu beitragen, eines der wesentlichsten Feste im Jahreslauf von seiner Aberwucherung mit artsremdem Brauchtum und Gedankengut zu reinigen.

Zum Schlusse möchte ich dem Pg. Franz Kolbrand danken für seinen werts vollen Beitrag und für die freundliche Überlassung der Lichtbilder und Zeichs nungen; danken möchte ich aber auch dem Berleger, der in verständnisvoller

Beife trot beftehender Schwierigkeiten die Drudlegung ermöglichte.

Im Sommer 1941

Rarl-Being Bolan

Dorwort zur zweiten Auflage

Die Notwendigkeit einer zweiten Auflage innerhalb eines knappen Jahres, die freundliche Aufnahme und die überall geäußerte Zustimmung zum Erscheinen dieses Buches gaben Verleger und Verfasser die endgültige Bestätigung dafür, daß sie mit ihrer Arbeit auf dem rechten Wege sind.

Die zweite Auflage bringt neben geringfügigen Berichtigungen einige neue Beiträge, die den dargebotenen Stoff ergänzen und abrunden. Möge dies Buch auch weiterhin seiner schönen Aufgabe dienen, Ratgeber und helfer zu sein

für die weihnachtliche Beit.

Im Frühjahr 1942

Rarl-Being Bolan

Deutsche Weihnachten

Dir feiern, hier in dieser Zeitlichkeit, an der ewigen Seburt, die Sottvater ohne Unterlaß in der Ewigkeit vollbracht hat und noch vollbringt, daß diese selbe Seburt sich nun auch vollzogen hat innerhalb der Zeit in der menschlichen Natur...

uns nicht erja muß wieder werden nach diesen dunklen Tagen

"Die Nordländer senden in ihrer langen Winternacht am 35. Tage derselben Boten auf die Gipfel ihrer höchsten Berge, um die wiederkehrende Sonne zu erspähen, und wenn sie dieselbe erblicken, so verkündet man laut, daß nach fünf Tagen das neue Licht in die Täler dringen werde. Dann erhebt sich ein unermehlicher Jubel, und man seiert ein großes Fest, das Fest der frohen Botschaft des Lichtes!"

Mus einem alten Bericht

Deihnachten wurde uns zum tiefsten Erlebnis im Reigen der Jahreslaufs
seste. Weit zurück in die Geburtsstunde des nordischen Menschen reichen die Wurzeln dieses Festes, da bei den nordisch germanischen Bauern zum ersten Male wieder tief im Süden am Horizonte der blitzende Strahl der lebenspendens den Sonne schimmerte und neues Werden und Wachstum siegsroh verhieß.

Nordisches Gotterleben spricht aus dem Brauchtum und den zahlreichen Sinnbildern der heiligen Weihe-Nächte. Das ewig neue und doch uralte Gleichnis vom "Stirb und Werbe" sindet hier sein sinnfälligstes Zeugnis. Der unerschütterliche Glaube an die gesehmäßige Ordnung aller Naturvorgänge und eines göttlichen Willens, der alles belebt, ließ immer wieder zur Zeit der Wintersonnenwende unsere Vorsahren auf den Sipfeln und Kuppen der Berge die Höhenseuer entzünden. Unerschütterlich war in ihnen der Glaube, daß nach allem Dunkel das Licht doch siegen muß.

Heilige Nacht! Weihe-Nacht! Mutternacht nannten unsere Ahnen die Wintersonnenwende (angelsächsisch: "modraneht"). Aus dem Schoße der Allmutter Erde steigt wiedergeboren ihr lichtes Kind, die sieghafte Sonne und erweckt das schlafende Land zu neuem Lichte und neuem Leben; gleich wie im Märchen Dornröschen bei seinem Auswachen das ganze schlafende Schloß zu neuem Leben erweckt. Heute wissen wir wieder, daß unsere Vorsahren in ihre Märchen und Sagen die großen Geschehnisse des Jahreslaufes hineinwebten. Als Sinnbild des neuen Lichtes und der Erneuerung des Lebens kennen wir in vielen Aberlieserungen noch in unseren Tagen das Kind in der goldenen Wiege, das zu dieser Zeit seine tiese Sinndeutung erhält, und mit der Geburt des Lichtes verbindet sich so die heilige Verehrung der Mutterschaft und der Geburt des Menschen. Eng verknüpft sich das innige Naturerseben mit dem mensche lichen Lebenslaufe.

Geburtsfest aber zugleich auch Totensest war Weihnachten unseren Vorsfahren, so seltsam dies uns fürs erste auch berühren mag. Germanische Ansschuung war es, daß in der heiligen Mutternacht die Gräber der Ahnen sich öffneten und sie in ihre Sippe einkehrten. Sinnfällig wurde das zum Ausdruck gebracht, indem die Germanen ihr neugeborenes Kind auf die Erde des Ahnengrabes legten. Denn von den Ahnen kommt alle Krast und das Neugeborene ist Blut von ihrem Blute und solange noch einer der Sippe lebt, solange leben auch sie, die längst schon im Grabe schlummern.

Heilige Mutternacht! Nacht des werdenden Lebens! Das höchste Fest des Jahreslauses wurde ein Fest der Mutter. Immer drangen unsere Vorsahren bis zum Urgrund des Seins vor. In der Frau und vor allem in der Mutter sahen sie hehre Hüterin ihrer Art, aus derem fruchtbaren Schoße das heilige Leben geboren wird, stets von neuem die Ewigkeit der Sippe und damit des

gefamten Bolfes gemährleiftend.

Julfrieden (julafred) herrschte in Nordland. (Jul kommt von nordisch hjul = Rad und ist dem englischen wheel verwandt.) Alle Fehden ruhten in dieser Zeit, aller Hader und Zank mußte schweigen, kein Gericht wurde abges halten. Wer in diesen heiligen und festlichen Tagen angriff oder verletzte, wurde friedlos und büßte dreis und vierfach gegenüber den sonst üblichen Bußen.

Im Schutze des Julfriedens versammelte sich die Sippe unter dem Weltensbaum, um dieses hohe Fest des Jahres gemeinsam zu begehen. Aus dem Urgrunde ragt die Weltenesche Nggdrasil, ewig grünend im Werden und Versgehen der Zeit, stets von neuem Zeugnis gebend vom heiligen Leben der Welt.

Aberall, wo dieser Glaube an das ewige Leben im Diesseits noch nicht erloschen war, da stand die Irminsul, als Zeichen der Gottgläubigkeit unserer Vorsahren. Und als man die Irminsul und die Weltenesche zu kappen verssuchte, da stand sie wieder auf im lichterstrahlenden Lebensbaume und wird erst gefällt, wenn der letzte Zeuge unseres Blutes seinen Lebensatem ausgeshaucht haben wird.

Selbst bis in unsere Tage, in unsere friedlose Zeit, erhielt sich der Julsfriede unter dem strahlenden Lebensbaume, im großen Kriege schwieg das Dröhnen der Geschütze, verstummte das Hämmern der Maschinengewehre, achtesten Freund und Feind den Julsrieden. Vergessen ist noch heute zur Zeit der WeihesNächte aller Streit und Hader des grauen Alltags, und ein erschauerns des Ahnen jener heiligen Stille und Ruhe der Julzeit unserer Vorsahren überkommt uns.

Denn immer noch freist jenes Blut der Mütter und Väter unseres Volkes, die hoch aus dem Norden kamen, in unseren Adern, und wie ehedem vollendet sich noch von Sonnenwend zu Sonnenwend der Rhythmus unseres Lebens, und die uralten Symbole als Rad, Licht und Baum, sie kehren alljährlich von neuem wieder.

Weihnachten in der deutschen Dolfsüberlieferung

Der alle Zeiten hinweg ist uns Weihnachten das liebste Fest geblieben. Auch der Städter empfindet hier noch, welche Kräfte aus den großen Bindungen Volk, Heimat und Überlieserung strömen. Selbst wo das Fest den einstigen Inhalt sast ganz eingebüßt hat, sind die Herzen im Gedanken an die Kindheit ausgeschlossen und ahnen etwas von der früheren Bedeutung und Erlebnistiese. Um so mehr ist in den letzten Jahren, da mit der Größe unserer Zeit altes Erbe auch in der Feiergesinnung wieder spürbar wird, die Frage nach dem Inhalte des Weihnachtssestes gestellt worden. Hier geht es nicht um ein ehrsurchtloses Zergliedern seelischer Werte. Die Forderung nach einer sinnvollen und würdigen Feier setzt indes die klare Erkenntnis der wesentlichen Züge dieses Festes voraus, ohne die auch ein neues fünstlerisches Gestalten leicht in die Irre sührt. Eine spätere Zeit, in der das von uns heute Erarbeitete wieder Überlieserung geworden ist, wird sich diese Betrachtung im allgemeinen sparen können und die Erlebniswerte allein sprechen lassen.

Es wäre allerdings fehl am Orte, wenn wir beim Feste selbst erst von Sinn und Bedeutung sprächen. Gerade Weihnachten fordert innerlich und äußerlich eine Zeit der Vorbere it ung, und so werden sich die Gemeinschaften bereits Wochen vorher darauf einstellen, ehe sie sich zur weihnachtlichen Vorseier zusammensinden. Der Weihnachtsabend selbst aber und der Baum gehören der Familie. Die gemeinsamen Abende vor dem Feste sollen nicht nur der Herstellung von Geschenken und Festschmuck dienen, Lieder, Sprüche, Sagen und Märchen werden all den anderen Vorbereitungen erst den rechten Sinn verleihen. Es ist dabei durchaus unnötig, etwa zwischen einzelnen Märchen oder Sprüchen und dem Jahreslause gewaltsam Beziehungen herstellen zu wollen. Erst dadurch, das die gleichen Lieder und Erzählungen Jahr sur Jahr zu dieser Zeit gepflegt werden, wachsen sieder richtig in die Festeszeit hinein.

Schon der Name des Festes sagt über Herkommen und Inhalt manches aus. Weihnachten — eine Mehrzahlsorm — zeigt, daß sich das Fest über eine längere Zeit erstreckte. Es ist nach Nächten benannt; der geläusigste Name stammt also noch aus jener Zeit, da die Sermanen, wie einst alle arischen Bölker, nach Nächten rechneten. Während in der Stadt vom Brauchtum der gesamten Weihnachtszeit im wesentlichen meist nur der heilige Abend übrig geblieben ist und neben bestimmten Neujahrsbräuchen eigentlich nur der Weihnachtsbaum, der bis zum 6. Januar die Stube schmückt, auf eine längere Festeszeit hindeutet, ist in allen deutschen Landschaften ein reiches germanisches Erbe sebendig, das uns heute wieder sinnvoll und innerlich nahe ist.

So fennt Kärnten breiheilige Abende, am 24. und 31. Dezember und am 5. Januar, denen auch in der Steiermark und in Niederdonau Bedeutung zukommt, und in Thüringen sind es brei "heilige Nächte", die besonders geseiert werden. Im germanischen Norden entsprechen ihnen jene drei Nächte, die als Abschluß einer zwölf Nächte währenden Festeszeit hervortreten. Gerade diese längere Frist, die seit mehr als zwei Jahrtausenden bei anderen arischen Völkern, so dei Indern, Iraniern, Griechen und Römern bezeugt ist, hat auf deutschem Boden weite Verbreitung gesunden. Vielsältig, wie ihr Inhalt, ist auch ihr Name. Die einsachste Bezeichnung "Zwölfte nach ist en" geht von der Festesdauer aus. Recht bedeutsam ist der friesische Name "twasche üsse nach spricht. Den gleichen Sinn haben die Benennungen "Unternächte" und "Zwischensächte", die neben "Rauhnächte" und ähnlichen gebraucht werden. In den letzten Jahrzehnten war für völsische Weihnachtsseiern die Bezeichnung "Jul" aus dem Norden entlehnt worden. Auch sie bezeichnet ursprünglich eine längere Festeszeit und ist zweisellos alt, doch besteht kein Anlaß, sie an die Stelle der beutschen Benennungen des Festes zu sehen.

Dieser eigentlichen Weihnachtszeit, den Zwölften, geht ein alter Festmonat voraus, der in verschiedenen Formen noch weiter lebt. Auch diese Vorweihnacht und Unschauungen. So ziehen weihnacht Donnerstagnächten vor Weihnachten, den Klöpflinsnächten — auch Fahrs oder Boselnächte genannt —, Scharen von Haus zu Haus, klopfen mit Hämmerlein oder Stöcken an Türen und Fenster, und sordern mit einem

Spruche Früchte ober Ruchen.

Holla, holla Klopfertag, Schüttelt Üpfel und Bira 'rab!

In den gleichen drei Fahrnächten geht aber auch der Pelzmärte um, der fich burch seine Schelle anfündigt, und teilt Nuffe, Apfelschnitten und Zwetschlen aus.

Andere Bezeichnungen für die drei Donnerstagnächte wie für die Weihnachtszeit weisen unmittelbar auf Hauptgestalten der Bolksüberlieserung hin. Wie die Bezeichnung "die drei heiligen Nächte" nicht nur in die Zeit der Rauhnächte fällt, sondern auch den Klöpflinsnächten zusommt, so heißen diese, wie die Gesamtzeit der Zwölsten auch Perchten nächte. Auch der Weihnachtstag allein oder der Borabend des 6. Januars werden nach der Berchta benannt. Ihr tirolischer Name Stampa ist Anlaß der dort üblichen Bezeichnung Stampanächte sür die drei Donnerstagnächte und für die Zwölsten. So fündet schon der Name, daß in dieser Zeit nach Bolksglaube und Brauch die Schicksfalssfrauen durch das Land ziehen. Wie in der altnordischen Überlieserung und im Bolksmärchen tritt uns auch in Sage und Brauch eine Schickslasgestalt entgegen, die zwei gegensätzliche Wesensseiten in sich vereint. Ost sind es drei Schwestern, von denen eine zweispältige Züge in sich vereint, so in den zahllosen Sagen von den drei edlen Fräulein, den Maien oder Mergen, die die Menschen bei

Geburt, Hochzeit und Tod aufsuchen. Zuweisen tritt zu drei schönen und gutsgesinnten Schwestern eine vierte gegensätzliche. Es sind die Schickstrauen, die in diesen Nächten einkehren und nach der häuslichen Ordnung sehen, wie die Sagen von Frau Holle, Harfe, Percht oder Fru Goor berichten, die gerade in den Zwölsten erzählt werden.

Die drei Frauen achten auf ihren Umzügen vor allem darauf, daß der Woden abgesponnen ist und die Spinnerinnen nicht zur Festeszeit der Arbeit obliegen. Eine Sage aus Oberfranken erzählt, wie ein Wanderer sie unterwegs trifft; jede trägt einen Roden mit neun Spindeln. Die Erinnerung an die spinnenden und webenden Schicksalsschwestern, aus deren Brunnen die neusgeborenen Kindlein hervorgehen, ist auch im Kinderliede wach geblieben:

Storch, Storch, Stane Flieg über Hane (Hanau) Flieg übers Bäderhaus Gude drei Poppen raus. D' An (pinnt Seide, D' Ander widelt Weide, D' Dritt geht an Brunnen, Hatt e Kindche funnen, Storch, Storch, Storch.

Auch das Bolfslied gedentt der drei mundersamen Frauen:

Da droben auf jenem Berge Da steht ein goldenes Haus, Da schauen wohl alle Frühmorgen Drei schöne Jungfrauen heraus.

In den Zwölften wird von Frau Holle aber nicht nur erzählt, ihr Umzug wird auch dargestellt; wo die Darstellung selbst im Brauchtume verloren gegangen ist, werden wenigstens den Kindern gegenüber die Geschenke auf die Schicksalsgestalten zurückgeführt. Nach dem Bergessen der ursprünglichen Zusammenhänge weicht die bestimmte und sinnvolle Zahl, wie sie Sage und Märchen meist noch ausweisen, im Brauchtum leicht einer unklaren Vielheit von Gestalten, die dann fremden Einflüssen einer Dämonisierung zugänglicher ist. Dennoch reichen zahllose Bräuche die in unsere Zeit, die den Umzug der Fru Gaur, Verta oder Holle zum Inhalt haben. In Kärnten gingen einst dreischne und eine häßliche Perchtel. Alle vier trugen Gloden umgehängt, wie die Klödler der Klöpslesnächte. Eine hatte einen Besen, mit dem sie die Stude segte, die zweite trug den Kehrricht in die Ede, die dritte warf ihn mit der

Mistgabel, die sie mit sich trug, zur Tür hinaus. Die schiache Perchtel erhielt dann ein Stück Speck, das sie in ihren Sack steckte. In Oberbayern zogen drei Berchten, die ähnliche Tätigkeiten verrichteten, um. Zu ihnen gesellte sich

ber Sage nach beim letten Saufe des Ortes eine unheimliche vierte.

Eine weibliche Geftalt finden wir nicht nur in den Umgugen ber 3wölften, fondern auch in den Wochen porher, dann aber auch gemeinsam mit einem ähnlich ober gegenfählich gearteten Manne, in Belg ober Stroh gehüllt. Gine wefensgemäße Entfprechung der drei Berchten find die zwölf "Rlofe", beren Umgug ichon lange einem behördlichen Berbote gum Opfer gefallen ift und benen fich nach der Sage außerhalb des Ortes ein dreizehnter beigefellte, wie dies von den Berchten fo oft berichtet wird. In den Rlodlernachten gieht bereits ber Schimmelreiter um. Die Glödler felbft haben beim Lofen ber Ratfelfragen, die von den Sausbewohnern por dem Ginlaf an fie gestellt merben, ihre Schlagfertigfeit zu bemeifen. Die färglichen Bruchftude alter Spiele, Die mit ihren Umgugen verbunden find, erinnern an den Grundgedanten des Festes, die Erneuerung, Menschen- und Tiergestalt wechseln ab. Um Tage ber Lugia, die an die Stelle einer Schidfalsschwester getreten ift, beschenft die "Lutelfrau" die Madden, falls fie nicht als "Luda" mit einem Bogeltopfe umgieht, um mit bem Schnabel gu ftechen, ahnlich wie in Riederbeutschland ber Stord im Gefolge des Zwölftenumzuges. Ihre alpenlandifche Entsprechung ift die Schnabelpercht. Lugia erscheint aber auch als Ziege, von einem Manne begleitet, wie in Rarnten die Sabergeiß mit dem Nitolaus, in Bommern ber Rlapperbod mit dem Ruprecht und in Schweden der Julbod mit dem Sternfnaben tommt.

Mancherorts wird der Schimmel oder auch das goldene Röglein allein als Gabenspender erwartet. Die flämischen Kinder aber rufen:

> Sint Niklaes, Gods heilge man, Doe uwen besten tabbaerd (Rod) aen, En rydt er mee naer Spanje, Om appelen van Oranje, Om peeren van den boom.

Wenn uns aber aus einigen Landschaften berichtet wird, daß in den Zwölsten goldene Schweinchen zu sehen sind, so weist dies mit anderen Tiergestalten aus Spiel, Brauch und Sage auf alte Zusammenhänge. Holle-Bercht wohnt in einem Hause der Fülle. Sie und ihr männlicher Gegenspieler spenden wundersame Speisen, die nie zu Ende gehen, ein Gesäß mit nie versiegendem Tranke und unerschöpslichem Reichtum, ja Holle selbst ist ein Sinnbild ewiger Erneuerung. Sowohl das Weihnachtsgebäck in Ebergestalt als auch die goldenen Schweinchen des Volksglaubens erinnern an den goldborstigen Eber der Edda,

der zweisellos dem sich ewig erneuernden Eber entspricht, von dem die Einsherier in Wallhall zehren. Fast anderthalb Jahrtausende zurück liegt die Nachzricht von einem germanischen Weihnachtsspiele, das die "Wiedererstehung des Ebers" darstellt. Das nordische Gegenstück der alpenländischen Habergeiß, der Julbock, aber ist heute noch Hauptgestalt eines Weihnachtsspieles, das von seiner Tötung und Wiedererweckung handelt. Auch in Liedern ist davon die Rede, und ähnliche Spiele klingen in den Umzügen des Schimmelreiters auf deutschem Boden nach.

Weist schon die hier angedeutete Vielfalt auf ein reiches arteigenes Erbe aus früher Zeit hin, so erschließt sich der tiefe Sinn der Weihnachtszeit erst recht aus den nahestehenden Märchen. Aus den "Kinder» und Hausmärchen" der Brüder Grimm ist uns von Jugend her die Geschichte vom Teufel mit den drei goldenen Haaren vertraut. Der Teufel ist hier freilich an die Stelle einer anderen heimischen Gestalt, des Herrn der Außenwelt, getreten. Auch der Sin-

gang ber Erzählung ift nur schlecht erhalten.

Dem Sohne einer armen Frau wird bei der Geburt geweissagt, daß er einst die Tochter des Königs heiraten werde. Der König, der bald davon erfährt, ist mit einem derartigen Nachsolger nicht einverstanden und trachtet dem Knaben nach dem Leben. Er begibt sich zu den Eltern und erbietet sich, den Knaben auszuziehen. Die Eltern wissen, daß ihr Junge ein Glückstind ist und ihm schließlich alles gut ausgeht, und so geben sie in guter Zuversicht das Kind hin. Der König wirft den Knaben samt seiner Hülle in den nahen Fluß und hofft so, den Widersacher losgeworden zu sein. Die Strömung trägt den Knaben slußabwärts, dis ihn ein Müller sindet, der ihn zu sich nimmt und auszieht. Trot aller Nachstellungen des Königs heiratet der Junge dessen Tochter, ja endlich kommt der König selbst um.

In diesem Märchen klingt ein Mythenstoff nach, der uns frühzeitig und häusig auch als Reichsgründers und Religionsgründerlegende entgegentritt. Sein Inhalt wird uns aber erst klar, wenn wir verwandte Märchen betrachten, die in diesen Kreis gehören. Da sie den arischen Völkern aus früher Zeit gemeinsam sind, ähnlich wie viele Bräuche auf eine gemeinsame Vergangenheit zurückgehen, können wir zum Vergleiche über die deutschen Volksgrenzen hinaus greisen. Dies ist um so eher geboten, als gerade im deutschen Märchen hier bestimmte Züge durch widrige Einwirkungen ausgefallen sind. Ein albanisches Märchen hält auch einen Brauch sest, der in den deutschen Alpenländern in ähnlicher Art zu Weihnachten wiederkehrt:

Ein reicher Mann kehrt abends in einer ärmlichen Hütte ein, als die drei Schickfalsfrauen erwartet werden, um dem neugeborenen Knaben sein Schickfal zu künden. Speise und Trank sind für sie bereitet, und sie lassen sich nieder zum Mahle. Als die Frauen gegessen haben, bestimmen sie den Knaben zum Erben und Schwiegersohne des Reichen. Dieser belauscht die Frauen und sucht ihren

Spruch unwirksam zu machen. Er bringt so lange in die Eltern, dis sie ihm das Kind zur Erziehung übergeben. Unterwegs aber legt er es in eine Felsenshöhle, in der Hoffnung, daß es dort umkomme. Eine der drei Frauen holt aber aus der nahen Herde eine Ziege, die den Knaben so lange säugt, die die Hirten ihr eines Tages nachspüren und das Kind sinden. Der Knabe wächst bei ihnen heran und der Spruch der Schicksalen erfüllt sich.

Hier erfahren wir, zum Unterschiede von dem deutschen Märchen, wer das Geschick des Kindes vorher gesagt hat. Wir wissen jeht auch, woher das Sprichs wort stammt: "Es ist ihm an der Wiege gesungen worden". In ewiger Schönheit künden die Worte der Edda von dem Wirken der Nornen bei Helgis Geburt. Selbst die Abersetzung läßt die dichterische Kraft des Helgisliedes ahnen:

In alter Zeit war's, als Aare kreischten, Heilige Wasser vom Himmelsberg rannen, Da hatte Helgi, den heldenmüt'gen, Borghild geboren in Bralunds Reich.

Nacht war's im Hofe, Nornen kamen Und schufen dem Kinde des Königs sein Schicksal: Die Fülle des Ruhms dem Fürsten verliehn sie, Den herrlichsten Namen im Heldenkreise.

Sie schlangen gewaltig das Schicksalsgewebe, Während Sturm die Burgen in Bralund stürzte. Sie entwirrten flink die Fäden aus Gold Und kniipften sie mitten im Mondsaal fest.

Treten gegenüber dieser gewaltigen dichterischen Schau die deutschen Kinderlieder von den drei Frauen in ihrer Schlichtheit etwas zurück, so sinden wir auch
in der nordischen Erzählung von Nornagests Geburt einen Bericht, der in
seiner Einsachheit an die Beschreibung gegenwärtiger Bolksbräuche mahnt. Als
Nornagest geboren wird, ziehen gerade die Schickslassrauen durch das Land
und sind auch bei seinem Vater zu Gaste. Zwei Frauen bescheiden dem Kinde
besonderes Slück, die dritte aber wird gekränkt und bestimmt, das der Knabe
nur so lange leben soll, als das Licht zu seinen Häupten brennt. Ihre Schwester
mildert den Spruch, indem sie die Kerze löscht und der Mutter des Knaben zur
Ausbewahrung übergibt. In dieser Sage offenbart sich uns zugleich der Sinn
der Redensart vom Lebenslicht. Der Spruch der Nornen erinnert aber an das
Märchen vom Dornröschen, dem die nicht gesadene dreizehnte Frau Unheil
wünscht.

Much nach einem isländischen Märchen droht einem eben geborenen Mädchen von der jüngften Schidsalsfrau Unheil. Als die Bergogin bas auf munderbare Urt empfangene Rind geboren bat, treten die brei Schwestern in ihr haus. Eine alte Frau, die fie begrugt, fest nur zweien Speife und Trant por und behalt das der jungften Gehörende für fich, was diefe fehr erzurnt. Die altefte ber Frauen nimmt zuerft bas Rind in ihre Urme und fpricht: "Du follft Märdöll heißen, nach meiner Mutter. Das bestimme ich bir, bag bu burch Schönheit und Verstand ausgezeichnet sein follft vor allen Frauen. Go oft bu weinft, follen beine Tranen gu Golde merben. Das wirft bu por allen Frauen poraus haben, die es je gegeben hat." Darauf reicht fie bas Rind ihrer Schwester, die fpricht: "Du follft Märdoll heißen nach meiner Mutter und ich wünsche bir bas Gute, bas bir meine Schwester bestimmt hat. Du follft einen edlen Ronigssohn zum Gemahle befommen, und ihr werdet Euch von Bergen jugetan fein." Da nimmt die jungfte ber Schwestern bas Rind, doch gornig fagt fie: "Du follft all bas Gute von mir haben, bas bir meine Schweftern perhießen. Weil mich beine Mutter aber ohne Grund gefrankt hat, fo lege ich auf dich, daß du in der Hochzeitsnacht zu einem Bogel wirft. Rur in den erften brei Nächten tannft bu auf turze Zeit die Bogelhaut abwerfen, fpater nie mehr. Bon biefem Unheile kannft bu nur befreit werben, wenn jemand in ber britten Nacht die Bogelhaut verbrennt!" - Der Unheilsspruch bewahrheitet fich, aber in der dritten Racht befreit fie ihr Liebfter.

Berichten uns diefe Marchen, wie die Schidfalsfrauen bas Rind an ber Wiege auffuchen und begaben, fo erzählen uns andere von der wunderbaren Beschenfung bes Mäbchens, bas die Schidsalsgestalten in ber Augenwelt auffucht. Wie im Boltsbrauche treten fie uns auch in ben Erzählungen zuweilen in mannlicher Ausprägung gegenüber, fo in bem Grimmichen Marchen von den "Drei Männlein im Walbe". Das arme Mädchen, das zur falten Winterszeit hungernd und frierend in ben Walb geht, um bort auf Geheiß der Stiefmutter Erbbeeren zu fuchen, findet gastliche Aufnahme bei den Saulemannchen. Für ihre Bescheibenheit und ihren Fleiß erhalt fie reichlichen Lohn. Unter bem Schnee leuchten ihr reife Erdbeeren entgegen und die Saulemannchen verleihen ihr ein besonderes Geschick, das dem Märdölls gleicht. Der eine spricht ihr große Schönheit zu, ber zweite die Gabe, bag ihr bei jedem Worte ein Goldftud aus dem Munde fällt, und der britte bestimmt, daß ein Rönigssohn fie als Braut heimführt. Ahnlich wie im isländischen Märchen ift bem Mädchen aber auch Unheil bestimmt, und zwar gleichfalls die Berwandlung in Bogelgestalt. Denn als fie Ronigin geworben ift, und ihr erftes Rind gur Welt bringt, ba wird fie von der Stiefmutter in den Strom geworfen und babei in eine Ente permanbelt. In ben nächften brei Rachten fucht fie in Menschengestalt ihr Rindlein auf, und ehe fie auf immer gur Ente wird, erlöft fie ihr Gemahl,

Die Schidfalsgestalten verleihen also munderbare Gaben, feltene Schönheit,

Reichtum und fonigliche Sochzeit. Die gleichen Gefchente empfängt bie Golbmarie von Frau Holle, und auch hier erweist sich die Gleichartigkeit von Brauch und Bolfserzählung. Durch den Brunnen steigt das Madchen zu Frau Solle hinab, und mahrend auf Erben Winter herricht, bluben bort die Blumen. Mit der wieder gewonnenen Spindel erlangt fie Schonheit und Gold. Reben ber uns von den Brudern Grimm her befannten Erzählung gibt es noch viele ähnliche aus anderen Landschaften. Da geht die Beldin im Binter gur Schidfalsfrau, um dort Blumen zu holen ober wie von ben Saulemannchen Früchte. Buweilen aber holt fie von ihr auch neues Feuer, ba es in ihrem Seime erloschen ift. Go tommt fie in einem voltsdeutschen Marchen, bas jum Teile gefungen wird, hintereinander ju brei Saufern, in benen Raten wohnen. Im letten erhält fie ichlieflich Feuer. Gine beutsche Sage erzählt, daß die Magd im Saufe fein Feuer anzugunden vermag. Sie geht ichlieflich auf die vom Waffer umgebene Burg, von der fie feurige Rohlen holt, die daheim gu Golde werden. Bluten, Früchte und Feuer find gleichwertige Ginnbilder ber emigen Erneues rung alles Lebens, die in Märchen und Brauch diefelbe Stelle einnehmen. Go ist bei der Entstehung der großen Jahresfeste Diese Borftellung auch finnvoll mit bem Connenlaufe verbunden worden, und felbft die im fpaten Rom auf ben 25. Dezember angesette Geburtsfeier ber unbesiegten Sonne bleibt ben Unschauungen der arifden Bolfsüberlieferung verbunden.

Den tiefften Ausbruck findet die Lebenszuversicht aber in den Erzählungen von dem Heldenkinde, das in diesen Nächten geboren wird. Es ist wunderbar empsangen, wie Märdöll, und an seine Wiege treten die Schickslesfrauen, die ihm hervortagende Gaben verleihen. Sie sind es, denen das neugeborene Kind nach alter Volksanschauung besondere Wesenszüge verdankt, die es befähigen, ein großes Schickslauung besondere Wesenszüge verdankt, die es befähigen, ein großes Schickslauung des Volkslauung hat nichts mit der vom starren Schickslau zu tun, dem man nicht ausweichen kann und das man daher tatenlos über sich hereinbrechen läßt. Das Schickslaum arischen Sinne ist vor allem eine Ausgabe, ein Austrag zu einer geraden und tatenfrohen Lebensführung. Der Wensch trägt es in sich selber, und sein Leben, richtig gelebt, ist ein Widerklang der Weltordnung. Schickslass hier Verbundenheit und Verpslichtung einer alles überhöhenden Schau gegenüber. Auch wenn der Held weiß, daß es ihm letzlich den Untergang bringt, führt er sein Vorhaben aus. Daher sprechen

bie Schidfalsfrauen in Bogelgeftalt gu Sigurb:

Zusammen binde, Sigurd, die Ringe einem Könige bangt vor dem Kommenden nicht! — Ich weiß eine Maid, die wunderholde, umwunden mit Gold, ich wünsche sie dir.

Und obwohl Sigurd weiß, daß ihm aus dem Bunde mit Brünhild Unheil erwachsen wird, entscheidet er sich für sie:

Dräue mir Tod auch, ich benk nicht an Flucht, Als Zager nicht ward ich gezeugt; mein Glück wird's sein, dich ganz zu besitzen, so lange das Leben mir währt.

In diesem Sinne walten die Schickalsfrauen nach alter germanischer Ansschauung, und da sie das Kind in der Wiege mit besonderen Wesenszügen ausstatten, so werden sie gleichsam zu dessen mythischen Müttern. Aus diesen Vorstellungen wird uns erst die Sage von Heimdalls neun "Müttern" versständlich (auf die sich freilich noch andere Vorstellungen beziehen) und nun ist auch die alte angelsächsische Bezeichnung für die Zwölsten, modraneht, die in der die sie Gegenwart üblichen deutschen Benennung "Mütter" ihr Gegenstück hat, in ihrer Bedeutung klar. Denn in diesen Nächten wird ja das Heldenständ geboren, an dessen Wiege die drei jungfräulichen "Mütter" treten, und wie im Märchen sür die Schickalsfrauen der Tisch gedeckt wird, so noch heute nach altem Volksbrauche für Perchta und ihr Gesolge. Die bes gabenden Schickolsfrauen, zuweilen auch sieben, neun oder zwölf an der Zahl, werden manchmal gleichsam zu Wesenszügen der von ihnen beglückten Gestalt selbst, wie in dem Rätselliede, in dem sie wieder in Vogelgestalt auftreten:

Hübscher junger knab! uf mines vatter giwel fixen de fögelin süben: wes die fögelin geleben, kinnen ir mir das gesagen, so süllent ir min rosenkrenzlin von hinnen tragen.

Der erst gelebt üger jugent, der ander üger tugent, der dritt üger sießen eigelin blide, der fierde ügers guotes, der fünste ügers muotes, der sechste ügers stolzen libs, der sübende ügers reinen herzen schrins; Bart jungsrouw, gen mir das rosenkrenzlin.

(Bgl. Spieß, Martfteine).

Behutsam wachen die Schicksalsfrauen über das Wachstum des Heldenkindes, und im Tanze bewegen sie sich um die goldene Wiege des Mädchens, das zu einstiger Schönheit auserkoren ist. Diese Borstellungen, die mehrsach auch in der griechischen Sage wiederkehren und in manchen Bräuchen heute noch fortklingen, sind der Anlaß zum mittelalterlichen Kindelwiegen und den Tänzen um die Krippe.

Ahnlich wie hier Erzählgut und Brauchtum einander entsprechen, ift es bei ben Ergählungen von den Zweigen und Bluten, die von Frau Solle geholt werden. Un bem Orte, wo die brei Jungfrauen unter ihrem Birnbaume er-Scheinen, findet das Mädchen zur falten Jahreszeit grünes Laub, das ihr Reich= tum verleiht. Noch heute ift ein Brauch fehr verbreitet, ber mit biefer Sage in Berbindung fteht, benn an den Tagen ber Schidfalsfrauen bringen die Mädchen einen Zweig in die winterliche Stube, ber bis Weihnachten aufblühen und bann Sochzeit verheißen foll. Die brei Frauen, Die fehr oft auch im firchlichen Bereiche weiterlebten, besonders unter ben Namen Ainbet, Warbet und Wilbet, find aus bem Bereiche des borflichen Rirchenlebens auch in die Stadt gedrungen und dort zu einer, ben Legenden burchaus widerfprechenden, neuen Dreiheit geworden. Katharina, Barbara und Margareta, vom Volke als Schwestern aufgefaßt, hegen im Ginne ber alten Rinderlieder bas neu geborene Rindlein. Ihre Bedeutung war fo groß, daß die Dreiheit der Schidfalsfrauen auch in den Festkalender der Borweihnachtszeit aufgenommen werden mußte (vgl. Spieg). Gelbst die germanische Zeitrechnung nach dem Monde ift bazu beibehalten worden. Mit Ratharina (25. November) beginnt diese Zeit. Ihr gehören neun Nachte gu. Um 4. Dezember folgt Barbara und nach abermals neun Nächten Lugia, die im Boltsbrauch völlig ber Frau Solle entspricht und in ben Umzügen auch Ziegengeftalt annimmt. Dhr gehören, als ber Zwiefpältigen, neun helle Rachte und anschließend bie brei buntlen Rachte gu, nach benen ber Helb geboren wird. Mit Lugia beginnen auch nach anderer Aberlieferung bie 3mölften. Gerade an ben Tagen biefer Frauen wird aber ber Zweig gepflüdt, ber zu Weihnachten blühen foll. Er entspricht burchaus ben Blüten und Zweigen in Sagen und Märchen. Die gleiche Bedeutung fommt auch jenen immergrunen Zweigen zu, die in den Alpen an manden Orten, wo der Weihnachtsbaum in seiner heutigen Form noch nicht üblich ift, feine Stelle einnehmen. Gie heißen Berchtelbofden, alfo Berchtengweige, führen alfo jenen Namen, ber für die Barbara- und Luzienzweige Borbild gewesen ift.

Die Verbindung der Vorweihnachtszeit mit den Schidsalsgestalten in ihrem Wirken für die Fruchtbarkeit von Mensch und Ader klingt in manchen Bräuchen, Sagen und Anschauungen nach. In den Alpen geht der Bauer zu Weihnachten

in ben Garten und ichuttelt bie Obitbaume, wobei er fpricht:

Bäumchen wach auf und trag, Morgen ift der heilige Tag.

Oft überläßt man das Schütteln dem Winde, und es herrscht die Meinung, daß Wind in der Weihnachtszeit ein gutes Obstjahr zur Folge hat. Auch hier gelten ähnliche Anschauungen für die Vorweihnachtszeit. So hat der Dreis WochensWind, der vor Weihnachten wehen soll, die gleiche gute Wirkung. Auch

diese wird mit Frau Holle in Verbindung gebracht. In Thüringen schüttelt der Bauer die Obstbäume mit den Worten:

Bäumden wach auf, Frau Holle kommt.

Von dem Rauschen des Windes, das in dieser Zeit vernehmbar ist, meint hier das Volk, es komme von einer Taube, die in den Zwölsten über das Land fliegt und deren Rommen ein fruchtbares Jahr bewirkt. Überall, wo sie sich niederläßt, herrscht im nächsten Sommer besondere Fruchtbarkeit. Diese Taube aber ist eigentlich eine Frau, die nur die Zwölsten über Vogelgestalt annimmt und nachher wieder Frauengestalt.

Der DreisWochen-Wind und die Klöpfelnächte haben die Erinnerung an ben alten Festmonat bewahrt. Sie sind indes auf die neue siebentägige Woche bezogen. Zugleich ist uns mit der zeitlichen Ansetzung der neuen kirchs lichen Einheit der Schicksalssfrauen auch die ursprüngliche Einteilung der Vor-

weihnachtszeit erhalten geblieben.

Die Berchtenzweige entsprechen dem Weihnachtsbaum, der in seiner heute üblichen Gestalt erst spät die jetzige Verbreitung fand, und sagen damit über dessen Bedeutung aus. Denn auch der Weihnachtsbaum ist ein Sinnbild des ewig sich erneuernden Lebens, das bezeugen zudem seine landschaftlichen Entsprechungen bei allen germanischen Völkern und über deren Volksboden hinaus.

Noch heute stellt ber Kärntner Bauer die Zwölften über ein schlichtes Fichtenbäumchen an das Tor oder auf den Brunnen. Im Mölltale wählt er zwei größere Fichten, die er zu beiden Seiten des Haupttores aufrichtet und deren über den First ragende Wipfel er mit Bändern schmückt. Diese an den Mais baum gemahnenden "Weihnachtstachsen" von der Südgrenze des geschlossenen deutschen Volksbodens haben ihr Gegenstückt im standinavischen Norden, da der schwedische Bauer links und rechts vom Tore an einer hohen Stange Tannenwipfel andringt und daran Sabe sür die Vögel bindet. Aber auch den Kärtner Brauch, den Weihnachtsbaum an den Brunnen zu setzen, sinden wir in anderen Landschaften wieder. So war es im Elsaß üblich, zu Neujahr am Brunnen eine mit Eiern und Bändern gezierte Tanne aufzurichten, die von Mädchen umtanzt wurde. Wir erinnern uns dabei des Brauches, im Mai oder zur Sonnwend den Brunnen zu schmücken und darum zu tanzen.

Im allgemeinen aber steht ber Lebensbaum zum Weihnachtsfeste im Gegenssate zu anderen Jahreszeiten nicht im Freien, sondern in der Stube. Dabei ist es nicht immer ein Nadelbaum. Während in Schweden früher eine Eberesche ohne jeglichen Schmuck eingeholt wurde, brachte man in Thüringen Ebereschenzweige in die Stube, die am Weihnachtsabend geschmückt wurden. In Salzburg wählte man Eibens und Wacholderzweige für die Perchtelboschen. Neben dem

immergrünen Baume oder Zweige steht der blühende, der an den Tagen der heiligen Frauen geschnitten wird und dis Weihnachten aufblühen soll. Am beliedtesten sind Kirschen= und Weichselzweige, aber auch Linde und Flieder werden eingeholt. Bis in das vorige Jahrhundert wurde zuweilen ein ganzer Baum in die Stube gepslanzt, damit er dis Weihnachten blühe. In seine Zweige wurden dann noch Lichter gesteckt. Zu diesen vielfältigen Formen gesellen sich die fünstlichen Bäume, wie der Klausenbaum, der ostsrießische Weihnachtsbogen oder die Weihnachtspyramide. Immergrüner Baum, Blüte, Frucht und Licht sind wie das neugeborene Kindlein Sinnbild der Erneuerung, wie der gleiche Gedanke auch in den Weihnachtsspielen von Eber und Julbod zum Ausdruck kommt. Die Gleichsetzung des neuen Menschenlebens mit der Blüte oder dem Zweige ist uns allen aus Liedern geläusig, nach denen aus dem Grabe ein Baum oder eine Blume wächst, in denen der Tote gleichsam wieder ersteht, oder etwa aus dem Weihnachtsliede:

Es ist ein Ros entsprungen Aus einer Wurzel zart.

Entsprechend ber Sahreszeit finden wir ben Baum und besonders bas Festesfeuer seltener als zu den anderen Festen im Freien. Allerdings mar in Thuringen, Kärnten, Tirol, auch in Holland und anderwärts schon vor der Einführung der neuen Sonnwendfeier bas Beihnachtsfeuer im Freien üblich, zuweilen in Berbindung mit Fadelzugen. Go lange im beutschen Bauernhaus bas Feuer auf dem Herde entzündet wurde, brannte auch auf ihm bas Festfeuer ber Beihnachtszeit. Bor Beihnachten murbe ein Baum gefällt, beffen Stamm drei oder zwölf Rachte hindurch langfam auf dem offenen Berde perbrannte. Später ftedte man an ben brei heiligen Rachten einen großen Sol3= ftod in ben Dien, ber bie gange Nacht brennen mußte. Nachtlänge finden fich, wenn gefordert wird, daß die gange Weihnacht Feuer im Dien fei ober die Alde ber Zwölften für die Felber gesammelt wird. Nach alter Unschauung foll zu diesem Feuer auch neunerlei Holz Berwendung finden. Mit dem Un= zünden und Berbrennen des Blodes verbanden fich Lieder, in denen gang ähnlich wie in unferen Unfingeliebern ber Rauhnachte Glud und Gedeihen für das kommende Jahr verheißen wurde. In einem bulgarischen Liede, in dem ber Baum felbst als Sprecher aufgefaßt wird, ergahlt biefer, daß er im Gebirge aufgewachsen fei, mit filbernen Blättern und golbenen Früchten. Die allen arischen Bölkern gemeinsame Borstellung vom Lebensbaume klingt hier ebenso nach wie in den Sagen vom Baume, der zur Winterszeit erblüht und Früchte trägt und beffen Lichter fein Sturm ju lofden vermag. Rach ichwedischer Volksanschauung durfte der glimmende Weihnachtsblod nicht ganglich verbrannt werden, da in ihm der Rudud verborgen war, der die Fruchtbarkeit des nächsten Jahres gemährleiftet. Auch im lugemburgischen "Schnefuoscht", ber mit drei Pferden eingeholt wird, stedt ein Rudud. Er beginnt zu singen, sobald der Klotz warm wird. Mit dem letzten Stüde wurde zum nächsten Weihnachtsfeste der neue Stamm entzündet.

Wie bei allen anderen Festen ist auch zu Weihnachten das Festmahl bes sonders wichtig. Es werden neun verschiedene Speisen aufgetragen, und ganz bestimmte Gerichte sind selbst in den Städten noch üblich. Erinnert sei nur an

ben Schweinstopf, ber eine beliebte Beihnachtsfpeife barftellt.

Besondere Sorgfalt gilt in dieser Zeit aber den Festgebäcken verschiedenster Art. So wird das Weihnachtsgebäck, das mit bildhasten Wiedergaben von Tieren geschmückt ist, erst am Ende der Zwölsten angeschnitten. Alle Haussgenossen und auch die Tiere erhalten davon. Besonders häusig sind in dieser Zeit die Gebildbrote, die in engster Beziehung zum Inhalt des Weihnachtssestes stehen. So gibt es in Flandern zu Weihnachten Kuchen in Ebergestalt, wie anderwärts aus Weizenteig gebackene Wickelsinder, Männlein, Tauben, Hühner mit Küfen, Hündlein und auch den Reiter. Sage und Volksglaube spiegeln sich auch in den Festesspeisen.

Neben den Sagen, die vom Umzuge der Frau Holle berichten, sind die vom Wilden Jäger und dem wütenden Heere näher mit der Weihnachtszeit verbunsden. Wenngleich viele Volkserzählungen bereits entstellt sind, so läßt sich doch der eigene Wesensfern bei ausmerksamer Betrachtung erkennen. Die Redensart "ins alte Heer gehen" für sterben weist darauf hin, daß man in dem während der Zwölsten aus dem Berge ziehenden Heere die toten Vorsahren sah. Der wilde Jäger wird vielsach als der bergentrückte Held ausgesaßt. Der nächtliche Umzug der außerweltlichen Gestalten brachte Fruchtbarkeit und Gedeihen mit sich.

Eine naturverbundene Lebensanschauung und das Vertrauen auf die Ewigteit des Lebens tonnen nur in einem Bolfe bestehen, bas auch der Bergangenheit eng verbunden ift. Go ift Weihnachten auch das Feft des Gebentens, ba in befinnlichen Stunden ber Uhnen gedacht wird und ber Bauer hinausgeht, ihre Grabhugel zu ichmuden. Nach nordischer Uberlieferung wohnen fie im heiligen Berge, ber zu Weihnachten offen fteht. Denn bann giehen fie gleich ben Schidfalsgestalten umber und fehren bei ihrer Sippe ein. Feierlich werden die Namen der verftorbenen Uhnen aufgerufen, wenn fie zum weihnachtlichen Festmahle geladen werden, ein Brauch, ber in finnvoller Entsprechung heute bei ber Aufrufung ber Toten ber Bewegung am 9. November wieberfehrt. Dhne Borbild ift hier aus gefundem Empfinden und einer zeitlos gultigen, raffifd bedingten Gefinnung der gleiche Ausdrud für eine politische Feier des 20. Jahrhunderts gefunden worden, wie für einen viele Jahrtaufende alten Brauch unferer bäuerlichen Borfahren, ber ahnlich auch an ben Totentagen des Novembers in Gudtiroler Dörfern üblich mar. Wenn es irgend eines Beweises bedurft hatte, daß wir mit unserem Bemühen um eine artgemäße Festgestaltung auf bem rechten Wege find, fo ift er burch bie innere Gemeinsamfeit zwischen altem bäuerlichem Brauchtume und den neuen Reichsfeiern, die hier nur angedeutet wird, erwiesen. Nicht krampshafte übernahme, sondern sinnvolles Gestalten aus der gleichen, artbedingten Gesinnung ist von uns anzustreben. Vieles vom überlieserten Brauchtum wird uns dabei nicht nur geistige Ausrichtung, sondern auch Anregung und unmittelbarer Feierinhalt sein können. Eine urgesunde und schöpferische Frühzeit unseres Volkes hat einst diese Bräuche geschaffen. Soll die Erneuerung unseres Volkes Bestand haben, dann müssen auch die Feiern unserer Zeit der großen Vergangenheit würdig sein.

Beiteres Schrifttum für die Beihnachtszeit:

5 üf ing Georg, Die vierte Marge (Baufteine 3. Gefchichte, Bolferfunde u. Mathenkunde, 3g. 4).

S dy u I t Bolfgang, Beihnachten (Nat.-fog. Monatshefte, Deg. 1935).

Spieg, Rarl von, Martfteine ber Boltstunft I u. II.

Spieß, Rarl von, Die Beihnachtszeit und ihre Geftalten (Nat.-fog. Monatshefte, Deg. 1941).

Spieg, Rarl von, und Mubrat Comund, Deutsche Marchen - Deutsche Belt.

Strobel Sans, Bauernbrauch im Jahreslauf.

Weihnachtsschmuck

In Weihnachtsgeschehen erfüllt sich der Gedanke, daß alles Jugendstarke und Große im Kampf und Not geboren wird: Darin liegt nicht zuleht das Geheimenis des besonders starken Erlebens, das gerade die Weihnacht unseres kampferprobten Volkstums in sich birgt.

Ein schönes Weihnachtsfest ist bas wertvollste und fostlichste Geschenk, bas

wir unferer Familie bieten fonnen.

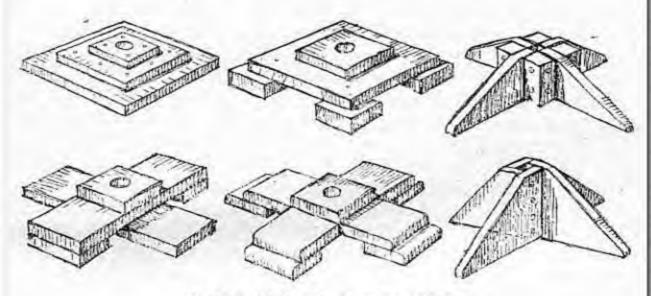
Glanzvoll kann ein Fest verlaufen, das unter kostspieligem Auswand an Ausstattung und Geschenken, an gutem Essen und Trinken geboten wird. Herz und Gemüt werden aber weit stärker und nachhaltiger ergrissen von der schlichtesten Feier, die wir aus eigener Kraft und aus unserem Erleben heraus vorbereiten und durchführen. Im gemeinsamen Planen und Abmühen einer fröhlichen Gemeinschaftsarbeit sinden sich alle Herzen. Unser Sinnen und Trachten stellt sich ganz ein auf das weihnachtliche Geschehen und Erleben. Im Werden erleben wir schon eine Vorfreude und Spannung, die dann doppelt beglückend sich lösen wird, wenn der Tag des Festes angebrochen ist.

Der Grundsatz, daß besser als gekaufter äußerer Glanz der aus eigener Kraft gewonnene innere Wert eines Festes ist, gilt auch besonders für den Festschmuck des Raumes, die Ausgestaltung des Sinnbildgutes, die wohlbedachte Wahl und das liebevoll festliche Zurechtmachen der Gaben. Darum wollen wir all diese

Dinge felbit finnvoll porbereiten und ichaffen.

Neben der heute zumeist üblichen Tanne oder Fichte entspricht alles andere im Winter grünende oder blühende Gezweig der Landschaft dem Sinne des Weihnachtsbrauches, also auch Buchs, Wacholder, Efeu, Sibe, Ilez und besons ders die Mistel. Für den Gebrauch im kleinen Kreis, als Taselschmuck oder Beigabe zu Geschenken, freuen wir uns an den mannigsachen wunderschönen Weihnachtsgebinden und Weihnachtsleuchtern unserer Heimatgaue.

Damit es aber ben ganzen Winter über in unserem Heim "weihnachtet", binden wir schon zu Beginn der Weihnachtszeit den Lichterfranz, der im Flur oder inmitten unseres Wohnraumes prangen soll. Der vorweihnachtliche Lichterkranz trägt vier Kerzen. Die vorgeschnittenen Zweige werden büschelweise mit Blumendraht oder Bindsaden umwickelt und dann, Büschel um Büschel, aneinandergereiht. Kränze, die für freien Hang bestimmt sind,



Beifpiele felbftangefertigter Baumftanber

müssen doppelseitig begrünt werden. Goldband und rote Kerzen geben dem Kranz sestliche Farbenfreude. Aus Goldpapier, das man mehrsach zu einer Walze zusammenrollt, kann man Tüllen basteln, die der Kerze guten Halt geben. Eingelegtes Staniol und Anstrich mit Wasserglas verhüten das Ansbrennen. Diese Tülle wird am untern Ende sest mit derbem Draht verschnürt, der durch den Kranz gebohrt und dann von unten her zurückgesteckt wird. Dann kann man leicht die sest in der Tülle steckende Kerze in aufrechte Haltung bringen.

Der Weihnachtsbaum trägt die Früchte und Lebkuchen, die zum Abschluß eines richtigen Weihnachtsfestes "geplündert" werden. Auch aller andere Schmuck hat sinnbildliche Bedeutung. Wir behängen also den Baum nicht willkürlich mit irgendwelchem Flitter, sondern vor allem mit Apfeln, Nüssen

(die gerne vergoldet werden), auch mit Kienzapfen, mit Badwerf wie Sterne, Scheiben (Sonnen), Mondsicheln, Glückssterne, Ringeln, Rädfränze, Brezeln u. a. Dazu kommen noch Weihnachtseber, Kindchen, Vögel, Blumen und andere schöne Dinge.

Ein mit billigem, schreiendem Flitterkram überladener Weihnachtsbaum ist genau so verfehlt, wie etwa ein nur mit Lametta oder anderem eintönigen

Schmud behangener "äfthetischer" Baum.

Lebendiges Brauchtum will auch nichts von Fälschungen wissen. Elektrische Kerzen, z. B. mit ihrer toten gleißenden Helle stehen im Widerspruch zum naturhaften Wesen des Festes. Euer Baum soll im lebendigen, milden Licht echter Kerzen erstrahlen.

Selbst gebastelter Baumschmud. Selbstverständlich soll unser Baum neben seinem naturhaften Schmud nun auch mit bunten und goldenen und silbernen Farben leuchten. Nichts ist unterhaltsamer als das Basteln von Baumschmud. Aus Gold- und Silberpapier, auch Buntpapieren, die man für doppelseitige Schau zusammenklebt, entstehen im Faltschnitt Sterne und Blumen, Doppeladler, Lebensbäume und Lebensrunen und im einsachen Formsschnitt auch Bögel und alle weihnachtlichen Sinnbilder und Sinnzeichen. In Streisen geschnitten und zu ineinandergreisenden Ringeln zusammengeklebt, gibt's schimmernde Ketten. Rundherum aneinandergeklebt bilden diese Ringelschöne Rosetten.

Rlebt man zurechtgeschnittene Strohhalme in dichter Reihung auf eine Unterslage von Pappe, so entstehen Sterne und andere Weihnachtsgebilde, die im Lichterglanz des Baumes wie Gold sunkeln.

So können auch z. B. Windrädchen, die sich in der aufsteigenden Wärme der Rerzen drehen, aufgehängt werden. Vielfach zieren sie auch die Spitze des volkstümlichen Weihnachtsgeleuchts.

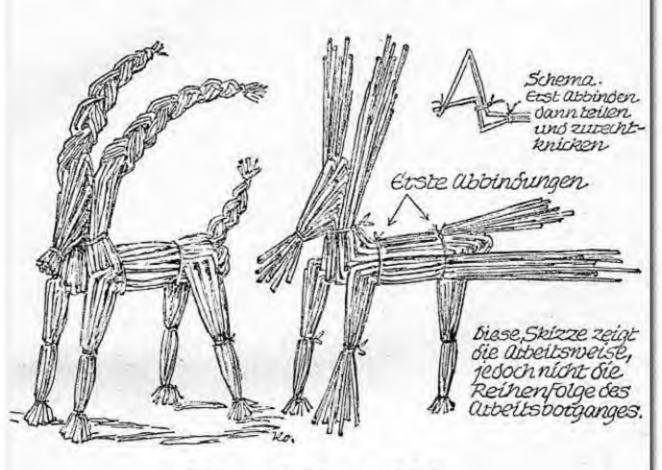
Wir erinnern uns auch wieder des Klausenbaumes, der Putäpfel, der Weihnachtsklausen, der Tunscheere und anderer urtumlicher weihnachtlicher Gebilde.

Der Klausen baum ist wie der Lichterfranz auch ein besonders schöner und stimmungsvoller weihnachtlicher Taselschmuck. Sieden schöne Apsel mit hartem Fleisch werden durch Einsteden von beiderseitig etwas zugespitzten, nicht zu kräftigen Zweigstücken so miteinander verbunden, daß ein dreieckiges Gerüst entsteht. Die neun Städchen sür einen etwa 70 cm hohen Klausenbaum sind je 25 cm, die drei Querstädchen, die die mittleren Apsel verdinden, etwa 12 cm lang. Mit 4 Apseln und 6 Städchen kann man auch schon einen Klausenbaum dauen. In die Apseln und 6 Städchen kann man auch schon einen Klausenbaum dauen. In die Apsel werden rote Kerzen gesteckt, denen mit Hilse eines erhitzten Nagels haldierte Zündhölzer eingeschmolzen werden. Mittels solcher Hölzechen steckt man auch je 3 Nüsse in den Apsel. Dazu kommt wintergrünes Gesweig, Tanne, Eide, auch Buchs, oder was die Landschaft sonst an grünem Leben bietet. Wo Apsel sehlen, müssen auch Kartosseln genügen, besteckt mit

irgendwelchem sinnentsprechenden Beiwert. Der Klaufenbaum eignet sich auch

als finnige Beigabe für weihnachtliche Ehren- und Liebesgaben.

Der Putapfel mit Kerze, Grün und Nüssen bestedt tann auf drei einsgestedte Hölzen gestellt werden, die einen sicheren Stand geben. Er ist an der Weihnachtstafel ber besondere Schmuck am Platze eines jeden Gastes. Er ist,



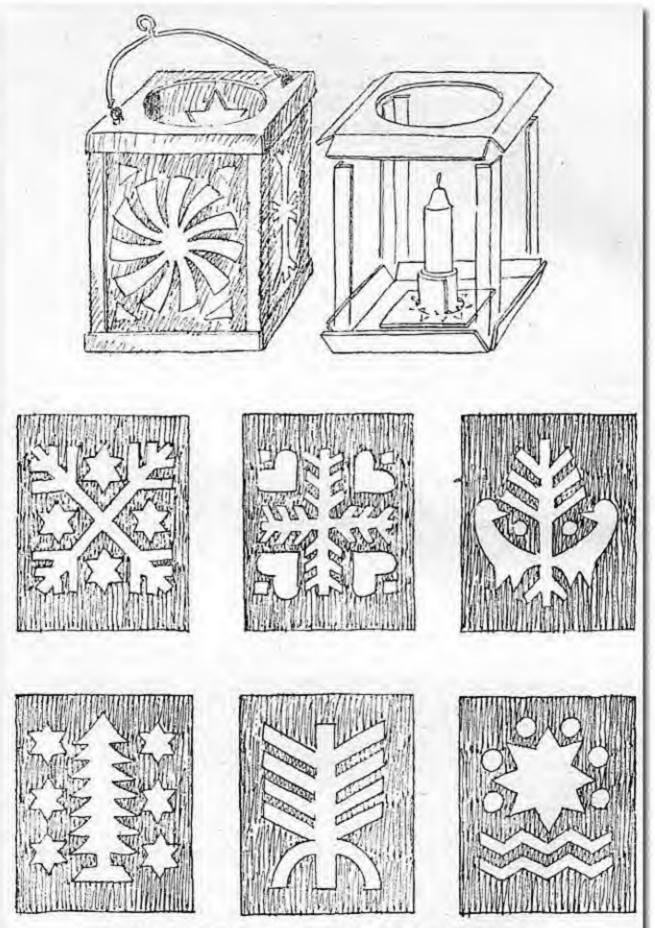
Unleitung gur Berftellung eines Julbodes

um nur einige weitere Verwendungsmöglichkeiten zu nennen, sinnige Begleitgabe für Weihnachtsgeschenke oder er prangt inmitten des Gabentellers.

Mancher wird sich beim Lesen dieser Zeilen auch der anderen, meist stammesseigenen Weihnachtsgebilde erinnern, wie z. B. der niederdeutschen Tunssche er und der Weihnachtsleuchte uch ter.

Fruchtmännchen und Strohtiere, besonders der nordische Julbod, sind vergnügliche Tischgäste, sie werden als liebevoll gebastelte Beigabe gern gesehen.

Als weihnachtlichen Raumschmud stedt man einsach grünes Gezweig (auch Misteln) in möglichst regelmäßiger Verteilung überall ba ein, wo sich



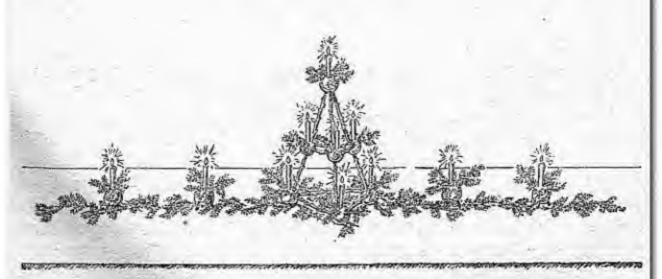
Borichlag jur Anfertigung einer Beihnachtslaterne für Sternfinger

Gelegenheit bietet. Lichterkranz, Weihnachtsbaum und Tafelschmuck vollenden das festliche Bild des Raumes.

Es gibt noch mancherlei volkstümlichen Weihnachtsbaum, der sinnvoll die Weihnacht verschönern kann. Im Feiern, im eindrucksvollen Sinnbild und Gleichnis, offenbaren sich die inneren Werte unseres Volkstums. Das Bewußtswerden dieser Werte stärkt ganz entscheidend unsere Seelenkräfte und damit auch unser ganzes Lebensglück und unsere Lebenskraft.

Darum wollen wir uns mit Lust und Liebe auf die Weihnacht vorbereiten und sie als ein glückliches Fest der Familie, als ein Fest beseelter Bindung an Bolk, Sippe und Heimat seiern.

Franz Rolbrand



Dom richtigen Schenken

Das wäre das Weihnachtsfest ohne die Zeit der vielen heimlichen Vorbereistungen. Ein großer Teil des geheimnisvollen Zaubers, der dieses Fest umgibt, wäre ihm genommen. Eine der wichtigsten Vorbereitungen aber ist die sorgsfältige Auswahl, der Kauf oder die liebevolle Selbstansertigung von Gesschenken.

Beihnachten ift bie Beit bes Freudebereitens.

Allen Menschen, benen wir uns enger verbunden fühlen, benen wir näher stehen, wünschen wir ein frohes Fest und überreichen ihnen ein Geschenk zum Zeichen unserer Liebe, Freundschaft, Zuneigung oder Verehrung.

Selbst bas kleinste sinnvolle Seschenk kann Freude bereiten, kann bem Nächsten die Sewisheit geben, daß wir uns bemühen, ihn zu verstehen, ihm näherzukommen.

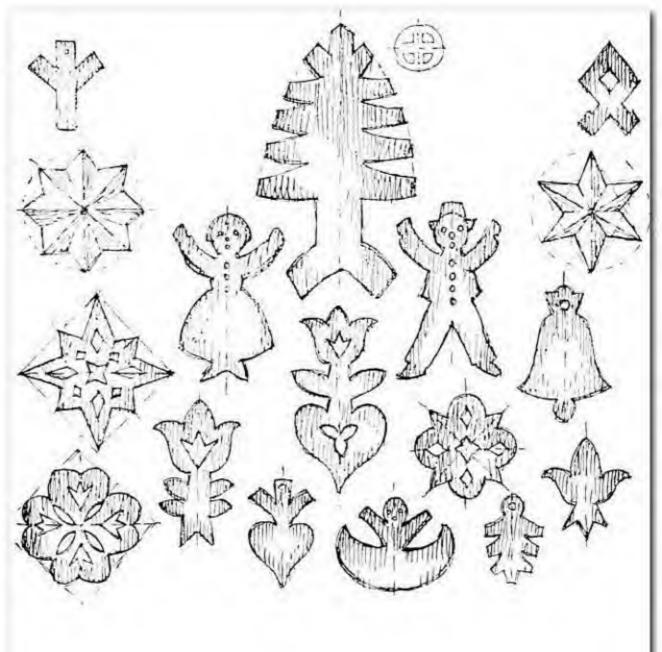
Wir muffen also sinnvoll schenken! Wer bedenkenlos und bequem in den nächsten Laden tritt, um irgend etwas zu kausen, wird selten das Richtige treffen. Wer aber versucht, des anderen geheime Wünsche zu erraten und sich Zeit nimmt beim Geschenkeaussuchen, wer versucht, sich in die Geele und das Gemüt des anderen zu vertiesen, der wird immer richtig schenken und freudige Überraschung auslösen; der wird schon längst bemerkt haben, daß hier ein kleiner Bernsteinschmuck in schlichter Aussührung, dort ein guter Roman von einem bestimmten Schriftsteller besonders erfreuen.

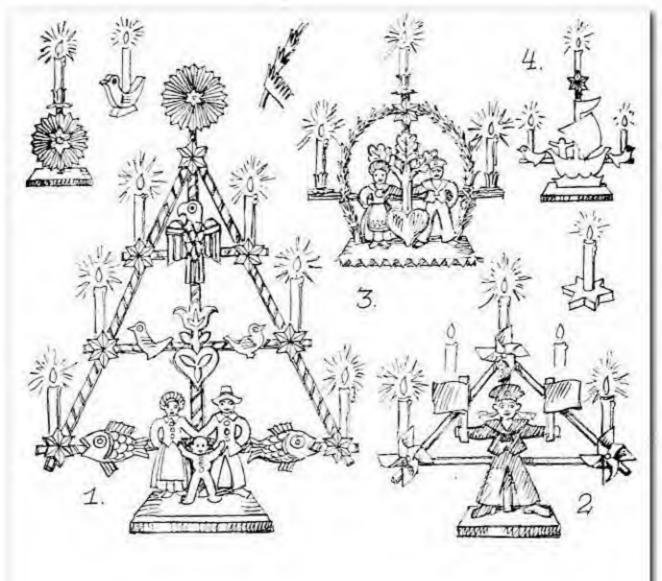
Oder sehlt etwa einem befreundeten jungen Shepaar in der Wohnung ein geschmackvolles Bild, eine zierliche Base, ein handgeschmiedeter Leuchter? Oder aber sind von der Hausgehilsin praktische Dinge, vielleicht für die Ausssteuer, heimlich erhofft? Und dann erst das rechte Beschenken der Kinder; kein Flitterkram, kein Tand, nichts, was zu kostbar, ist für die stets grifsbereiten Hände eines alles Inwendige erforschenden Geistes, dessen Drang jedes Kind in sich spürt.

Nicht schenken, weil es üblich ist, sondern um Freude zu bereiten, der andere soll spüren, daß wir seine Wünsche zu erraten versuchten.

Sinnvoll und von tieferer Bedeutung sind jedoch immer Geschenke, die wir selbst auf dem Wege des Laienschaffens ansertigten. Die Tochter stickt, häkelt oder strickt eine Decke, einen Schal oder sonst eine Kleinigkeit für die Mutter, den Vater. Der Sohn bastelt, sägt, klebt, leimt ein Schmuckkästchen mit den alten Symbolen der Liebe und Verehrung.

Wenn dann den Geschenken als kleine Shrengabe noch ein Zweiglein Tannengrün beigefügt wird, so erblickt ein Jeder im Schenken nicht mehr einen Warenaustausch, sondern den Freundschaftsbeweis eines ihm nahestehenden





Weihnachtsleuchter für Schiffe und Infel ohne Baumwuchs

- 1. Baumgestell mit Paar und Sprößling, blühendem Berg, Bogeln, Beihnachtstarpfen, Abler, Gludsfternen und Sonne.
- 2. Leuchter mit Sternen und Winter, brei ober fechs Rergen.
- 3. Glüdsbogen (Laube) mit Liebespaar und fproffendem Berg, Glüdsstern, drei Rergen ("Tunscher").
- 4. Leuchter mit Lebensichiff, Bogeln und Sonne.

Applitationsarbeit mit Golds, Gilbers und MetallsGlangpapier, Holzteile roh oder grün umwidelt.

Meniden. Diese fleine finnbildliche Beigabe gibt bem Geschent eine verinner-

Die Heimlichkeit in der Zeit des Borbereitens, das immerwährende Befchaftigen mit der Person, für die man arbeitet, all dies gibt schon eine innere Befriedigung, einen inneren Frieden, und erhöht den seelischen Wert des Geschenkes. Go wird das Schenken persönlicher, herzlicher.



Der deutsche Weihnachtsbaum

Sinnzeichen der deutschen Weihnacht ist der Tannenbaum. An ihn denken wir, wenn in den stetig kürzer werdenden Tagen nach der Ernte die Lichtsehnsucht aussteigt, mit ihm beschäftigen wir uns in den Tagen der Rüste vor dem Fest und unter dem seuchtenden Weihnachtsbaum versammeln sich die Glieder der Familie zu ihrem schönsten Fest. So urdeutsch erscheint den Völkern um uns der Lichterbaum, daß sein Brauch nur selten Eingang fand in ihren Häusern, so deutsch, daß in Kriegszeiten in Veröffentlichungen und Verboten gegen das Ausstellen des geschmücken Tannenbaumes vorgegangen wurde. Selbst die Kirche, die sich durch Jahrhunderte hindurch bemühte, alles Brauchtum der Jahreswendnächte auf das von ihr im vierten Jahrhundert unserer Zeitzechnung eingeführte Fest der Christgeburt zu vereinen, empfand den Weihnachtsbaum so sehr als ihren Anschauungen wesensfremd, daß sie ihm ihre Sotteshäuser bis in unsere Tage hinein verschloß.

Sie tat recht daran, denn der Weihnachtsbaum ist nun einmal gewachsen aus germanisch-deutschem Glauben, der weit vor der Einführung der fremden Heilslehre lebendig war und abseits der gebotenen Dogmengläubigkeit nach der Zwangschristianisierung im deutschen Bolke am Leben blied. Unser Lichterbaum ist der rechtmäßige Enkel jenes Jahresbaumes, den wir gegenwärtig noch als Maibaum oder Erntebaum aufstellen, den wir als "Lebensbaum" sinden auf den mannigfaltigen Gestaltungen deutscher Bolkskunst. So trägt er das Erbe eines urgermanischen Heilszeichens, verbunden mit dem Lichterbrauch, der seine Uhnen im Jahresseuer, im Wintersonnenwendeseuer erbliden darf.

Wie die Jahresseuer aus germanischem Brauchtum noch jahrhundertelang troth kirchlicher Verfolgung auf deutschem Boden ausleuchteten, wurden auch die Jahresbäume immer wieder aufgestellt. Selbst dort, wo es fremden Gewalten gelungen war, Feuer und Baum zu verdrängen, blieb der Tannenzweig als glückverheißendes Zeichen der Jahreswende verbunden. So sagt Sebastian Brant am Ende des 15. Jahrhunderts:

"Und wer nit etwas nüwes hat und ums das nüw jor fingen gat und grinen tann riß steekt in syn hus, der meint, er leb das jor nit us."

Verbote aus den folgenden Jahrzehnten beweisen, wie sehr das Schlagen von "Weihnachtsmaien" im Volke noch im Schwange war. So ließ das Städtschen Schlettstadt vom Jahre 1521 an die Tannen im Kinsheimer Wald zur Weihnachtszeit bewachen, während eine Waldordnung von Ammerschweier

aus dem Jahre 1561 jedem Bürger das Abschlagen einer Weihnachtsmaien bis zu 8 Schuh Größe gestattete. Das waren dann ausgewachsene Weihnachtsbäume, die wohl zu dieser Zeit schon, wie um 1600 aus Schlettstadt berichtet wird, mit Apseln und Oblaten behangen und den Kindern zur Plünderung überlassen wurden. In Reval, das zu dieser Zeit undestreitbar deutscher Lebensraum war, wurden 1514 von den unverheirateten Kausleuten der Hanse zwei Tannenbäume nach dem Weihnachtstrunk auf den Marktplatz getragen und dort umtanzt und verbrannt. Brauchtum der niederdeutschen Heimat war es, das dort auf dem Boden des Kolonialgebietes geübt wurde.

Während die frühen schriftlichen Belege über den Weihnachtsbaum sich so turz fassen, daß man lange säumte, sie anzuerkennen, wird in einem Bericht aus Straßburg von 1605 schon eingehender berichtet: "Auff Weihenachten richtett man Dannenbäume zu Straßburg in der Stubben auf, daran hendet man roßen aus vielsardigem Papier geschnitten, Apsel, Oblaten, Zischgolt, Zuder...". Papierrosen, Blumen in der Winternacht, Apsel, Rauschgold und Zuderwert gehören auch heute noch zu den stammesmäßig unterschiedlichen Schmüdweisen des Weihnachtsbaumes. Die aus kirchlicher Redeweise kommende Bezeichnung "Oblaten" soll uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß es sich hier um besonderes Weihnachtsgebäck, "Gebildbrote", handeln wird.

In diesen Jahren spricht man noch nicht vom Kerzenschein des Weihnachtsbaumes. Allein, neben ihm finden wir den Lichtbrauch auch schon in dieser Zeit, die das Jahresseuer zur Mittwinternacht kaum noch erwähnt. Beim Heiligabendmahl brennt das Licht zum Schutze der Familie im kommenden Jahre, wie die "Zimmersche Chronik" aus dem 16. Jahrhundert berichtet, das Licht, das dann um die volkstümlichen Festausbauten, Weihnachtsberge und Krippen, gestellt wird und schließlich auf der Weihnachtspyramide noch lange Zeit neben dem Lichterbaum die deutsche Weihnacht verschönt.

Die Bereinigung des Baumbrauches mit dem Lichtbrauch in einer Zeit, die schon durch Jahrhunderte von den Quellen germanischen Glaubens getrennt war, ist uns ein Beweis für die Lebenskraft eines im Blute ruhenden Bolkstums. Seitdem so der deutsche Weihnachtsbaum seine Vollendung ersuhr, strahlt sein Glanz Jahr für Jahr in allen deutschen Familien und überhöht das alte Fest der Jahreswende. Die Dichter unseres Volkes haben ihn besungen als der Weihenacht Mittelpunkt, die Maler ihn abgebildet als des Festes schönste Rier.

Wo nun beutsche Menschen im Vaterlande ober in der weiten Welt ihr Weihnachtssest seiern, umringen sie den Tannenbaum, dessen brennende Rerzen den Sieg des Lichtes fünden. Selbst der Seemann auf dem blauen Meer putzt den Baum zum Feste und bereitet sich einen Baumersatz aus Holz, Tauwerf und Farbe, wenn ihm kein grünes Reis zur Verfügung steht. Slitzernde Rugeln spiegeln das Licht wider, Apfel leuchten gelb und rot aus dem dunklen

Grün, füßer Zuderkand und schmadhaftes Weihnachtsgebad loden verheißend bie Rinder zu den niederhängenden Tannenzweigen.

Unser Weihnachtsbaum ist kein ernstfeierlicher Kultbaum zu Shren einer fremden Gottheit, er ist heute, wie zu alten Zeiten, Sinnzeichen einer lichten und freudereichen Festzeit und Mittelpunkt der fröhlichen Familienseier, die mit Glüdwünschen, Schenken und Schmaus das neue Jahr einleitet.

Wilhelm Stölting



2. Hell erstrahlen am Lebensbaum Sternenlichter im Weltenraum. Leise, leise auf Schwingen sacht kommt gegangen die heilge Nacht.

O Tannenbaum

211 anche Lieder unseres Bolkes sind, sowohl was den Wortlaut als auch was die Weise betrifft, entstanden unter dem Oberlicht einer einzigen gnadenreischen schöpferischen Stunde, an anderen haben Jahrhunderte mitgedichtet und mitkomponiert. Zu diesen gehört das unverwüstliche Kinderlied vom Tannensbaum.

Als es zum erstenmal auftaucht im Lieder- und Melodienstrom der Zeit, ist es kein eigentliches Kinderlied, weder dem Wortlaut noch der Weise nach. Als Fliegendes Blatt ging es um gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts:

> O Tanne, du bist ein edler Zweig, du grünest den Winter und die liebe Sommerzeit. Wenn alle Bäume dürre sein, so grünest du, du edles Tannenbäumelein.

Diesem nachdenklichen Wortlaut gesellte sich alsbald eine ebenso nachdenkliche Melodie in Moll. Der vortressliche Melchior Franck, der 1580 zu Zittau in der Lausit geboren wurde und der einer der ersten Musikmeister war, die es nicht unter ihrer Würde hielten, deutsche Gesänge und Tänze zu schreiben, hat sie ausgezeichnet. Bei ihm lautet der Text:

Ad Tannebaum, ach Tannebaum, bu bift ein ebler Zweig, bu grünest uns den Winter, bie liebe Sommerzeit.

Wenn andre feine Bäumelein in großen Trauren stehn, so grünest du uns den Winter, du edler Tannebaum.

In Meldior Francs Liederbuch "Fasciculus quodlibeticus" ist allerdings ber Text nur in seiner zweiten Hälfte vertreten. Wie beliebt er aber war, ist baraus zu ersehen, daß er bereits zum Tanz und von den Goldaten gesungen wurde. Heißt es doch in einem der berühmten Sinngedichte des Schlesiers Friedrich von Logau, die 1654 erschienen:

> Wenn's höflich wo ging zu, fo klang ein Reuterlieb:

der "grüne Tannenbaum" und dann der "Lindenschmied".

Und in dem "Alamodisch technologisch Interim", das 1675 zu Rappersweil in der Schweiz herauskam, rühmt sich einer, er sei noch nicht so alt, er könne noch den "Hildebrand" und "Gut Hänschen über die Heide reit" zum besten geben und nach dem "Tannenbaum" ein Tänzlein springen. Ja, auch die Stubenten machten sich bald das Lied zu eigen, wie in einem 1719 gedruckten Historienbuch zu lesen steht.

Im Laufe der Jahre war zu den ersten beiden Strophen noch eine dritte hinzugekommen, in der das Tannenbäumkein wie ein ländliches Waisenkind redend eingeführt wurde. So sangen schlesische Hirten:

> Worum foll ich ne gruna, bo ich no gruna kann? Ich ho weder Bater noch Mutter, die mich versorge kann.

Auch "geistliche Umdichtungen" mußte sich bas Lied gefallen lassen. Schon im 17. Jahrhundert sangen katholische Gegenden von einem himmlischen Tannenbaum:

O Tannebaum, o Tannebaum, holdselig ift bein Nam'.

Im Züricher Oberland lauteten Anfang und Ende eines ebenso kirchlich ausgedeuteten Sanges:

> O Tannebaum, o Tannebaum, bu bist ein edler Zwig, bu grünest Sommer und Winter, es regni oder schni.

So kann es nicht wundernehmen, daß das Tannenbaumlied im Lauf der Zeiten und unter veränderten Umständen verschiedenemal seine Gestalt wechsselte. Sogar getrennt wurden Welodie und Wortlaut zuweilen, und der vielgeliebten Weise schob man andere Texte unter. Der kölnische Poet Nicolai Peuder ließ bereits 1702 bäuerliche Verse seiner "lustigen Pauke" im Ton des Tannenbaums daherkommen. Und der schwäbische Dichter Ludwig Uhland, der Volksliedsorscher, gewann dem Grundgedanken des Liedes eine neue Seite

ab, indem er folgende herzlich-schmerzliche Betrachtung eines Liebenden an seine Melodie bindet:

O Tannenbaum, du fannst doch nie in Farben freudig blühn. So ist auch meine Liebe, ach, ewig dunkelgrün.

Aus der nachdenklichen Tanzweise, aus dem Lied, das Soldaten, Studenten, Hirten mit gleicher Inbrunst sangen, war ein Liebeslied geworden. Mit dieser neuen Berufung kam auch seine große Stunde.

Die Studenten kannten bereits seit Jahren eine Melodie, die dem "Tannensbaum" vor allem in den Anfangstakten, nahestand. "Gott grüß dich, Bruder Straubinger" — sangen sie dazu. Diese Weise beschwingte den Berliner Musisker August Jarnack derart, daß er, das alte Motiv bedenkend, die jüngere Minnebeziehung beibehaltend, ein Lied schuf, das durchaus im Zeichen eines glücklichen Sterns entstand. 1820 erschien es zum erstenmal, zusammen mit der neuen beschaulichen Melodie, die heute noch gültig ist, in seinen "Bolkseliedern":

O Tannebaum, o Tannebaum, wie treu sind beine Blätter; du grünst nicht nur zur Sommerzeit, nein, auch im Winter, wenn es schneit.

O Mägbelein, o Mägbelein, wie falsch ist bein Gemüte; du schwurst mir Treu in meinem Glück, nun arm ich bin, gehst du zurück!

Und kaum hatte sich dieses anmutige Lied verbreitet und bei arm und reich ungeteilten Beisall erworben, als einer auf dem Plan erschien, dem es doch nicht behagte: Ihm war zuviel Liebe darin, er bedachte, die kleinen Buben und Mädchen könnten Schaben an Leib und Seele nehmen, falls sie das Liedelein hörten, und hielt es nicht für einen Raub, besagte böse Liebe durch Moral zu ersehen. Es war natürlich ein Pädagog, ein braver Schulmann zu Leipzig, Ernst Anschütz. Durch ihn erhielt 1824 der Text des "Tannenbaums" alsbald die vorläufig letzte Form.

Und wenn es einem übermütigen Buben hierbei immer wieder einmal einsfällt zu frähen: "Du grünst nicht nur zur Winterszeit, nein auch im Sommer, wenn es schneit", so geschieht dem kerngesunden Liede, das so viele Wechselfälle

des Shidsals hinter sich hat, dadurch noch lange kein Schaben, zumal ihm nun eine Erhebung zubereitet wird, die für alles entschädigt, die Krönung zum "Weihnachtslied":

> O Tannenbaum, o Tannenbaum, bu kannst mir sehr gefallen. Wie oft hat schon zur Weihnachtszeit ein Baum wie du mich hoch erfreut! O Tannenbaum — —

O Tannenbaum, o Tannenbaum, bein Kleid will mich was lehren. Die Hoffnung und Beständigkeit gibt Trost und Kraft zu jeder Zeit! O Tannenbaum — —

Lustig ist dabei anzusehen, wie auch durch die Umsormung des Schulmannes noch der Grundgedanke von der Zuverlässigkeit der winterharten Tannens nadeln schimmert, und so laufen Ende und Ansang bedeutungsvoll zusammen. Dazu ist das Lied auch innerlich, und diesmal erfreulich undogmatisch, ein rechtes Weihnachtslied: Der Trost und die Kraft, die es verschenken kann, ist nichts anderes als die wundervolle Verheißung der Wintersonnenwende, die Verheißung der immer wiederkehrenden Jugend, des ewigen Frühlings.

Rurt Urnold Finbeifen



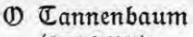
Der Tannenbaum



- 2. "Warum follt ich nicht grünen, da ich noch grünen kann? Ich hab nicht Dater noch Mutter, die mich verforgen kann.
- 3. Und der mich kann verforgen, das ift der gute Gott, der läßt mich wachsen und grünen, drum bin ich stark und groß."

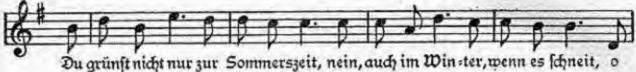


Sag: Bans Sifder



(Ernft Anfdut)







- 2. O Tannenbaum, o Tannenbaum, du kannft mir sehr gefallen! Wie oft hat schon zur Weihnachtszeit ein Baum von dir mich hoch erfreut! O Tannenbaum, o Tannensbaum, du kannst mir sehr gefallen.
- 3. O Tannenbaum, o Tannenbaum, dein Kleid will mich was lehren: Die Hoffnung und Beständigkeit gibt Crost und Kraft zu jeder Zeit! O Tannenbaum, o Tannenbaum, dein Kleid will mich was lehren.



Brune Tanne, grune Tanne



- 2. In dem Blang der hellen Kerzen kundest du uns neues Cicht, öffnest hell uns unfre Bergen fur der Sonne klares Licht.
- 3. Sonne bringt uns neues Ceben, nimmt die Sorge, nimmt das Ceid! Grune Canne, grune Canne, bringe uns die Sonnwendzeit.



Bauernweisheit zu Weihnachten und Jahreswende

Hat der Julmond Schnee und Frost, verheißt er uns viel Korn und Most.

Julmond falt mit Schnee, gibt Korn auf jeder Soh'.

Bulmond veranberlich und lind, ift ber gange Winter ein Rind.

Ist es am Altjahrstag windig, setzen die Bäume gut.

Wenn zu Neujahr die Sonne lacht, gibt's viel Fische in bem Bach.

Beige Beihnachten - Grune Oftern.

Grüne Beihnachten - Beige Oftern.

Weihnachten im Rlee - Oftern im Schnee.

Weihnachten im Schnee — Oftern im Rlee.

So lang in den Zwölften die Eiszapfen werden — so lang wird im Jahre der Flachs.

In den Zwölften gibt jeder Tag das Wetter an für die zwölf Monate im nächsten Jahr.

Wenn Nordlicht am Simmel ift - wird ber Winter hart.

Wo der Wind an Quatember oder drei Tage danach herkommt. Dort kommt er das ganze nächste Vierteljahr her.

Wenn die Tage langen — fommt der Winter erft gegangen.

Gibt's im Januar viel Regen, bringt's ben Früchten feinen Gegen.

Der Januar muß vor Rälte knaden — wenn die Ernte gut foll faden.

Wenn im Januar die Müden schwärmen — Muß man im März sich die Ohren wärmen.

Ralte 3wölften im Schnee - gibt reichlich Rorn auf ber Soh'.

Julmond im Dred - macht ber Gefundheit ein Led.

Weihnachten flar — gibt gutes Jahr.

Wenn es nicht wintert — so sommert es nicht.



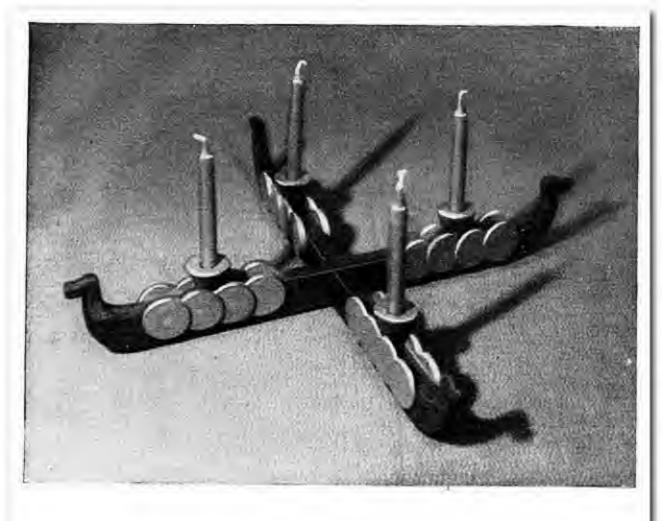
Es grünt ein Baum zur Winternacht mit tausend hellen Blüten, Hat in das Dunkel Licht gebracht die Erde zu behüten.

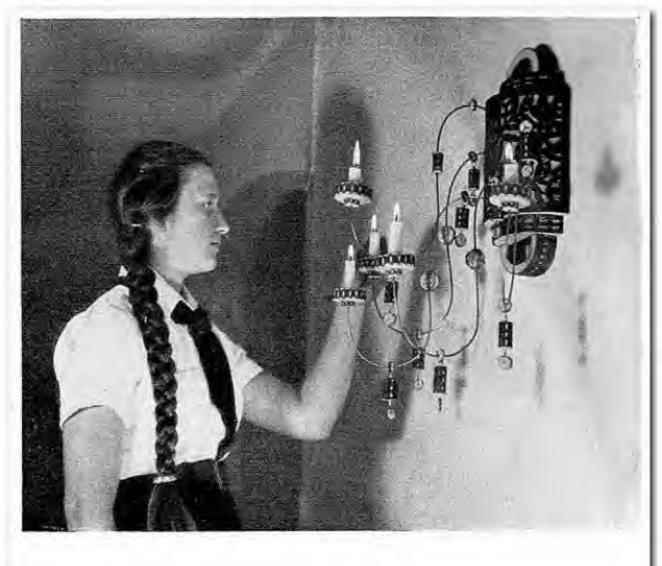
Solange sie im Schlafe liegt wird er darüber wachen, bis frohes Leben wieder siegt beim ersten Frühlingslachen.

Rarl-Being Bolan

Deutsche Weihnacht ein Fest der Sippe

IIII junden die kerjen





Deutsche Weihnacht

Diese Weihnacht sollen über Deutschland die Sterne stehn, wir Deutsche wollen alle hinauf zu den Sternen sehn. Wir wollen sest stehen auf unserm deutschen Land, um den Führer geschart, den uns das Schicksal gesandt. Wir wollen unseren Glauben zum Himmel heben mit Händen heiß: Daß Gott da droben um seine Erde weiß. Daß Gott die Völker halte in seiner Weisheit Macht, er, der vor Ewigkeiten alles bedacht. Er, der allen Völkern ihr Wesen gab; er, der die Wahrheit ist über Zeit und Grab. In seine ewigen Sterne wollen wir sehn, die still und klar und rein über Deutschland stehn.

Hermann Claudius

friede auf Erden

Doch es ist ein ew'ger Glaube, baß der Schwache nicht zum Raube jeder frechen Mordgebärde werde sallen allezeit: Etwas wie Gerechtigkeit webt und wirkt in Mord und Grauen, und ein Reich will sich erbauen, das den Frieden sucht der Erde.

Mählich wird es sich gestalten, seines heil'gen Amtes walten, Wassen schwieden ohne Fährde, Flammenschwerter für das Recht, und ein königlich Geschlecht wird erblühn mit starken Söhnen, dessen helle Tuben dröhnen: Friede, Friede auf der Erde.

Conrad Ferdinand Meger

Siehe, es leuchtet die Schwelle, die uns vom Dunkel befreit, hinter ihr strahlet die Helle herrlicher, kommender Zeit.

Die Tore der Zukunft sind offen dem, der die Zukunft bekennt und im gläubigen Hoffen heute die Fackeln entbrennt.

Stehet über dem Staube, ihr seid Gottes Gericht. Hell erglühe der Glaube an die Schwelle im Licht.

Baldur von Schirad

Im Dezember

Wenn die Nebeltage bie Nächte verlängern und Menfchen, Tiere und Bäume gu Sput und Schatten verzaubern, bann beginnt die Zeit der Rinderträume, die Zeit der Sehnsucht nach dem Lichterglang und Tannenduft. -Dann faffen wir uns wie die Rinder an ben Sanden, um uns gang nah gu fein. Reiner tann mehr bas Alleinsein ertragen, einer muß dem andern Gutes fagen und Wärme fpenden. Während braugen die Fluffe gefrieren und Taler fich tief in ben Schnee einbetten, werden unfre Bergen reich und weit. Ein warmer Strahl ber Emigfeit leuchtet auf uns.

Rurt Eggers

Verschneit liegt rings die ganze Welt

(30f. v. Eichendorff)

Walter Rein



- 2. Der Wind geht leis in dunkler Nacht und rüttelt an dem Baume, da schüttelt er die Wipfel sacht und säuselt wie im Traume.
- 3. Er träumt von künft'ger frühlingszeit, von Grün und Quellenrauschen, wo er im neuen Blütenkleid zu Gottes Lob wird rauschen.

Baum, der nur eine Nacht des Jahres in Blüte steht, wenn lautlos, knospenlos die anderen Bäume starren, Traum, der durch jedes Menschenherz in Güte geht.

Du trägst den Heimathauch, den unser Herz erfleht, Harzatem des verschneiten Walds in jede Hütte und duftest süß, von Liedern bienenhaft umweht.

Die Arme beiner Würzlein drängst du start und weich, Nahrung begehrend in das Erdreich unserer Seele und wächst aus ihrem Grunde sogar ins Himmelreich.

Johannes Linke

Aufziehende Schneewolfe

Am Himmel ist ein grün Geviert, Das ist mit Rot und Gelb gesäumt: Das Schwarz baneben wird es sein, Das bald den Schnee her schäumt.

Das Grün ist, als obs gläsern wär, Durchsichtig, bis zur Tiese klar. Das Schwarze aber ist ein Bär, Mit Zähn und Klaun, mit Zottelhaar Ums bärische Gesicht.

Es stellt sich auf und schnaubt, das Vieh, Schwarz bäumend, wilder Graus: Und Floden fliegen, wie noch nie So weiß und dicht, O schwebeleichtes Flaumgewicht, Im zarten Braus Herab auf Park und Gartenhaus.

Georg Britting



Mattifau

Dedesmal vor Weihnachten muß ich an einen alten Lumpensammler benken. Er lebt noch und heißt Mattikau. In meiner Kindheit kam er oft in unser Dorf.

Damals sind wir nicht immer sehr freundlich zu ihm gewesen. Zuweilen schmälten wir die verhutzelte Gestalt und das graue Faltengesicht des Alten sogar in allerlei Spottversen. Der mildeste davon behauptete, Mattikau säh' ... aus wie'ne Kauh".

Vor dem Weihnachtsfest besserte sich aber unser Benehmen zu ihm. In der Julzeit, wenn alle Tage schon eine heimliche Krone tragen und der Himmel sich tieser und gnädiger auf die verschneite Erde herabsenkt, schien uns Mattikau in dem Austrag holdseliger Mächte zu stehen, mit denen wir es nicht ver-

derben wollten.

Die Landsleute tauschten nämlich in diesen Wochen ihre Lumpen bei ihm gegen Baumbehang ein. Vor unsern Augen zählte er dann die bunten Zuderssiguren und das braunknusprige Backwerk auf den Tisch. In der heiligen Nacht, so versicherte er uns dabei unter allerlei Schnurrpseisereien, würde der Weihsnachtsmann damit selber den Baum schmücken. Das glaubten wir ihm.

Als er aber 1917 in den Julwochen bei uns vorsprach, fand er in unserem Haus nichts als Trübsal vor. Die Mutter war frank geworden. Weil der Vater im Felde stand, wurde sie von unserer halbtauben Muhme gepflegt. Manchmal kam der Arzt und sah bedenklich drein. Unter solchen Umständen war freilich nicht daran zu benken, daß die Mutter zur Stadt sahren konnte, um dort den "Weihnachtsmann" zu bestellen, wie man bei uns sagte. Vetrübten Herzens hatten wir uns auch schon darein gesunden. Dies erklärten wir dem alten Mattikau und fragten bekümmert, was uns denn sein Backwerk solle, wenn wir nun doch keinen Weihnachtsbaum bekämen und auf die Vescherung verzichten müßten.

Er hörte uns an, mahrend er mit verschränkten Armen am Fenfter ftand und hinausblidte. Draugen wirbelten die Floden.

In gedämpftem Ton wandte er sich dann an meine Mutter, die mit blassem Sesicht am Ofen saß. Ich sah ihn mehrmals mit den Augen zwinkern.

Als er sich nachher zu gehen anschickte, klopfte er mir auf den Rücken. "Ich will beim Weihnachtsmann ein Wort für euch einlegen", sagte er fröhlich. "Wie ich ihn kenne, wird er schon noch Rat schaffen. Ihr könnt auf mich rechnen..."

Wirklich erschien Mattikau nach einigen Tagen abermals in unserem Haus. Wir trauten unsern Augen kaum: Unter dem Arm trug er geheimnisvoll verschnürte Pakete und einen Weihnachtsbaum, wie er wohl stattlicher nicht gedacht werden konnte.

Mattifau weidete sich an dem ungläubigen Jubel, in den uns dieser Unsblick versetzte. Er drehte den Baum von rechts nach links und lobte den Beihe nachtsmann, der nicht nur die Tanne geschickt, sondern für das Fest auch noch mancherlei verheißen habe. Dabei lachte er, und sein faltiges Gesicht, das sonst unsern Spott erregte, wollte mir mit einem Male fast schön vorkommen.

Wie sich später erwies, hatte uns Mattikau nicht zuviel versprochen. Nicht anders als sonst prangte in der Nacht der Herrlichkeit ein bunt behangener, mit Glitzertand und Badwerk geschmücker Lichterbaum in unserer Stude. Daneben standen alle Geschenke, die wir uns gewünscht hatten, und eines war noch schöner als das andere.

Unter den Zweigen dieses Weihnachtsbaumes begann ich reumütig zu ahnen, daß sich die holden Mächte immer der Armsten und ihrer Gestalt bedienen, wenn sie am reichsten schenken wollen. Ein spottendes Wort hat der gute

Mattifau jedenfalls nie wieder aus unserem Munde vernommen.

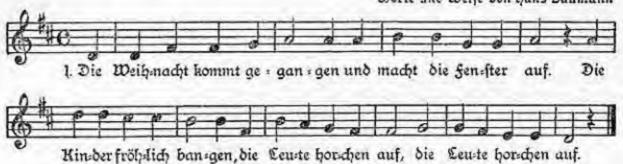
Rürzlich sah ich ihn wieder. Mit emsiger Geschäftigkeit zog er, einen Sack auf dem Rücken, von Haus zu Haus. Ich bin ihm in scheuer Dankbarkeit aus dem Wege gegangen; denn ich wollte ihn als den verwunschenen Boten aus weihnachtlicher Höhe im Gedächtnis behalten, wie er uns in der Kindheit erschien.

Billi Fehfe



Die Weihnacht kommt gegangen

Worte und Weife pon Bans Baumann



- 2. Der Winter vor den Curen macht unfere Dacher weiß, daß wir das feuer fpuren, I: die Ofentur ift heiß. I
- 3. Die blanken Ruffe funkeln wie Lichter an der Cann, nun hört es auf zu dunkeln, I: jest fängt das Singen an.:
- 4. Wir gunden froh die Kergen mit unfren Ganden an und haben unfre Bergen I: ben Sternen aufgetan.



- 2. Nur mitunter, windverloren, gieht ein Raufchen durch die Welt, und ein leifes Glockenklingen wandert übers ftille feld.
- 3. Und dich grußen alle Wunder, die am lauten Tag geruht, und bein Herz fingt Kinsberlieder, und bein Sinn wird fromm und gut.
- 4. Und dein Blick ift voller Ceuchten, längst Entschlafnes ist erwacht... und so gehst du burch die stille wunderweiche Winternacht.

Der fliederbaum

Der Schnee knirschte und sang bei jedem Schritt des Försters, als er aus dem Walde trat und auf das Forsthaus zuging, das sich jenseits der Lichtung unter

den hohen Fichtenwald dudte.

Nur der Fliederbaum trennte ihn noch vom Hause, da sah er seine Frau hinter dem Fenster. Den erhobenen Zeigefinger hielt sie gegen den Mund ges drückt. Der Förster blieb stehen und beschrieb mit dem Arm einen Bogen, deutete hinüber zu dem Berg, von dessen Höhe man den Ausblick auf das weite Borland hat.

Sie nidte und ber Forfter ging wieder ben Weg ein Stud gurud und trat

bann eine neue Spur in unberührten Schnee, hinauf jum Berge.

Die Frau am Fenster sah dem Mann nach, bis er zwischen den Fichten= stämmen verschwunden war. Dann setzte fie fich nieder. Bedachtsam tat fie das,

um jebes Geräusch ju vermeiben.

Ihr Blid glitt langsam, tastend durch den Raum, dis zu dem Bilde, das über dem Sosa hing. Es war schon dämmrig im Zimmer, aber das störte sie nicht: sie kannte das Bild, das ihr Sohn einmal gemalt hatte. Den Fliederbaum vor dem Hause stellte es dar. Tief verschneit lag der Baum. Genau wie heute. Die Aste waren unter den weißen Lasten niedergedrückt wie jetzt aber aus dem Schnee leuchteten grün die Blätter und blaue, blühende Fliederdolden.

Die Mär hatte sie ihrem Jungen damals erzählt, die man in den Harzbergen weiß, die Sage, daß in der Weihnacht eine Stunde lang der Flieder grüne und blühe. Wer in der heiligen Nacht das Blühen unter der Schneedecke sah, wer die rechte Stunde erkannte, dem stand eine gute Zeit bevor, eine Zeit voller

Glud, in der ihm fein Welljäger und feine wilde Jagd ichaben fonnte.

Das hatte sie an einem Weihnachtsabend erzählt und der Junge hatte hins ausgestarrt in die Dunkelheit und hatte dann nebenan in der Kammer sein Bett dis zum Fenster gerückt, um den Fliederbaum blühen zu sehen. Die Augen waren ihm schließlich mübe geworden und mit dem Kopf auf dem Fenssterbrett war er eingeschlasen. Der Flieder hatte ihm in dieser Nacht nicht blühen wollen.

Am anderen Tag setzte sich der Junge hin, framte seine Wasserfarben hervor und malte das Bild. Dunkel standen die Stämme des Waldes, doch der Flieder-

baum davor leuchtete unter der weißen, eifigen Laft wie im Mai.

Immer war der Junge über die Berge aus der Schule herübergekommen, wenn Festtag war, doch sein Bett hatte er nie mehr zum Fenster geschoben, um den Fliederbaum sehen zu können. Ein Jahr war er dann ausgeblieben.

Und jett lag er wieder drüben in der Kammer. An einem Abend vor Wochen, als die Herbstftürme an dem Hause riffen, hatte plötlich eine Ge-

stalt am Türpsosten gestanden. Der Hund wollte erst bellend aufsahren, war dann aber zu dem Zerlumpten gekrochen, um ihm die Füße zu leden. Die Mutter hätte ihren Sohn an diesem Abend nicht wiedererkannt. Schwankend war er in die Stube getreten und war, bevor der Förster und die Frau zusspringen konnten, hart zu Boden gefallen. Mit der letzten Kraft hatte er sich nach Hause geschleppt.

Seither wälzte er sich im Fieber. Geschrien hatte er die ganze Zeit und dann wieder gewimmert oder getobt, daß ihn die Eltern kaum im Bett sesthalten konnten. Wild waren die Worte, die er aus heiserer Kehle schrie.

Seine Gedanken waren in den Fieberträumen wirr durcheinander geflossen: "Wölfe, Wölfe! Kälte! Hei ... Feuer! Hat euer Kaiser denn immer noch nicht genug? Rußland ist zu groß ... Warum unser Blut für die fremde Sache? Grenadier zur Stelle ... Heilige Stadt, goldene Kuppeln! Sie leuchten! ... Feuer! Moskau! Der Kreml brennt! Ich kann doch nicht weiter."

Dann hatte er oft Stunden still gelegen, um plötzlich aufzusahren: "Eis! Beresina heißt der Fluß? Wir erfrieren... Hunger! Euer Kaiser sei versstucht! Tausendmal! Da ... da ... Wölfe! ... ich kann nicht mehr weiter ... und die Brücke bricht ... Tot ... Wölfe, viele Wölfe!"

Immer waren die Worte wiedergekehrt und die Flüche gegen den fremden Kaiser. Die Augen des Kranken waren ganz sern und fremd in den Wochen gewesen. Bis zu diesem Morgen. Heute hatte sie zum ersten Male wieder in die rechten Augen ihres Jungen gesehen. Er hatte ganze still gelegen und plötzlich angesangen zu weinen. Immer neue Tränen waren über die Wangen gelaufen, aber schließlich war er eingeschlasen und die Mutter hatte sich aus der Kammer geschlichen.

Der Förster kam vom Reviergang zurück, als es schon ganz dunkel geworden war. Er öffnete leise hie Haustür, hantierte behutsam in der Küche und trat dann in die Stube.

Die Frau am Fenster nickte ihm zu und flüsterte: "Er schläft noch immer ganz ruhig."

Auf Zehenspitzen schlich der Förster zum Ofen und wärmte die Hände, denn die Julnacht war kalt und es hatte eisiger Wind geweht, als er auf der Höhe gestanden und in das Land hinausgeblickt hatte.

Der Hund neben der Ofenbank knurrte einmal im Traum kurz auf. Dann war es wieder still in der Stube.

Viele Minuten vergingen, da hob die Mutter hordend den Kopf. Drüben in der Kammer hatte sich etwas geregt.

Sie stand auf und ging hinüber. Das Bett des Kranken war leer. Ihr Junge stand am Fenster und preßte die Stirn fest gegen die Scheibe.

Wortlos trat sie zu ihm. Da wandte er sein Gesicht ihr zu und sie konnte trotz der Dunkelheit das Leuchten in seinen Augen sehen. Er legte seinen Arm um ihre Schultern und seine Stimme klang glücklich und sest wie die eines Gesunden, als er sagte: "Sieh, Mutter..., sieh doch nur, unser Flieders baum blüht."

Frit Mötzoldt

Die Sonne sinkt von hinnen, das große Sichbesinnen steht von der Erde auf wie steile Kirchenwände. Sott hält herab die Hände, leg du die deinen fromm darauf.

O wundersame Stille. Der starke Schöpferwille steht mächtig über dir. Du weißt nicht Näh', nicht Ferne, und all die tausend Sterne sind nur wie eine fromme Zier.

Und eine Seele siehet, was vor dem Tage fliehet, und seltsam um dich steht, als solltest du es wagen, vor Gott hinauszutragen der Erde stummes Nachtgebet.

hermann Claudius

Sied der Däter um Weihnachten

Laß den Schnee aus deinem Wolkenschloß fallen, Herr, und hüll' uns gnädig ein! Laß uns stumm und dir gehorsam sein und uns schweigen und uns horchen bloß.

Horden bloß mit jenem inneren Ohr unserer Geele, die ein winziger Teil doch von dir, Herr, was zu unserem Heil weihnachtlich dein Wille auserkor.

Denn wir leben unser Leben nicht, aus der Ahnenferne kommt es her. Denken wir's, wird uns der Atem schwer, Wir verglimmen wie ein Weihnachtslicht.

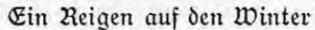
Aber horch: auf einmal klingt ein Lied! Kinderstimmen singen durch die Nacht! Und wir wissen es: das Leben wacht! Und wir fühlen es: Das Leben blüht!

Laß getrost aus beinem Wolfenschloß nun die Floden fallen, hüll' uns ein. Laß uns stumm und dir zu eigen sein, und uns schweigen und uns horchen bloß.

Hermann Claubius

Dorweihnachtlicher Heilspruch

Heile, heile, Segen! Morgen gibt es Regen, übermorgen Schnee: dann tut's nicht mehr weh.





Bei



2. Die bunten Blümlein sind worden fahl, entflogen ift uns frau Nachtigall; sie ift entflogen und wird uns nicht mehr fingen, sie wird uns nicht mehr fingen.

Bei

· den,

die Blum :lein auf

Weihnacht

Die Welt wird kalt, die Welt wird stumm, der Wintertod geht schweigend um; er zieht das Leilach weiß und dicht der Erde übers Angesicht schlafe — schlafe.

Du breitgewölbte Erdenbruft, du Stätte aller Lebensluft, hast Duft genug im Lenz gesprüht, im Sommer heiß genug geglüht, nun komme ich, nun bist du mein, gesesselt nun im engen Schrein schlase — schlase.

Die Winternacht hängt schwarz und schwer, ihr Mantel fegt die Erde leer, die Erde wird ein schweigend Grab, ein Ton geht zitternd auf und ab! Sterben — sterben. Da horch — in totenstillem Wald was für ein süßer Ton erschallt!? Da sieh — in tiefer, dunkler Nacht was für ein süßes Licht erwacht? Als wie von Kinderlippen klingt's, von Aft zu Ast wie Flammen springt's, vom Himmel kommt's wie Engelsang, ein Flöten= und Schalmeienklang: Weihnacht! Weihnacht!

Da gehen Tür und Tore auf, da kommt der Kinder Jubelhauf', aus Türen und aus Fenstern bricht der Kerzen warmes Lebenslicht. Bezwungen ist die tote Nacht, zum Leben ist die Lieb' erwacht, der alte Gott blickt lächelnd drein, deß laßt uns froh und fröhlich sein! Weihnacht! Weihnacht!

Ernft von Wilbenbruch



Tal und hügel find verschneit



- 2. Brünt ein Tännlein irgendwo tief im Wald verborgen. I: Das macht unsre Herzen froh :1: wie ein lichter Morgen.:1
- 3. Auf den Zweigen werden bald helle Lichter glänzen I: und die Nacht und dunklen Wald :1: feierlich bekränzen.:1

Uhnenglaube

Wenn Winterwodes tolle Jagd, voll Tosen über Felder braust, dann hegt Frau Holles weise Magd, was Wodes Sturm zu wild zerzaust.

Ein weißes Linnen bedt das Land, hüllt schützend ein die junge Saat, bis sich ein neuer Frühling fand zu herbstlich reifer Erntemahd.

Wenn auch der Fenriswolf das Licht in seiner dumpfen Gier verschlingt, uralter Ahnenglaube spricht: Kein Wolf die Sonne je bezwingt!

Denn in dem weiten Weltenraum, hoch über dunkler Winternacht, wächst ewiglich der Lebensbaum bis zu der Sterne heller Pracht.

Rarl-Being Bolan

Weihnacht

Es klopft, und leise knarrt die Tür im Wind. Schneeflocken fallen weiß auf unsre Dielen. Die Kinder jubeln, wollen damit spielen, und wundern sich, wie schnell der Glanz zerrinnt.

Und dann kommt jemand aus der Dunkelheit. Es ist, als wären seine müden Schritte, vom Sturm umweht, allein schon stumme Bitte. Als trügen sie der Erde ganzes Leid.

So flopft es heute wohl an jede Tür. Und jede gute Tat ist wie ein Licht, ist unser eig'nes, innerstes Gewissen, das kommt und fragt: Hast du noch Zeit dafür?

Schid es nicht fort in dieser heil'gen Zeit. Ein Wort der Liebe nur, zum Trost gesprochen, ein Stüdchen Brot, dem Hungrigen gebrochen, sie wirken fort in alle Ewigkeit.

Und jede gute Tat ist wie ein Licht am Weltenbaum, von dem die Bäter sagen, daß seine Zweige in die Sterne ragen, und der uns Weistum ist und Weltgericht.

Anne-Marie Roeppen



Weihnachten in der familie

Weihnachtsgedanken kreisen zumeist um Mutter und Kind, alte Weihnachts= bilder zeigen die Familie, alte Weihnachtslieder sind Wiegen= und Kinderlieder.

Dort erst kann richtig Weihnachten geseiert werden, wo Kinder im Hause sind oder wo man in der Erinnerung an die eigene Kindheit das Fest begeht. Und daß man sich die Erinnerung an den Tannenbaum und Weihnachtsbaum bewahren konnte, ist wohl das schönste Geschenk, das die eigenen Eltern einem einst gegeben haben.

Alle Weihnachtsfeiern — und leider gibt es ihrer immer noch viel zu viele können die Familienfeier nicht ersetzen. Der bestgeschmückte Lichterbaum im

Warenhaus verblagt gegen bas eigene Baumden in ber Stubenede.

Weihnachten beginnt schon aufzuleuchten, wenn das Licht der Tage zu schwins den beginnt. Es ist, als ob die Kerzen und das Tannenreis den Winter immer stärker überblühen wollten. Und das ist richtig so. Wie sich der deutsche Mensch in der tiefsten Not und im härtesten Kampf das Lächeln bewahrt, so soll er in Fest und Feier über die dunkle Zeit des Jahres immer wieder die Freude anzünden.

Aus einer Familie will ich dieses Hellerwerden zur Weihnachtszeit schildern. Nicht zum Nachahmen, sondern zum Mitklingen, wie eine Gloce in den Ton der anderen einfällt und alle zusammen brausend die Nacht seierlich erfüllen.

Lag da nicht schon in den ersten Dezember-Tagen ein kleiner Tannenzweig auf der Treppe mit einem Silbersaden drin, von den Kindern bestaunt und berätselt? Der eine Junge will natürlich in der Nacht schon Pferdegetrappel

gehört haben!

Am 5. Dezember haben die Kinder die Schuhe ins Fenster gestellt und über Nacht hat ihnen der Ruprecht ein paar Apsel und Nüsse obeneingepackt und einen Tannenzweig dazu. Am Nachmittag kommt er höchstselbst. Aber er ist nicht der strasende böse Mann, der mit der Rute droht, sondern der gute Freund aus dem Walde und erzählt, daß ihn Frau Holle schickt und daß sie bald selber kommt und dann wird es wieder hell und licht.

Der Julzweig, ein Kirschbaumzweig aus dem Garten, der in den Wasserkrug gestellt wird, zeigt es ja auch — von Tag zu Tag schwellen die Knospen und zu

Weihnachten blühen fie auf.

Am Haken im Kinderzimmer, wo zu Ostern der Eierkranz, im Maien die Birkenkrone, zur Sonnenwende der Bänderkranz, zum Erntesest der Erntekranz hing, wird am Sonntag auf dem Juskranz mit seinen 4 Speichen, ein Bild des viergeteilten Jahres, die erste Kerze angezündet. Sonntag um Sonntag kommt ein Licht dazu: Es wird immer heller in der Stude und es werden auch immer mehr Lieder gelernt.

Die bunte Kette mit 18 kleinen Pädchen im Kinderschlafzimmer an einem Bindsaben an der Decke baumelnd, zeigt an, wie weit es noch dis Weihnachten ist, jeden Morgen wird ein Päckchen abgeschnitten — das eine enthält Nüsse, das andere ein Bild für alle 5 Kinder zum Freuen — selbst wenn die Kleinste es in Fetzen reißt. Mit abnehmender Kette rückt Weihnachten heran. Alle Kinder haben es wichtig. Jedes muß für Vater und Mutter selbst ein Geschenkt herstellen. Und wenn es nur ein Gekritzel auf ein Stück Buntpapier ist. Der Größte dichtet sogar: Er macht eine Geldbörse mit einem Zettel: Im Potmone von Motter is Geld vür Brot und Botter.

Die Mutter hat vor Weihnachten kaum Zeit zu anderen Dingen — sie trägt ja die Hauptlast der Vorbereitungen, aber die Kinder dürfen an Vielem teils nehmen. Sie dürfen beim Backen helsen, Formen ausstechen und sogar selber einen Stern, ein Pferd oder eine Brezel sormen.

Ja, und das Gestell für den Weihnachtsbogen ist vom Boden geholt und mit Zackebuschzweigen (Ilex), buntem Gebäck, rotbackigen Apfeln und mit Kerzen geschmückt. Der steht auf der Anrichte und wird zum Weihnachtsliedersingen angesteckt und das Kleinste darf auch einmal die Lichter auspusten.

Der letzte Morgen ist nicht leicht: Überall stehen die Kinder im Wege — sie werden warm angezogen und ins Freie geschickt mit Sonnenblumenkernen und

Hanffamen, ben Bögeln etwas zu Beihnachten zu bringen.

Und bann ift endlich ber Weihnachtsabend ba.

Vor der Tür sitzen die Kinder voll Erwartung, selbst Vater durfte nicht mehr in die Weihnachtsstube.

Und nun erzählt Vater die Geschichte vom Licht, das verloren ging, und das alle Leute suchten. Er erzählt vom Tannenbaum, der so gern ein Weihnachtsbaum sein wollte, und erzählt von den Soldaten, die überall ihre Lichter ansteden und dabei an zu Hause denken, und erzählt von den toten Soldaten, die an diesem Abend, ohne daß man sie sehen könnte, überall Weihnachten mitseiern dürsten. Und dazwischen werden Weihnachtslieder gesungen. Nur Mutter ist noch in der Stube und hilft dem Weihnachtsmann.

Und wenn der Alteste auch nicht mehr an den Weihnachtsmann glaubt, er weiß, daß der Weihnachtsmann das Freudebringen für die kleinen Kinder ist, denen man ja noch nichts vom Liebhaben und Beschenken sagen kann, und bemüht sich doppelt, den Kleinen das Weihnachtswunder zu erhalten. Ja und dann — fängt die Glocke an der Decke von selbst an zu läuten, keiner sieht den bünnen Faden, der sie in Bewegung setzt.

Vater bringt den stampsenden Weihnachtsmann zur Tür und verabschiedet ihn die zum nächsten Jahr. Und dann geht die Tür auf und die brennenden Lichter des Tannenbaums spiegeln sich in den glänzenden Kinderaugen. Alle haben sich bei der Hand gesaßt, stehen um den Baum und singen das Lied vom Tannenbaum. Im Fuße des Tannenbaums sind vier besondere Kerzen

5 Weihnachten 65

aufgestellt. Der Vater gibt dem ältesten Jungen eine Kerze in die Hand und sagt:

Die Sonne ist durchs Jahr gerollt, Jetzt ist sie schwach und klein. Doch wird sie bald mit ihrem Gold groß und voll Licht und Wärme sein.

So schmüden wir den Sonnwendkranz Für seinen neuen Lauf. Und steden ihm mit hellem Glanz Vier rote Wünschelichter auf.

Dann gündet der Junge die erfte Rerze an und fpricht:

Ich bringe ein Licht für alle Solbaten, bie tapfer bie Pflicht für Deutschland taten.

Ebenso werden die anderen drei Rergen mit einem Gedenkspruch entzündet. Zweites Rind:

Mein Licht foll für alle die Leute brennen, die heute nicht Weihnachten feiern können.

Drittes Rind:

Mein Bunschelicht sei bem Führer geschenkt, ber immer an uns und Deutschland benkt.

Biertes Rinb:

Ich bringe mein Licht unfrer Mutter bar. Sie forgt für uns Kinder bas ganze Jahr.

Dann erft geht es an die Gabentische und da ift des Jubelns fein Ende.

Ja, und Mutter? Für die ist im anderen Zimmer ein Tischen hergerichtet, das war bisher mit einem Tuch verhüllt. Nun werden auch die Kerzen angestedt und alle ziehen singend mit der Mutter zu ihrem Schrenplatz. Nun bringen die Kinder ihre selbstgesertigten Geschenke, und diese kleine Feier sür die Mutter ist immer besonders schön.

Wenn die Kinder ins Bett gehen muffen, darf jedes fich noch ein Gebad vom Tannenbaum mitnehmen — daß jedes das schönste Spielzeug mit ins Bett

befommt, ift ja felbstverftanblich.

Die Großen aber setzten sich an den mit Grün und Gold festlich geschmückten Tisch und aßen die übliche Weihnachtsspeise. Es ist ein Platz gedeckt und ein Glas eingegossen für die Großmutter, die im letzten Jahr starb aber noch zur Familie gehört wie sonst auch.

Thilo Scheller

Weihnacht

Deihnacht — mitten im tiefsten Winter — dunkelste, lichtloseste Zeit des Jahres, Zeit der wilden, eisigen Stürme, die nicht das Regen selbst des winzigsten Lebenskeimes duldet. Da blüht aus der Innigkeit des Sehnens und aus der Unerschrockenheit der Zuversicht ein Funke, der stetig wachsend alles Dunkel aufsaugt. Es ist die Geburt des Lichtes, die unbeirrbar tieser Glaube an den Sieg des Lebens in die Zeit des größten Dunkels legte, da alles scheinz bar erstarrt war. Wenn das Sterben ringsum waltet, wird man sich der Heiligzkeit des Lebens eindringlicher und stärker bewußt.

Immerdar wird das Licht neu geboren werden, immerdar wird der göttliche Keim neuen Lebens einem Mutterschoße entsprießen. Ewig fließt der Strom des Blutes, der von je alles hohe Sinnen mit sich getragen hat und mit sich tragen soll. — Weihnacht — ein Gedenken an die Vorsahren, die Feier für die Toten, unsere Ahnen. — Und Weihnacht — das Fest der Kommenden, der Leben-Werdenden, unserer Kinder. — Das innigste, das innerlichste Fest ist es, das Fest der Familie und der Sippe vor allem. — "Einwärts" war der Name für den Winter in alten Zeiten. — Einkehr zu Haus und Heim, zu Ahnen und Kindern — Erinnern und Sinnen.

Zeit. Möchten wir doch gerade bei diesem Feste den ewigen Strom des Lebens besonders spüren, der hinausweist zu unseren Uhnen und von dem Teil zu sein und den weiter zu leiten Sinn uns eres Lebens ist! Wir möchten ihn spüren, den Strom des Blutes, der kommt aus tausend und vielen abertausend Jahren!

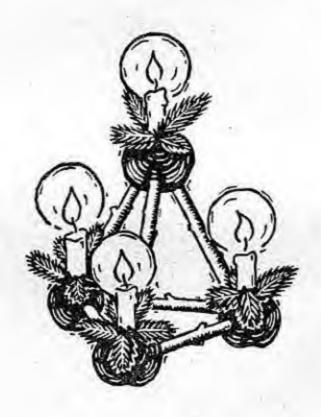
Und fündet zur Sonnwendzeit der lohende, weithin leuchtende Holzstoß vom Lebensrecht und vom Lebenswillen unseres ganzen Bolkes, so strahlen am Weihnachtsbaum die Kerzen als Sinnbilder für die Lebenslichter unserer Ahnen und unserer Kinder, der Familie und Sippe.

Otto Schmibt

Hohe Nacht der klaren Sterne



- 2. Hohe Nacht mit großen feuern, die auf allen Bergen find- heut muß sich die Erd erneuern wie ein junggeboren Kind.
- 3. Mütter, euch find alle feuer, alle Sterne aufgestellt, Mütter, tief in euren Bergen schlägt das Berg der weiten Welt.



Lichtbaumweihe

herman Wirth

Alte Weise



2. Dunkel durchdringend, aufwarts dich ichwingend, leuchteft du weit in der Welten: nacht; alther verloren, wiedergeboren, gottliches Beil zu den Menschen gebracht. Strable von Norden, Siegglang rein, Beifter befreiend, Wiffen verleihend und unfre Bergen wiederum weihend, Lichtbaum, umgib uns mit beinem Schein.

Sag: Bans Sifder

Lichtnacht



- 2. Zündet alfo an die Kerzen, gebt den Bergen froh Beläut, daß die Nacht aus ihren Schmerzen freude diefer Welt gebeut. Sternenweite ufw.
- 3. Einmal geht die Nacht zu Ende, Glaube gibt dem Leben Kraft, und es grüßt die Sonnenwende unfre treue Bruderschaft. Sternenweite usw.
- 4. Kannst die Brüder all nicht nennen in des Daterlandes Raum, doch fie leuchten, boch sie brennen alle an dem gleichen Baum. Sternenweite usw.



Der Abend kommt von weit gegangen burch den verschneiten leisen Tann. Dann preßt er seine Winterwangen an alle Fenster lauschend an.

Und stille wird ein jedes Haus; die Alten in den Sesseln sinnen, die Mütter sind wie Königinnen, die Kinder wollen nicht beginnen mit ihrem Spiel. Die Mägde spinnen nicht mehr. Der Abend horcht nach innen; nur innen horchen sie hinaus.

Rainer Maria Rille

Weihnachten zu hause

enn der erste Schnee siel — es ist mir gar nicht erinnerlich, daß kein Schnee gesallen sein könnte —, sing mein Vater vom Weihnachtsabend an zu munkeln. Er machte dabei eine geheimnisvolle Miene, als ob irgend etwas dazwischenstreten könne, und die ganze Herrlichkeit wäre aus und vorbei.

Wir vier Jungen von drei bis dreizehn Jahren wußten das schon lange und lagen richtig auf der Lauer. Und eines Abends bei der Heimfehr des Vaters ging es wirklich los. Der Vater sagte mit gutgespielter Trübseligkeit: "Kinder, es ist nichts dabei zu ändern. Der Kaiser hat es verboten. Es gibt keinen Tannenbaum."

Der brennende Tannenbaum war recht eigentlich des Vaters Weihnachtssabend. Er saß dann stumm in seinen Stuhl zurückgelehnt mit angelegtem Kopf und sah mit weitoffenen Augen in den Lichterbaum hinein, und Lächeln und Ernst wellten über sein surchiges Gesicht — ja — auch wohl eine versstohlene Träne. Er war im allerinnersten Herzen dann wieder Kind im elterslichen Hause zu Sahms im Herzogtum Lauenburg hinter Schwarzenbeck — ja, er war allerinnerst Kindheit seines deutschen Volkes, das dem Lichtbaum um Sonnenwend gläubig entgegensah.

Und nun hatte ber Raifer ihn verboten.

Wir vier Jungen — nein, wir drei ältesten — taten, als glaubten wir es wirklich und kriegten schließlich den Vater so weit, einen Bittbrief an den Kaiser zu schreiben (es war in meines Vaters Gedanken immer noch der alte Raiser Wilhelm I.), der Raiser möge das Verbot zurückziehen. Danach gingen einige sonderliche Tage hin. Wir Jungen lächelten einander heimlich und ein wenig liftig an. Dann kam der Vater eines Abends triumphierend nach Hause mit der Nachricht, der Raiser habe es gnädigst erlaubt. Wir fragten nicht weiter nach dem kaiserlichen Brief, um den der Vater sehr geheimnisvoll tat. Wir wußten doch nur zu gut, daß gar kein Brief gegangen und keiner gestommen war. Und auch der Vater mochte wissen, daß wir alle miteinander nur Verkappung spielten. Aber das tat der Freude keinen Abbruch. Nein, das machte sie erst.

Und dann raschelte es eines Abends, und wir durften durchs Schlüsselloch in die beste Stube bliden. Nur einen kurzen Augenblick, sonst würden wir blind, sagte der Bater. Ja, dann war der Baum auf einmal da, und keiner

pon uns hatte je gesehen, wie er in die Wohnung gefommen ware.

Danach, am Borabend des 24. Dezember, fagen ber Bater und die Mutter

allein und putten ben Baum auf.

Ich weiß nichts Schöneres und Seligeres aus meiner Kindheit, als jene Borabende um Weihnachten, wenn wir zu Bett lagen, wach lagen und horchten, wie nebenan die Eltern saßen und den Baum herrichteten — und wenn der Vater ab und an mit der Goldpapiersahne raschelte, die oben in der Spitze des Baumes prangte, oder ganz vorsichtig eines der kleinen Silberglödchen klingen ließ, die schon am Weihnachtsbaum des Sahmser Elternshauses geläutet hatten.

Draußen fiel der Schnee. Ja, draußen fiel der Schnee in der dunklen Nacht lautlos und feierlich. Und wenn er nicht wirklich fiel, so war es doch in unserer Einbildung so. Und wie der Schnee langsam niedersank, so sank auch eine süße, singende Müdigkeit über uns immer noch heimlich Horchenden in der stillen Schlaskammer, dis wir, Weihnachtslieder auf den Lippen und Weihenachtswünsche im Herzen, endlich selig einschliefen und im Traum alle Be-

fcerung vorwegnahmen.

Ja: die Bescherung! Sie war sicher sehr bescheiden in jenen Jahren der elterlichen Not und Enge. Aber die Herzensheimlichkeit, die um alles war,

ließ fein weihnachtlich Ding gering fein.

Und ich war sehr traurig, als ich mit meinem vierzehnten Jahre als "groß" galt und zum erstenmal den Baum mit ausputzen durfte. Der Vater vergoldete die Nüsse, ich bebänderte die Kringel, und die Mutter hing sie in den Baum. Ich machte es sehr ordentlich und bekam auch einen Schluck vom dunkelroten Portwein, den die Eltern tranken. Aber ich war doch eigentlich traurig und beneidete meine drei jüngeren Brüder nebenan in der Schlaskammer. Mein Vater merkte es wohl. Er sagte plötzlich: "So, Junge, scher dich zu Bett! Die Lichter steden wir allein hinein. Gute Nacht!"

Hermann Claudius

Der Weihnachtswind

Der Weihnachtswind ist Lebenswind, Er weht, er macht das Auge klar, Die Füße leis, die Hände lind, Der Weihnachtswind ist Lebenswind, Läßt sinken Schnee und Jahr.

Es sinkt der Schnee, der Wald wird weiß, Es sinkt das Jahr in tiefen Traum. Das Leben schlingt den ewigen Kreis, Aus Wurzeln treibt das neue Reis Und Gott erfüllt den Raum.

Wir stehn, wir lauschen wie ein Kind Der alten, heiligen Wundernacht. Wir horchen, wie das Märchen spinnt, Im Weihnachtswind, im Lebenswind. Ein Stern hält gute Wacht.

Frang Lübtte



heimatgaffen um Weihnacht

mmer spüre ich noch, über die vielen Jahrzehnte hinweg, den Wintersturm, ber über die Beichsel fuhr. Es mar ber Wind aus bem Often, aus Rugland. Der "polnische Wind", wie wir ihn auch nannten. Er brachte ben harten Froft, daß der Brahefluß, der Hafen, der Bromberger Ranal und felbst der mächtige Strom ju Gis gefroren und die Schollen fich ftauten gu falten, weißen Bebirgen. Dann tam ber Schnee. Ja, bas war boch noch ein Schneien! Erft bas Wirbeln, bas milbe Tangen und Drehen im pfeifenden Oft, aber bann bas Fallen, das Bleiten und Niederfinten, unaufhörlich, bis die dide Schneedede alles Land verhüllte, Balber und Felber, über die nur mit heiferem Schreien die großen Rrabenschwarme ins Grau des fintenden Abends ftiegen, auch unaufhörlich. War alles Leben tot? Wenn wir über die Gisfläche tafteten, irgend einem Ziele zu, bann hörten wir tief unter uns das Rinnen der Flut, geheimnisvoll und schrechaft. Dann kehrten wir um. Es war nicht recht geheuer in diefer Bufte von Eis und Schnee. Wir fehrten um und heim - benn nun, wenn es buntel wurde, lodte boch bie Stube gu haufe mit ihrer Barme und ihrem milben, trauliden Lampenlicht.

Immer spüre ich noch den Dust der Bratäpfel in der Osenröhre, die unsere Mutter für ihren verfrorenen, hungrigen Jungen bereit hielt. Natürlich, einer der dicken Wollhandschuhe war mindestens verloren gegangen, oder der dicke Schal, und Mutter war recht bekümmert, denn nun hieß es wieder stricken und stricken. Doch sie sagte nicht viel, denn der Bater durste es nicht wissen, und so waren Mutter und Sohn trotz aller meiner kleinen Untaten heimliche Berschworene. Die eisstarrenden, frostgeröteten Finger freilich, die spüre ich

auch noch. Aber was war da zu machen!

Und immer spüre ich noch in der Zeit um Weihnachten den Geruch des Pfesserkuchens, des Marzipans, der guten, nahrhaften und so köstlichen Stollen, die Mutter buk. Der Knaster aus Vaters langer Pfeise konnte diesen herrslichen Duft nicht verdrängen. Immer ist mir's um Weihnachten, als müsse jedes Haus von solchem Duft erfüllt sein, dazu vom Geleucht der Kerzen und

vom Rniftern ber Golgicheite im Dfen, die fo feltfame Lieber fangen.

Immer auch sehe ich noch die Gassen meiner Heimatstadt, die Buden des Weihnachtsmarktes, die Wunder dieser wahrlich "hohen Zeit". Wir stapsten durch den tiesen Schnee, die uns die Lichter des Weihnachtsmarktes umfingen, das bunte Treiben der sestlich gestimmten Menschen, der ganze Zauber von Tannenbäumen und Lebkuchen, der Lärm der Brummteusel und Knarren, die Erwartung von tausend geträumten und geschauten Herrlichkeiten rings um uns her. Die Schule, ach, die war vergessen, die Ferien, die köstlichsten Ferien des ganzen Jahres waren ja da, und das schönste aller Feste hielt seinen Einzug.

Und immer noch brauste über die Weichsel der Sturm, der Sturm aus dem Osten, der Sturm unserer Heimat, und immer noch schimmerte daheim das friedvolle Licht der Petroleumlampe, das in die Winterabende unserer Jugend schien...

Biel Sturm ist seither über die Welt gesahren, viel Not über das Land an Weichsel und Warthe, an der Brahe und an dem Kanal, den der Alte Fritz einst hier graben ließ. Es kam der polnische Haß, es kam die fremde Gewalt, es kam der Blutsonntag meiner Bromberger Vaterstadt. Nun aber ist dies deutsche Land wirklich wieder deutsch, nun rieseln die Floden wieder über deutsche Erde, nun rauscht der Strom durch deutsche Gaue; und nun dürsen die Menschen spüren, was ich durch all diese Jahrzehnte gespürt: den Duft meiner Heimat, das Winterglück des Ostens, das Wunder der Heimatgassen zur weihnachtlichen Zeit...

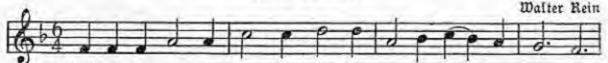
Frang Lüdtle





Auf, haltet euer Herz bereit

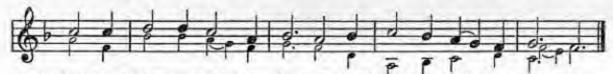
(Thilo Scheller)



- 1. Auf, hal-tet en . er Berg be : reit fur ei . nen neu . en Mor gen.
- 2. Die ho be Nacht ift nicht mehr fern, in der uns Gott be . geg . net.
- 3. Ein neuser Morigen bricht ber ein, die dunkile Nacht muß schwinden.



- 1. Noch mandeln mir in dunk ler Zeit, doch in der tief ften Dun kel
- 2. Dom him mel leuch tet Stern bei Stern, das Ce ben keimt in Korn und
- 3. Auf, gru. get laut ben bel . Ien Schein! Das neu . e Jahr wird mit uns



- 1. heit liegt schon das Cicht ver : bor : gen, liegt schon das Cicht ver : bor : gen.
- 2. Kern, und Mutster gehn ge . feg . net, und Mutster gehn ge . feg . net.
- 3. fein mit Mutster, Korn und Kinsden, mit Mutster, Korn und Kin . den.

Die sieben Cannenbaume

Weitab von den Landstraßen und noch weiter von Dörfern und Höfen steigt ein kleiner Berg aus der weiten, braunen Heide auf. Er liegt in Einsamkeit da, und wenn auch manchmal ein Schäfer mit Hund und Heidschnucken vorsbeigeht, so treiben doch gewöhnlich nur Krähen und Hasen auf ihm ihr Wesen.

Einst war's anders. Da war er nicht kahl, sondern trug auf seinem Gipsel sieben Tannenbäume, so daß man meinen mochte, er hätte sich eine dunkelzgrüne Mütze über die Ohren gezogen. Und in dem Berge hauste ein Zwerg, den sie das rote Männchen hießen, weil er immer in einem seuerroten Rödlein zutage kam. Ihm gehörten die sieben Tannenbäume, er hatte sie selbst angepslanzt, hatte sie gerichtet und gepslegt, hatte an manchem warmen Sommernachmittag aus der kühlen Tiese des Berges Wasser getragen — und freute sich nun, daß er sie so weit gebracht hatte, daß sie sich selbst helsen konnten. Und ihm selbst mußten sie auch auf manche Art helsen. Mit ihren seinen Wurzeln hielten sie den Sand sest, daß in seiner Höhlenwohnung nicht die Decke niederzieselte, sie sogen den Regen auf dis auf den letzten Tropsen, daß es nicht durchlecke, sie wehrten die Sonnenstrahlen ab, daß es ihm nicht zu heiß wurde. Jedem hatte er einen Namen gegeben: Wegweiser, Regenschirm, Sonnendach, Windbeutel, Gesangsmeister, Stieselknecht und Spielvogel.

Wegweiser war der größte und höchste und wies dem roten Männchen den Weg, wenn es über "Geest" war. Regenschirm war am dichtesten bezweigt, unter ihm lag der Zwerg, wenn es von den Wolken tröpselte. Sonnendach war breitgeästet und mußte das Männlein deshalb vor der brennenden Sonne desschützen. Windbeutel war besonders kräftig und stämmig; er stand an der äußersten Ede und drängte den kalten, scharfen Ostwind beiseite, den der Alte nicht vertragen konnte. Gesangsmeister hatte die beweglichsten Zweige und war der lustigste von allen: Bei dem leisesten Windzug strich er mit den Nadeln über das dürre Gras und das Kraut, so daß eine herrliche Musik sür Zwergsohren vernehmlich wurde, auch lud er Mücken, Grillen, Brummer, Vienen zu Gast, an hohen Festen sogar eine Meise oder einen Finken: An Gesumme und Gezirpe und Gezwitscher war kein Mangel. Stieselknecht hatte einen krummen Stamm, den benutzte das Männlein jeden Abend beim Stieselausziehen. Spielvogel war noch zu klein und konnte noch nichts kun; er spielte wie ein Kind mit Wind und Sonne.

Es wurde nach und nach Herbst und Winter. Die Bienen flogen nicht mehr, die Grillen starben, die Sonne saß hinter grauem Gewölk, kalt und seucht wurde es auf dem Berg und in den Tälern. Da verkroch sich das rote Männchen tief in seine Höhle, verstopfte den Eingang mit Moos und Steinen und wartete, daß die Sonne und der schöne Sommer wiederkommen sollten. Die sieben

Tannenbäume ließ es in Wind und Wetter allein und quälte sich nicht weiter um sie. Das einzige, was es tat, war, daß es morgens bald den einen, bald den andern bei den Wurzeln saßte, als zöge es ein Kind an den Füßen.

> "Bäumden mein: Sonnenfchein?"

fragte es dann, und antwortete das Bäumchen mahrheitsgetreu:

"Zwerglein, nein!"

so legte es sich auf sein Bett von Heidekraut und verschlief den Tag wie ein Murmeltier. So ging es wochenlang, da riß es wieder an den Wurzeln, um zu wissen, was für Wetter sei — und bekam mit einemmal keine Antwort mehr. Es zog stärker, ja, es ließ sich an den Wurzeln baumeln, es fragte mit gräßlich lauter Stimme:

"Bäumden mein: Gonnenschein?"

aber es antwortete ihm niemand. Sehr erbost, aber auch ein bischen besorgt, stieß es die Tür auf — o weh, wie erschraf es! — alle sieben Tannenbäume waren verschwunden. Nur Stammstümpse standen da —, der Berg war kahl wie ein Psannkuchen. Da lief das Männchen umher, als wüßte es nicht, was es tun sollte, gudte herum, schlug die Hände zusammen, rief, fragte, weinte und grämte sich um seine Tannenbäume. Die Hasen kamen angehüpst und erzählten ihm von den großen Menschen, die gekommen wären am hellen Mittag, und die Bäume abgesägt hätten; auf einen großen Wagen hätten sie sie geworsen, und im Trab seien sie mit ihnen weggesahren. Die Krähen kamen geslogen und wollten trösten. Aber das rote Männchen wollte keinen Trost, es wollte seine Bäume wiederhaben. Es wollte in die Welt hinein und sie suchen. "Du sindest sie nicht", sagten die Krähen, "die Welt ist zu groß." Das Männlein jammerte wieder. Da nahmen die Krähen all ihren Berstand zusammen und dachten nach, wie sie ihm helsen könnten, und wirklich — sie fanden es.

"Wenn ber Mond aufgeht", sagten sie, "wollen wir ihn bitten, daß er sich zum Spiegel der Welt mache. Dann gudst du hinauf und suchst deine Tannenbäume."

Das war dem Männchen eine willfommene Botschaft, und da es noch nicht dämmerte, lud es die Krähen zu Gast und setzte ihnen Buchweizengrütze, Honig und Brot vor; darüber sielen die hungrigen Brüder mit heißen Schnäbeln her. Als sie noch so saßen und von ihren Reisen erzählten, da gudte der Mond groß und rötlich über die Geest.

Endlich, nach langem Warten, war es so weit. Der Mond stand groß und klar über dem Heiberande. Rauschend flogen die Rrahen auf und frachzten oben in ber Luft:

"Blanker, gelber Mond am Heben spiegle alles Erdenleben!"

Und sieh: Der Mond wurde größer und größer, leuchtete taghell auf, und wie in einem Spiegel zeigte sich auf ihm die Welt mit allem, was darin war: Wasser und Berge, Städte und Wälder, Häuser und Menschen und Bäume, alles war deutlich zu erkennen. Das rote Männchen machte große Augen und suchte. Dann wies es mit beiden Händen nach einer Gegend.

"Was für eine große Stadt ist das?" rief es zitternd. "Hamburg", gaben die Krähen leise zur Antwort.

"Da sind alle sieben, alle meine Tannenbäume!" rief es wieder. "Ich sehe sie alle: Wegweiser in einer großen Kirche, Regenschirm in einem prächtigen Herrenhause, Sonnendach vor einer Dombude, Windbeutel in einer kleinen Stube, Gesangsmeister in einer armseligen Dachkammer, Stiefelknecht an der Straßenede, Spielvogel oben auf dem Schissmast. D — wie müssen sie sich nach mir und dem Verg zurücksehnen, wie mögen sie sammern! Ich will nach Hamburg und sie holen. D — bringt mich nach Hamburg! Hasen und Krähen, liebe Freunde, helft mir!"

Das wollten sie. Das Männchen machte sich reisesertig, zog Handschuhe an, setzte sich auf den Hasen, hielt sich an dessen langen Ohren sest und — hast du nicht gesehen! — ging's über die Geestberge, daß die Heide wadelte. Als sie aber unter die Lichter von Hamburg gerieten, warf das Hasenroß den Reitersmann ab und trabte angstbeklommen nach Hause zurück. Das Männchen schwang sich kurzgesaßt auf den breiten Rücken der größten Krähe und ließ sich über die Elbe nach dem glänzenden, funkelnden Hamburg tragen.

Auf dem Kirchendache landete das Rabenschifflein seinen Fahrgast, der sich an dem Blitableiter hinabgleiten ließ und durch eine Luftröhre in die Kirche stieg. Bor all der Helle und Pracht konnte er kaum die Augen offenhalten. Orgelton und Gesang durchbrausten den Raum, in dem kein unbesetzter Platz vorhanden war. Neben dem Altar stand ein großer, hoher Tannenbaum, über und über mit Lichtern bedeckt: es war der Wegweiser. Das Männchen erkannte ihn und schlich sich unter den Bänken entlang zu ihm.

"Urmer Begweifer!" fcbluchste es.

Der große Baum aber schüttelte leise die Krone, daß die Lichter flacerten: "Arm?" fragte er, "ich bin nicht arm, ich bin der schönste Baum auf der Erde, ich bin der Weihnachtsbaum. Sieh' meine Pracht und mein Leuchten!"

"Ift nur ein Traum, armer Wegweiser, nur ein Traum. Wenn du erwachst, sind deine Lichter erloschen und du liegst vergessen im Winkel. Und stirbst. Komm mit auf den Berg, ehe es zu spät ist."

Der Baum rüttelte wieder seine Krone: "Ich weise andere Wege", flüsterte er wie im Traum, "Wege zu Gott, Wege zur Freude, Wege zum Kinderland, ich bin beglückt, wenn ich nur zwei Kinderaugen glänzen machen kann. Und hier glänzen tausend. Mußt mir mein Glück schon gönnen, rotes Männchen, und mich stehenlassen." Brausend erscholl Orgelton dazwischen.

"Und beine fechs Brüber?" fragte bas Männchen.

"Die sind alle Weihnachtsbäume geworden", sagte der Wegweiser, "tragen Lichter und Nüsse und Apfel, erfreuen arm und reich, großes und kleines Volk. Um sie klingen Weihnachtslieder, und alle Kinder lachen. Keiner geht zurück in den Wald. Einen Abend Weihnachtslichter tragen, ist die Sehnsucht aller Tannenbäume. Ist die ersillt, dann verdorren sie gern. O Weihnacht!"

Als der Baum so gesprochen hatte, sah das Männchen ein, daß es ihn nicht

überreben fonnte.

"Weihnachten und die Menschen sind dir in die Krone gesahren", sagte es und stahl sich hinaus. Die Krähe wehte ihren Schnabel auf dem Dach, das Männchen bestieg den Rücken, und weiter ging es. Zu Regenschirm, der über und über mit Gold und Silber bedeckt war und sich nach der Musik um sich selbst drehte wie ein junges Mädchen im Tanzsaal. Zu Sonnendach, das mit elektrischen Slühlampen besteckt von dem Karussel auf den Schwarm der Domsbesucher herableuchtete. Zu Windbeutel, der, spärlich behängt, eine kleine Arbeiterwohnung erhellte. Zu Gesangsmeister, der in der Dachkammer stand, ein einziges Licht und einen Hering trug; ein grauer Kater sas daneben und wollte sich an den Hering machen, aber jedesmal stach Gesangsmeister ihn mit den Nadeln, daß er miauschreiend zurückspringen mußte.

Alle vier bat das rote Männchen, aber alle antworteten, ebenso wie ihr großer Bruder, sie waren glüdlich, Weihnachtsbäume geworden zu sein und

bachten nicht baran, wieder nach bem falten, dunflen Berg zu manbern.

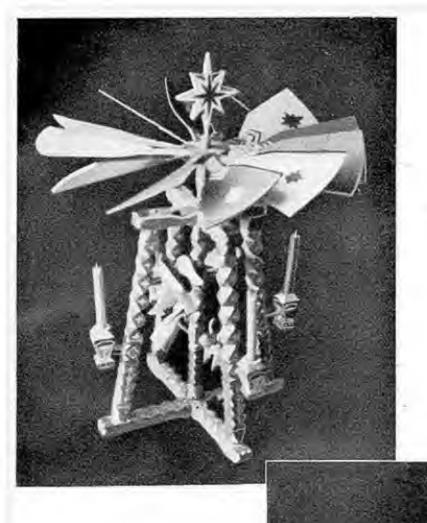
Traurig schwebte der Zwerg wieder durch die Luft, bis er vor Stiefelknecht stand. Der lag auf einem großen, dunklen Platz in einem Haufen anderer Tannenbäume. Wegen seines alten Fußleidens hatte ihn niemand kaufen wollen.

"Deinen Brüdern will ich es gar nicht mal so sehr verdenken", sagte der Alte zu ihm, "sie tragen Lichter und sind Weihnachtsbäume — aber du bist keiner."

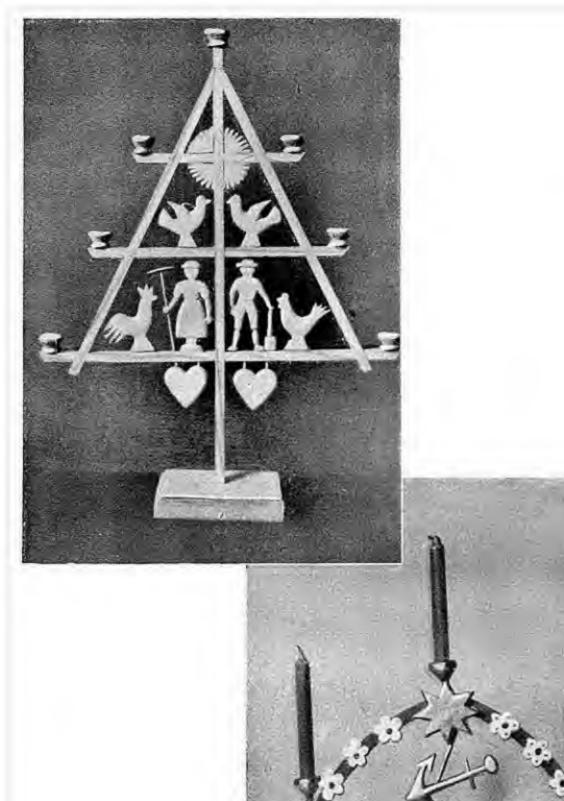
"Doch — ich bin ein Weihnachtsbaum, so gut wie die andern", sagte Stiesfelknecht, "der schönste Baum auf Erden. Ich sehe viele glückliche Menschen vorbeigehen: ist das nicht Glück genug? Und vielleicht, nein, gewiß kommt heute abend, ganz spät, noch jemand und nimmt mich mit, steckt mir Lichter an und schmückt mich. Nach der Heide will ich nicht zurück."

Das Zwerglein bat und bat, aber Stiefelfnecht fab nach ben Rinbern, bie

jubelnd porbeifturmten und hörte nichts.



Gelbstgewerkte Weihnachtsleuchter unserer Goldaten in Norwegen



Selbstgewertte Weihnachtsleuchter unserer Soldaten in Norwegen

Da ging es wieder zu seinem schwarzen Rößlein und ließ sich nach dem Safen fliegen. Der Spielvogel, an dem fein Berg am meiften bing, murbe ihm treu bleiben, das hoffte er von seinem Lieblingsbäumchen. Aber am hafen war tein Spielvogel mehr zu entbeden. Das Schiff mare ichon in Gee gegangen, erfuhr die Rrabe von einigen weitläufigen Bermandten, weißen Möwen, die über dem Waffer ichwebten. "Dann feewarts", befahl das rote Mann= chen. Die Rrabe flog westwärts über Waffer und Deiche und Schiffsmaften hin, aber als fie bis Curhaven gefommen war, fette fie fich nieder, benn auf Die große, endlose Gee gu fliegen, getraute fie fich nicht. Doch rief fie eine große Geemome herbei, die breitete ihre weißen Schwingen und trug bas Mannchen ftolg und ichnell über das dunfle, ichaumende Meer, bis weit hinter Helgoland. Da tauchte ein einsames Schiff in den Wogen auf und ab und wurde pon einer Geite nach ber andern geworfen. Der Wind blies gewaltig in die großen, braunen Gegel. Auf dem Topp, der höchsten Spite des Großmastes, tangte ein fleines Tannenbäumden im schneibenden Wind auf und ab: das war Spielvogel. Er lachte hellauf und ichuttelte die Zweiglein por Luft, wenn eine Sprühwelle zu ihm herauffpritte. Und gudte einer der Matrofen gu ihm hinauf, fo nidte er ihm freudig gu.

"Urmer Spielvogel!"

"He, he, Männlein klein, bist bu's?" rief Spielvogel. "Hier ist es lustig, nicht?"

"Romm mit nach ber Geeft!"

"Nein, nein, nein! Ich bin Weihnachtsbaum, ber schönste Baum auf Erden. Und was kann schöner sein, als Weihnachten auf See. Gruß die Heide! Ich muß singen!"

Und Spielvogel fang, so laut er konnte, daß die Matrosen mitsingen mußten und Träume von Land und Licht träumten.

Da sah das rote Männchen ein, daß es seine sieben Tannenbäume verloren hatte, es dachte daran, daß es nun ohne Wegweiser über die Geest irren müsse, daß niemand mehr da sei, der es vor Regen, Sonne und Wind schützen könne, der ihm vorsinge, der ihm beim Stiefelausziehen helse, der es durch sein Kinderspiel erfreue — der Berg war so kahl, Regen drang in seine Wohnung —, armes Männlein! Mit einemmal breitete es die Arme aus, rutschte von den Möwenslügeln und stürzte sich in das dunkle Wasser hinab.

Seit jener Nacht schwimmt ein seltsamer, leuchtender Fisch in der See. Die Fischer nennen ihn das Petermännchen und halten es für etwas Besonderes, wenn sie ihn fangen.

Gord Fod

Der Tannenbaum für Kleenoog

Der junge Lehrer Dirksen hielt es auf der kleinen, einsamen Hallig Kleenoog einsach nicht mehr aus. Im Sommer, o ja, da war es hier draußen im Wattenmeer wunderschön. Da hatte er die grüne, duftende Hallig, das weiß an der steilen Userkante aussprikende Meer, die lustig über den blauen Himmel segelnden Wolken, die schreienden Möwen und sich selbst, und brauchte weiter nichts. Wenn aber der Herbst aus der grauen See ausstieg und seine seuchten Nebelnetze über das kleine Eiland schleppte, daß man den Blid dis zur nächsten Warst nicht einmal frei hatte, geschweige denn über das Meer, dann war es hier draußen sürchterlich.

Wenn die dunklen Abende kamen, fanden sich die Halligleute täglich abswechselnd bald auf dieser, bald auf jener Warft. Die Frauen spannen ihre Wolle oder häkelten Netze, und die Männer hocken im Halbdunkel in der Nähe des Beilegeosens, rauchten und erzählten in kurzen, abgehackten Sätzen von ihrem Kampf mit dem blanken Hans. Aber bald hörte auch das auf — es kannte hier ja jeder die Geschichte des andern. Stumm, ein sestgefrorenes Lächeln um die schmalen, zusammengekniffenen Lippen, saßen sie da und stiers

ten por fich bin.

Aber der junge Lehrer wollte nicht in diesem toten Schweigen versinken. Wie ein Schimmer aus ziehender Flut schoß er aus der Dumpsheit empor und begann vom Festland zu erzählen, wie alles dort hell und froh sei, wie auch in der schwärzesten Nacht tausend und abertausend Lichtsonnen am Himmel hingen, wie ein Jubel ohnegleichen sei ... Sie aber grinsten nur. Nein, damit sollte er ihnen nicht kommen ... bei ihnen war es hell genug ... sie waren für

Ruhe und frühes Zubettgehen . . . fie brauchten nichts anderes.

Lehrer Dirksen gab aber nicht nach, sondern kam immer wieder und klopste an die toten Herzen, obschon er nie den Widerhall ausbrechenden Lebens spürte. Es war ihm einerlei; das Grauen vor dem Alleinsein trieb ihn doch immer wieder hin. Es war noch nichts vom Zauber des kommenden Festes zu spüren. Was war denn auch Großes daran? Weihnachten war nicht viel anders als jeder Gonntag; höchstens für die Kinder, die dann eine Stunde länger am Tisch sichen und mit kleinen Pfessernüssen spielen durften. Nein, für alte Halligsschiffer war das nichts, und so hörten sie kaum hin, als Lehrer Dirksen von einer besonderen Weihnachtsseier zu ihnen sprach:

"Ihr wißt ja gar nicht, was Weihnachten ist. Ist einer unter euch, der schon mal unter einem brennenden Tannenbaum gestanden hat? Nicht einer, oder

boch höchstens in der Fremde, bei der Geemannsmiffion."

"Woher sollen wir den Baum auch kriegen?" warf Sabe Lorenz dazwischen, "auf der Hallig wächst ja nichts." "Bom Feftland follt ihr ihn holen!"

Unruhig schoben sich die Männer hin und her. Das fehlte ihnen gerade, jett Boot klarmachen und an den festen Wall sahren, nur wegen eines Tannenbaums! Nein, solche Sitten wollten sie hier nicht einsühren.

Lehrer Dirksen aber lachte plötzlich hell und fröhlich auf. Er glaubte ein Mittel gefunden zu haben, sie aus ihrer Dumpfheit aufzurütteln, und sagte:

"Morgen ift Weihnachten. Wer macht mit hinüber?"

Sie schüttelten den Ropf, und auch die Frauen hoben abwehrend die Hände.

"Dann gehe ich zur Ebbezeit allein. Wir haben in der ganzen Woche klare Vormittage gehabt. Morgen wirds wohl auch so sein, und dann gehe ich an den Deich. Morgen abend aber seid ihr alle auf der Schulwerft. Gute Nacht!"

Damit ging er.

Sie hörten seinen schnellen Schritt unter den Fenstern, und Boy Manners erhob sich, als wolle er ihm nach und ihn zurückhalten. Aber in der Tür blieb er stehen, wandte sich dann langsam ans Fenster und versuchte, durch die dick beschlagenen Scheiben in den dunklen Abend hinauszusehen. Hart und hastig schüttelte er den Kopf und trat an den Tisch zurück. —

Als der Tag graute, stand Lehrer Dirksen vor der Tür und blidte ins Wetter. Ein leichter Wind war aufgekommen und trieb die Wolken übers Watt zurück.

Der Himmel war hoch, da konnte er es wagen.

Eine rechte Wanderluft kam über ihn, als er das Watt betrat, das grau und eben vor ihm lag, so daß er rüstig vorwärtskam. Schreiende Möwen flitzen weißleuchtend über ihn hin, ein langer Zug grauer Sänse eilte vor ihm her dem grünen Vorland zu, das fern im Osten auftauchte, und wenn er einen Augenblick stillstand, hörte er weit im Westen die offene See orgeln, daß ihm ganz festtäglich ums Herz wurde.

Vom Festlandsdeich aus sahen sie ihn schon kommen. Sie krochen aus dem harten Wind heraus den Deich hinunter. Nur der Wirt und Krämer blieb auf

bem Ramm fteben im richtigen Befühl, bag ber Befuch ihm gelte.

"Watt schall't fin?" schrie er und hielt die flachen Hände an die Ohren. "Go,

ja, natürlich hebbt wi . . . gewiß . . . fomm man rop!"

Dann wandte er sich um und rief den anderen, die im Schutze am Fuße des Deiches standen zu: "De Kleenooger wölln Wihnachten fiern! Wett eener darvon all mal wat hört?"

Nein, wahrhaftig, davon hatten sie noch nie gehört und beeilten sich nun, die Kunde aus dem Munde des eben den Deich hinaussteigenden Lehrers zu hören. Der aber ließ sich auf keine Reden ein. Der Wind war ihm in den letzten zehn Minuten so merkwürdig vorgekommen, und er fürchtete, der Nebel werde wiederkommen.

"Ach, ne boch! Krieg man erft en lutte Bunfch!"

Rein, er wollte nichts haben. Bum Punschtrinken fei er nicht ans Festland

gekommen. Man möge ihm nur schnell einige Tannenbäume und Schmuck zeigen. Hastig suchte er aus den ausgebreiteten Schmucksachen blitzende Rugeln und Sterne aus, legte die bunten Kerzen dazu, schulterte den Baum und schritt so schnell wie er gekommen wieder auf das Watt hinaus, gesolgt von den Bliden der enttäuschten Deichleute.

Nach einer Weile stand er still und schaute sich um. Das Wetter gefiel ihm nicht. Eine sonderbare Musik war der Wind, und an der Kimm stieg es schwarz herauf. Noch einen Blid nach dem Festland zurüd... dann stürmte er weiter. Aber schneller als seine Füße rannte der Nebel, wälzte sich grau und naß, das ganze Watt bis zum Himmel anfüllend, weiter und weiter und decte bald See und Sand, Hallig und Strand mit seinen undurchdringlichen Tüchern zu.

Boy Manners war den ganzen Vormittag voll Unruhe, lief bald durch Kammer und Stall, bald auf die Warft hinaus und schnupperte ins Wetter.

Das fah nicht gut aus, es würde bald wieder bid und grau werden.

Nach feiner Berechnung mußte Dirtfen wieder auf bem Beimwege fein.

Dummes Zeug, wegen eines Tannenbaumes ans Festland ju laufen!

Als er nach einer Weile wieder ins Wetter sah, war der Nebel da und stand wie eine ungeheure Mauer rund um die Hallig. Der Alte stand mit krummem Nacken und bohrte seine Augen in die graue Wand. Herrgott, wie wollte der Wattenläuser da hindurchsinden?... Bielleicht hatte er rechtzeitig den Nebel kommen sehen und war ans Festland zurückgekehrt... Nein, er glaubte es nicht... Dirksen hatte seinen eigenen Kopf und sührte durch, was er einmal angesangen hatte. Dann gab es nur eines: sie mußten hinaus, ihm mit dem Nebelhorn entgegengehen, sonst war er elend verloren. So schnell er konnte, eilte Von Manners zu den anderen Männern.

"Didfen is noch nich an'n hus, un dat Watt is did von Dat. Romm mit,

bat wie em find'n."

Schweigsam wie immer zogen sie sich ihre langen Schifferstiefel an, langten bas Nebelhorn vom Hafen und stampsten hinaus an die Kante. Die Frauen folgten ihnen. Als Bon Manners sich anschiete, aufs Watt hinauszugehen, drängte ihn Rolufs zurüd!

"Du nich, Bon. Id gah vörut, if bun be jungs."

Und damit eilte er schon mit schnellen, klatschenden Schritten in den Nebel hinein, so daß er bald ihren Augen verschwunden war. Anfangs hörten sie noch seine stampfenden Füße. Dann war es still, bis plötzlich sein Nebelhorn saut und hallend durch den Nebel brüllte. Da schiekte sich der zweite zur Wanderschaft an, und so einer nach dem anderen, in weiten Abständen, einer mit dem anderen durch den Hornruf verbunden und eine Kette, aus dem Nebeldunkel bis zur Hallig bildend. —

Der einsame Wanderer lief und lief und mußte nicht, wo er war. Gein Schrei stieg auf, aber der Nebel erstidte ihn. Geine Augen suchten die Spuren seiner

Füße, aber der seuchte Grund hatte sie verschluckt. Seine Ohren lauschten weit hinaus, aber nichts war weit und breit zu hören. Schon kam die Flut... er spürte sie an dem immer weicher werdenden Boden... an dem Wasser, das ihm schon die Füße bespülte und höher und höher stieg. Er zog die Uhr... Herrgott, schon so spät?... Die Angst trieb und jagte ihn weiter... Das Wasser kroch ihm schon über die Knöchel und sprang an seinen Beinen herauf. Da rechnete er aus, daß er noch eine Stunde Zeit habe...

Nach einer Weile blieb er wieder steh'n ... er konnte nicht mehr. Den Tannenbaum drückte er ins Watt und stützte sich schwer aus den schwankenden Stamm, während ihm der brennende Kopf tief in die dustenden Zweige sank. So stehenbleiben ... im dichten Nebel ... während die Flut stieg und stieg ... bis alles vorbei war, und die Wellen ihn an den Strand warfen ... Plötslich hob er den Kopf und reckte sich gerade. Klang nicht ein dröhnendes Rusen aus der dicken Nebelwand herüber? Er stand und lauschte ... das war ein Nebelshorn ... das waren die Halligleute, die ihn suchten!

"Ahoi! Ahoi!" schrie er mit aller Kraft, und gleich kam die Antwort:

"Alhoi!"

Bon Manners nahm ihm den Baum und die Schmuckfachen ab, und bann wanderten sie den lauter und lauter werdenden Hornstößen nach, dis sie ihre Hallig hatten. Aufatmend blieb Dirksen stehen und blickte eine Weile schweisgend in das Nebelmeer zurück. Dann wandte er sich an die Männer und gab ihnen allen die Hand...

"Dat is noch gub galin," fagte er, "if bant jem!"

Sie blidten gar nicht auf. Sie begriffen nicht, wie einer wegen einer solchen Selbstverständlichkeit so viele Worte machen konnte. Schweigend und schwersfällig schritten sie über die Hallig nach ihrer Warft. Dirksen blidte ihnen nach, und ein Lächeln lag auf seinem jungen Gesicht. Nein, viele Worte machte der verschlossene Mund der Halligleute nicht; desto beredter war ihr Herz, das hatte er heute ersahren. Mit hellem Klingen in der Stimme rief er ihnen nach:

"Kommt heute abend alle zur Schulwarft, dort brennt der Weihnachtsbaum." Singend eilte er nach Hause, singend schmüdte er den Baum, und singend saß er am Abend inmitten aller Halligleute davor... er sah das helle Leuchten in den toten Augen der Halligmänner, hörte ihr Herz singen und klingen und ihm war, als sei die junge wiedergeborene Sonne über der einsamen, nebels verhüllten Hallig aufgegangen.

Wilhelm Lobfien

21s die Frau sich entschloß, mit ihrem Jungen in die Heimatstadt ihres gefallenen Mannes zu giehen, gebachte fie ihm nabe zu fein in ben Stragen, auf benen er gespielt hatte, Spiele, die ihr wohl fremd waren, aber die ihm die Wangen heiß gemacht hatten, wenn er bavon berichtete: von Schliefer, Sauball, ber goldenen Brude und der fleinen Königstochter, die man nicht zu feben befam. Bielleicht fpurte fie ihn auf ben weiten Biefen, pon beren herbem Beruch er fo oft erzählt, auf benen er ben großen Seuschreden nachgegangen war, die unermublich in ber Sonne fiedelten, bis man gang bicht por ben hohen Blütendolden bes Rerbels ftand, darauf ber grüne Spielmann mit großen Glotzaugen in seine Musik vertieft mar. Bielleicht trafen sich ihre Bebanten in bem fleinen Balben, bie Nachtweibe genannt, wo er por einem harten Gewitter fich im Brombeerbidicht verfrochen hatte, bis ein greller Blitz wenige Meter por ihm eine Giche zerspellte, daß er benommen vom Rrach und vom Schwefelgeruch nach Sause gerannt war. Sand in Sand hatten fie fpater an ber Giche geftanden. Er hatte fich bamals gewünscht, fo im Sturme fterben ju burfen wie die Giche. Sie hatten ben Rudud befragt, wieviel Jahre er ihnen noch gabe, und ber wollte und wollte nicht aufhören, ja überschlug fich fogar mit feinem tutu-tutu-tututu. Gie bachte, bag fein Junge einmal in bie gleiche farbige Welt hineinwachsen muffe, die er ihr immer und immer wieder schilberte, und aus der er sein fröhliches und jungenhaftes Wefen nahm. Gie, bas wurzellofe Rind ber Großftabt, hatte ihm oft bas bunte Bilberbuch feiner Jugend geneidet. Ihr Junge follte barin weiterblättern, und fie fpurte, bag es ihren Mann freuen murbe.

Es wurde spät im Herbst, als sie mit dem Jungen in der kleinen Stadt ankam. Von den Birken, die sie damals wie Brautjungsern mit wehenden Haaren begrüßt hatten, flogen unter den Peitschenhieben des Herbststurmes die Blätter wie verirrte Vögel.

Es fröstelte sie in der fremden Wohnung, die der Frau des Gefallenen bereitwillig eingeräumt worden war. Die Häuser, die einst mit blanken Augen auf ihren Mann geschaut hatten, schienen ihr nun schmalbrüftig und blind zu sein, die Gassen eng und düster, ja sogar die kleinen Gärten, die wie ein buntgewürfeltes Tuch um die Stadt gelegen waren, taten ihr weh, denn die lila Herbstaftern waren wie ein Totengesang auf das verstorbene Blumenjahr.

Bald siel der erste Schnee. Der Junge stapste krähend durch die weiße Fülle — hatte er doch vor kurzem die ersten Schritte gelernt —, und wenn er längelang hinsiel und sich weißgepudert wieder hochrappelte, dann kam ihr schmerzhaft der Gedanke, daß sie das alles ihrem Manne ja nicht mehr zeigen

ober zumindestens in einem der Feldpostbriefe schreiben konnte, die im letzten Jahre die Brude maren, auf der sie sich trafen.

Sie fürchtete fich por Weihnachten. Es würde fie die Ginfamteit doppelt ftart bedrängen. Rein, einen Tannenbaum wurde fie allein nicht ertragen fonnen. Ihr Mann hatte immer barauf gehalten, bag 13 rote Apfel in ben grünen Zweigen hingen, "rot wie das blühende Leben" hatte er gefagt und fie fest in seine Urme genommen. Die Apfel waren furz vor Weihnachten in einer fleinen Rifte aus feiner Beimat angefommen. Er hatte fie mit einer gemiffen Feierlichfeit ausgepadt, einen jeben einzeln abgerieben, ben einen oder den anderen an die Rafe gehalten, feinen frifden Duft gu ichmeden. Einen Apfel hatte er mit jum Dienst genommen, bort lag er auf bem Schreib= tisch. "Zum Riechen" und "zum Träumen" hatte er gesagt. Es war ihr manch= mal zu dumm gewesen, das Gehabe um die Apfel, so daß fie eigentlich niemals nach der Berfunft der Früchte gefragt hatte. Trothem hatte fie ihm damals, als er zum letten Male auf Urlaub war, noch einen der roten Apfel ein= gepadt, ihm eine Freude zu machen. Bielleicht tamen fie von einer "alten Liebe" aus seinen Jugendjahren. Sie fonnte jett noch eifersuchtig fein auf ben Apfelfpender, bem die Strafen diefer Stadt gewiß vertraut maren, ber ihr holpriges Pflafter nicht ichmerzhaft empfand und den Apfelbaum hegte, der ihn fo mit feiner Seimat verbunden hatte.

Als sie auf einem Abendgang aus einem Hausflur ein kleines Kinderlied hörte, das er ihr einmal vorgesungen hatte, als sie noch schweren Fußes mit dem Jungen ging, da summte sie es leise nach und nahm es mit in ihre Wohnung, setzte sich an das Bett des Jungen und versuchte es ihm vorzussingen; aber sie hatte schon einige Töne verloren und sand es nicht wieder zusammen, wie ihr ja alles aus den Händen entglitt, was sie als lebendiges Teil seines Wesens zu kassen vermeinte.

Fast stand sie im Begriff, zum Weihnachtssest ihre Sachen zu paden und mit dem Jungen, in dessen Augen und Gesichtszügen, auch in seiner Art, sich frisch und fröhlich hinzustellen, sie das Bild ihres Mannes immer stärker wiedersand, zu ihrer Mutter zu fahren, um dort selber Kind, nichts als Kind zu sein und unbekümmert Weihnachten zu seiern, — wenn sie nicht der Trotz zurückgehalten hätte und die Scheu, daß sie es nicht vermöchte, die gleiche Liebe auszubringen, mit der er einst die roten Apfel der Heimat gehegt hatte.

Sie sah verstohlen in allen Kaufläden nach roten Apfeln aus, fand sie aber nirgends und wagte auch nicht danach zu fragen.

So kamen unter Schnee und Eis die Weihnachtstage heran, die ihr in früheren Jahren von vielen Kerzen durchleuchtet waren. Nun blieb alles dunkel.

Da fam eines Morgens ber Ratsdiener in seiner altertümlichen Uniform mit dem weißen Ladfoppel, dem breiten Schleppfäbel und dem Löwen am hohen

Helm angehumpelt, klingelte und knallte die Haden zusammen, die Hand am Helm. Sie hatte oft über ihn gelächelt, wenn er mit der großen Glode auf der Straße lärmte, sich in Amtsmiene hinstellte und mit leieriger Stimme die Bekanntmachungen von seinem Zettel ablas: wo ein Bett zu verkausen stehe, wem ein Hund entlausen sei und was der Magistrat von Amts wegen kundzugeben habe — alles unwichtige Dinge, mit Wichtigkeit vorgetragen, während draußen Krieg war, bitterer Krieg, der Frauen ihre Männer nahm und Kindern den Vater.

Der Ratsdiener begrüßte sie freundlich und nahm gleich den Jungen auf den Arm, der aber ängstlich nach seiner Mutter schrie. Er redete dann platts deutsch auf ihn ein und da war ja auch wieder das Kinderlied: Eiawiwi . . ., das sie nicht mehr zusammengefriegt hatte. Ja, und der Junge sähe seinem Bater al bannig ähnlich, der habe ihm als Jungserl einmal einen dummen Streich gespielt. Er sei ja nebenbei Nachtwächter, und da hätten sie ihn einmal, als er auf dem Wall eingeschlasen war, auf der Bant sestgenagelt und seine gute Hose sei dabei in die Binsen gegangen. Naja, Jungens hätten Bremsen im Kopf, und sie würde mit ihrem Jungen auch noch manches beleben, wenn das so ein Muschi-Blix würde wie sein Vater. Ja, und er brächte heute im Auftrage der Stadt die Apfel für Weihnachten, und der Bürgermeister ließe schon grüßen.

Sie meinte, fie hatte feine Upfel bei ber Stadt beftellt.

Ja, das wäre auch nicht an dem, sagte er da. Sie kriegte doch jetzt die Apfel, die sonst ihrem Manne zugekommen seien. Die wären doch aus dem Apfelgarten an der Lehmkuhle, da täte doch jeder Pfahlbürger mit an. Und die

außerhalb wohnten, hatten boch alle Jahre welche geschidt gefriegt.

Was es benn mit den Apfeln auf sich habe, fragte sie, und der Alte erzählte, nachdem er sich gehörig die Nase geschneuzt und einen frischen Priem — den gäbe es auch al knapp — hinter die Kusen gesteckt hatte: In der Stadt sei es Brauch, daß die Eltern sür jedes Kind, das geboren würde, im Apfelgarten an der Lehmkuhle einen Baum pflanzten. Der von ihrem Mann sei nun ein prächtiger Baum und trüge alle Jahre überreich. Da kriegten dann alle Kinder aus der Stadt, die keinen eigenen Garten hätten, welche von ab. Früher hätte sich kaum einer Apsel zu kausen brauchen. Ihr Mann hätte sich aber immer welche von seinem Apselbaum gewünscht zu Weihnachten. Die seien aber auch ganz besonders blank und schön, sagte der Ratsdiener, und packte dabei liebes voll die Apsel aus dem Korb auf den Tisch.

Die Frau fragte den Alten, ob er ihr wohl den Apfelbaum einmal zeigen wolle. Der wischte sich mit dem rotgeblümten Taschentuch über die Augen, schob den Priem auf die andere Backenseite und nickte. Sie zog den Jungen warm an und sie gingen los, der humpelnde Ratsdiener vorneweg, daß sie mit dem Jungen auf dem Arm kaum mithalten konnte.

Es lag wenig Schnee in der Stadt, auf der Fahrbahn und auf den Gehsfteigen fam die dunkle Erde durch. Aber im Apfelgarten draußen war alles schlohweiß und underührt. Große und kleine Apfelbäume standen da nebenseinander, ein Lebensgarten, der dem mit einer Steinmauer umschlossenen Totengarten der Stadt gerade gegenüber lag. Zu Füßen eines jeden Apfelsbaumes staf ein Porzellanschild mit einem Namen. Und dann hielt die Frau vor einem hohen, stattlichen Baum, den die Eltern ihres Mannes damals gepflanzt hatten, als die Freude über ein junges Leben in ihnen großmächtig war. Nun stand sie vor den kahlen Zweigen und ihre Hände waren leer. Seine Eltern waren längst gestorben, und sein Leben hatte sie nicht halten können.

Der Alte war davongehumpelt, die Dämmerung brach herein. Da flimmerte es in den Zweigen und der kahle Apfelbaum funkelte im Sternenlicht. Der Junge auf ihrem Arm begann leise zu weinen; da besann sie sich wieder auf das Leben und sagte leise zu dem Kind: "Du sollst auch einen Apfelbaum haben, du auch!"

Um gleichen Abend schmüdte fie zu Hause einen Tannenbaum, bestedte ihn mit Kerzen und hing 13 blanke rote Apfel in den Zweigen auf.

Als sie am Heiligen Abend den Jungen, in dessen hellen Augen sich das Licht der Weihnachtskerzen fröhlich gespiegelt, zum Schlasen niedergelegt hatte, ging sie noch zu später Stunde in den Apfelgarten. Die Nacht war stocksinster, denn die Weihnachtsbäume brannten hinter verdunkelten Fenstern.

Sie lehnte die Stirn gegen den rissigen Stamm des Baumes, und da spürte sie den lebendigen Saft hinter seiner rauhen Rinde steigen. Was tot und gestorben schien, das lebte, in den Knospen schlief ein neues Jahr mit Blatt und Blüte und blanken roten Früchten. Und sie ging heimwärts durch die dunkle Nacht, tapferer als zuvor, in ein neues Jahr.

Im Frühjahr wurde auf ihr Betreiben für den Jungen ein Apfelbaum gespflanzt, unweit des Baumes ihres Mannes. Es war die gleiche Sorte, die einmal ebenso blanke rote Apfel bringen würde.

Daß die Frau heute in der kleinen Stadt, wo es Brauch ist, den Kindern einen Apselbaum zu pflanzen, ganz zu Hause ist, daß sie ihren Jungen in die Kinderwelt ihres Mannes hineinwachsen sieht, daß sie fröhlich ihrem alten Berufe nachgeht, während der Junge im Kindergarten die alten Lieder singt und schon plattdeutsche Brocken in seine Sprache mischt, das dankt sie alles dem Apselbaum im Apselgarten an der Lehmkuhle.

Im zweiten Frühjahr hat der junge Apfelbaum bereits geblüht. Und es war ein schöner Frühling mit Bienengesumm und silberweißen Wolken am Himmel. Die Wolken aber zogen nach Osten, wo irgendwo ein Goldatengrab am Wege lag.

Thilo Scheller

HERBERTSER BERTSER BER

Sage vom Eifengrab

Auf ber schwarzen Halbe liegt ein schwerer Blod wie ein Riesenstein auf bem Grabhugel eines mächtigen Reden. Sundert Pferde in ben Sielen mögen ihn nicht vom Flede ruden, hundert Blige mogen ihn nicht fpalten, hundert Sturme nicht verwehen. Auf ichwarzer Salbe liegt er und trott den Wettern, bem Schidfal und ber Beit. Steigt bie Sonne hinter bem Forderturm über Tag, bann blinkt es fpiegelweiß von ber fcmargen Salbe herab und die Frauen in ben fleinen Bergmannsstuben fagen wohl zu ihren Rindern: "Geht, der tote Mann lacht. Er will uns einen guten Tag bringen." Gentt der Abend fern fein grünes Licht ins Meer, fo ftrahlt über der duntlen Halde ein Elmsfeuer, und die Frauen drunten in den dämmerigen Säufern fagen wohl: "Glud ab, Bater; ber tote Mann hat angegundet." Und wenn die Nacht aus allen Schächten heraufgestiegen ift und bem Tag bie Schicht gewechselt hat, wenn bie Sochöfen glühen und fiebern, bann judt aus ber Finfternis über ben Dachern, Schloten und Rädern ein rotes Mal. Und die Frauen schweigen in alter Gorge um die Manner brunten por Ort und brüben auf ben hohen Galerien über bem to= chenden Gifen und halten vor bem Berrgott bie muben Sande um Glud auf. Das rote Mal auf der Halde aber gittert wie ein leuchtendes Berg bis die Sterne erblaffen und ber fahle Morgen ben fladernden Schein ber gemauerten Glutriesen bandigt. Go gehen Tage, fo tommen Nachte; fo gehen Nachte und fommen neue Tage und machfen zu Wochen und machfen zu Jahren. Und bie Forbericale im Turm fällt und fteigt, und die Brande werden entfacht und gelöscht; und bie Schladen bampfen auf jungen Salben und werden wieder gu Stein; und die jungen Salben ergrauen, und Rohle und Gifen werden gu Brot. Jahr um Jahr. Und Knaben werden zu Männern und Mädden werden Frauen. Und aus den Männern werden die Bater und die Frauen werden Mütter. Die Bater aber ftehen por Ort und auf ben hohen Galerien über bem fochenden Gifen und ringen ben ichlagenden Wettern, den freffenden Feuern bas Brot ab. Und die Mütter bangen um ber Rinder willen um die Manner und halten vor bem herrgott die Sande um Glud auf. Denn ber herr hat das Brot zwifchen Leben und Tod gefät. Er macht aus Knaben Männer und aus Mädchen Frauen. Die Mütter aber lieben alle ihre Rinder und barum beten fie um Brot und tragen die alte Sorge in ihren Herzen, bis aus den Knaben Männer und aus ben Mädchen Frauen wurden. Sott, der das Slüd und das Unglüd aussendet, wann er will, er wird den Mut der Bäter und die Liebe der Mütter ehren, wenn er gerecht ist. Denn er gab den Männern den Trotz wider den Tod und den Frauen die Tapferkeit für das Leben. Er läßt die Tage kommen und die Nächte gehen. Er läßt die Jahre werden und die Zeit dahinfließen. Er läßt das Schidsal rollen und das Brot zwischen fressenden Feuern und schlagenden Wettern wachsen. Er ließ auch die schwarze Halde wachsen, auf der ein toter Mann in einem Eisenblod sein Grab fand, den hundert Gäule in den Sielen nicht in tausend Jahren vom Flede rücken werden.

Der tote Mann, ja, er ging einmal tagaus, tagein an dieser Halbe vorbei, als noch kein Eisengrab daroben war. Da ging er einen jeden Tag mit tausend anderen lebendigen Männern den Weg vom Haus zum Werk und vom Werk zum Haus. In seiner Stube warteten viele Kinder auf das Brot, das er heims brachte, wie in tausend anderen Studen Tag für Tag. Und sooft er kam, am Abend oder Morgen, so oft warteten seine Kinder auf das Brot, so oft sagte sein Weid: "Gut, daß Du wieder bei uns bist, Bater." Und sooft Tag und Nacht die Schicht wechselten, ging er am Abend oder Morgen dem glühenden Eisen das Brot abdingen für seine Kinder wie tausend andere Männer. Die Zeit floß und die Jahre kamen und schwanden, und Gott ließ das täglich Brot zwisschen fressenden Feuern und schlagenden Wettern wachsen, und der Tod schlich allezeit über die schmalen Stege auf den hohen Galerien, über der brodelnden Lava in den roten Ofen. Auf Schritt und Tritt schlich er, und jede Fußbreite und jeden Augenblick lag er auf der Lauer. Jahr und Tag.

Bener Menich in Brille und Brandpanger fah ihn für nichts an, verachtete ihn und zwang bem fliegenden Gifen das Brot ab wie taufend feinesgleichen. Sahr und Tag. Dann aber ftieß der Tod ihn tudifch an, in einem einzigen Augenblid, um einen einzigen Fuß breit war er ihm über. Der Mann wantte, griff ins Leere und fturzte. Das Feuer fraß ihn, und die Lava. Die Menschen liefen aus ben Saufern und erbleichten, die Rinder in den Stuben erbebten, bie Frauen unter ben Turen weinten und murden des Entfetens nicht Berr, ben Männern schnürte ber Schreden die Rehlen zu, und fie nahmen die Mügen und die Sute ab und fentten die hageren Ropfe. Dann gingen fie hin und ftießen die Schmelz aus, in welcher der Tod fag und das Herzblut eines Tapferen barinnenschließen mußte. Es ward ein gewaltiger Blod, ben hundert Gaule in den Sielen nicht vom Fled zu ruden vermochten. Gie nahmen bas Taufenbfache an Rraft und legten ben Gifenfarg broben auf die ichwarze Salbe und machten einen heiligen Berg aus ihr. Ginmal im Jahr richten fie ein Feuer um den mächtigen Gartophag. Dann ichlagen die Flammen hoch in die Nacht und bas tote Berg leuchtet weithin über bas Land und die Menschen fagen: "Geht, der tote Mann hat die Fadel aufgestedt und will babei fein, wenn wir morgen ben Frühling und unserer Sanbe Bert feiern. Ja, ja, ber tote Mann. Einst lebte er und war einer unter uns. Er starb tausendmal und lebt doch. Hört die Maschinen, hört die Turbinen, schaut die Brücken an, die Schiffe drüben im Strom, die Flugzeuge droben am Himmel, die Geschütze an den Grenzen des Landes, alles hat er den fressenden Feuern abgetrotzt, alles, Brot und Frieden. Er war einer von uns, einer von tausenden. Unsere Kinder werden nicht einmal mehr seinen Namen wissen. Aber daß in diesem Eisenblock auf der heiligen Halbe ein tapferer Mann begraben liegt, das werden sie niesmals vergessen."

Und im Binter, wenn in der Beihnacht drunten in den fleinen Saufern die Rergen auf die Tannen gestedt werden, dann ftrahlt auch auf ber Salde ein hoher Lichterbaum por bem eisernen Grabe; und die Frauen in den Stuben mifchen fich über die Augen und fagen: "Rinder, wie gut, daß der Bater da ift. Geht den toten Mann, er lebt nicht mehr und feine Rinder haben teinen Bater mehr. Er ift taufendmal geftorben und in taufend Stuben haben bie Rinder feinen Bater mehr. Lagt uns auch baran benten und bie toten Manner und ihre Rinder nicht vergeffen heute. Ihre Mütter haben es fcmer." Und die Manner fagen zu den Knaben: "Gott hat bas Brot zwischen die ichlagenden Wetter und die freffenden Feuer gefat. Go ift es. Ihr mußt es wiffen, daß es fo ift. Geht nur den toten Mann an. Ja, erhalte Gott den Batern an diefem Plate auch den Mut, damit ihre Rinder fatt werden; erhalte Gott den Müttern auch die Tapferfeit, damit fie der Rinder nicht fluchen, die fie geboren haben. Denn diefes Brot ift unfer Baterland, und diefe Rinder find unfer Bolt. Und Bolf und Baterland find beilige Dinge, weil fie aus viel Blut und Gorge geworden find. Und die heilige halde ift ein Dentmal dafür, wie hart wir uns bas Brot vom Schidsal abringen und wie trotig wir um unsere Seimat auf ber Erde tampfen. Glud auf, Ihr Buben, und vergeft mir ben toten Mann nicht, auch wenn Euch das Glud bei ber Sand bleibt!" Gott, ber bas Blud aussendet und das Unglud, mag wiffen, was solche Rede wiegt. Er ließ den toten Mann taufendmal fterben. Der aber ftand taufendmal wieder auf. Er lebt und ift ein Seld feines Bolles, namenlos, aber ein Seld.

Sannes Rremer

Cand unter diefen Sternen



- 2. Cand, gute Muttererde, die Halme stehn im felde gut, frei brennt in jedem Herde 1: das feuer und die Blut.:
- 3. Cand über taufend Jahren, die Strome nach den Meeren gehn, und heben fich Be- fahren, I- du wirft gehütet ftehn. :
- 4. Du Cand aus unserm Herzen, in beinen Bergen wächst das Erz, sieh uns, wer dich will treffen, 1: der trifft in unser Herz.:1

Ein Baum steht einsam im verschneiten Feld wie eine Kerze hoch, mit dunklen Strahlen. Und wie sein blauer Schatten leise fällt, da ist's, als wollte er ein Gleichnis malen der eig'nen Seele, wie sie traumverschleiert die stillste Stunde ihres Jahres seiert.

Ernft Saud

Deutsche Weihnachten

Die Melodie der Räder schweigt, und deine Hände, deutsches Volk, erleben den Feiertag, der stumm sich neigt, wenn durch das Land vom Turm die Gloden beben: Weihnacht!

Rein Hammer schlägt am Amboß Glut; auf Faust und Stirne senkt sich friedlich wieder die Heil'ge Nacht und tropst die Flut Millionen Lichter auf uns Menschen nieder. Weihnacht!

Durchs Tannengrün fließt milder Schein der Kerzen, deren Zauberglanz sich windet in Gold und Silber. Doch in uns hinein zieht Frieden, der ein ganzes Volk verbindet. Weihnacht!

Hans Hoffmann

Eine Weihnachtsgeschichte

Ein Holzfäller, der mutterseelenallein in seiner Hütte im tiesen Walde wohnte, hatte seinen letzten Bissen Brot aufgegessen und dazu war ihm das Feuer auf dem Herde ausgegangen, so daß ihm Hunger und Kälte arg zussetzten.

Da machte er sich auf, obschon die Dunkelheit hereinbrach, Weg und Steg verschneit waren und dichte Wolken bis in die Wipfel der Tannen hingen.

Bur gleichen Stunde war ein Soldat auf den Beinen. Er kam geradezu aus dem Kriege. Noch trug er die blutigen Bilder der Schlacht in den Augen und den Lärm des Kampfes in den Ohren. Jahrelang hatte er unter freiem Himmel geschlasen und auf der nackten Erde getafelt. Sein Herz war hart geworden und er kannte kaum eine andere Musik als die Trommel, die zur Schlacht rief.

Und wiederum war an dem gleichen Abend ein König zur Jagd geritten und hatte, im Jagdeifer hinter einer Hinde herhetzend, sein Gefolge aus den Augen verloren, so daß er sich verirrt im nebelverhangenen Walde fand. All sein Blasen auf dem Hifthorn war umsonst, der Nebel verschluckte jeden Laut. Da der Wald dichter und dichter wurde, stieg er vom Roß, stapste durch den Schnee, das dampfende Pferd an den Zügeln führend, und suchte nach einem Weg, der zu seiner Burg führte.

Un einem Kreuzweg trafen sich die drei Männer, der Holzfäller, der Goldat und der König und fragten einander nach dem rechten Weg, aber keiner konnte dem anderen Bescheid sagen.

Der Holzfäller war wortkarg, der Soldat stieß schreckliche Flüche aus und der König war stolz und hochsahrend, also, daß einer dem anderen nicht über den Weg traute und sie nur eines Sinnes waren darüber, daß dieses die dunkelste Nacht und das böseste Wetter der Welt sei. Der Holzfäller ging voran und die beiden anderen solgten seinen Spuren.

Nach langer, langer Wanderung sahen sie Licht durch die Baumstämme schimmern. Sie gingen darauf zu und ihre Schritte wurden rascher.

Sie standen vor einem kleinen Häuschen mit hellen Fenstern, die wie fröhliche Augen in die Nebelnacht hinaussahen und einen warmen Schein auf den kalten Schnee warfen.

Sie hörten ein leises Singen, da vergaß der Holzfäller seinen Hunger, der Soldat dachte nicht mehr an Trommel und Krieg und das Herz des Königs wurde lind.

Dazu kam noch, daß der graue Wolkenhimmel aufriß und alle Sterne klar und hell wie Wächter um das kleine Haus standen.

Als sie die Türe auftaten, da saß am Ofen eine Mutter, die hielt ein Rind auf dem Schoß. Sie sah auf und nickte den drei Männern zu. Rasch traten diese ein und schlossen die Türe, damit die Kälte dem Kinde nichts täte.

Andächtig standen sie vor der Mutter, die mit holdseligem Lächeln ihr Kind ansah und dann die drei Fremdlinge grüßte.

Der König meinte, sie müsse aufstehen vor ihm und ihm untertänig ents gegenkommen. Aber sie wandte sich an den Holzfäller, der an das Herdfeuer getreten war, sich die Hände zu wärmen.

"Zünde Dir die Laterne an, die dort hängt, und nimm Dir auch das Stüd Brot mit vom Schrank. Licht und Wärme habe ich in Überfluß, denn wo könnte es lichter und wärmer sein als dort, wo ein kleines Kind geboren ist?"

Der Holzfäller tat wie ihm geheißen. Das Kind griff mit seinen kleinen Händen nach dem Licht in der Laterne, dann sah die Frau den Soldat an, der verlegen dastand:

"Tapferer Soldat, ich danke Dir, daß Du Schildwacht gestanden hast für mich und mein Kind und für alle Kinder unseres Volkes, damit kein Feind über die Grenzen käme. Auf der Erde hast Du geschlasen und unter den Sternen gewohnt und Dein Leben gewagt in aberhundert Schlachten. Du und deine Rameraden, Ihr seid Hüter gewesen der Heimat und die Mütter und Kinder werden es euch danken, am tiefsten aber jenen, die ihr Leben gaben, die im fremden Land in kalter Erde ruhen und erst wieder heimkehren in den Fahnen des Sieges."

Da leuchtete es in den Augen des Soldaten, er legte seine grobe Hand auf den Scheitel des Kindes und alle durchwachten Nächte, durchhungerten Tage und durchstandenen blutigen Schlachten wurden gering vor dem hellen Schein,

der in des Rindleins Augen ftand.

Mun erst sah die Frau den König an, der unwillig zur Geite gewartet hatte,

permeinend, daß er ber erfte hatte fein muffen.

"Wir alle müssen warten. In diesem Knäblein hat mein Warten Erfüllung gefunden. Auch Du, mein König, hast auf dieses Kindlein warten müssen. Kinder sind Deines Reiches edelstes Gut. Was nützen Dir alle Länder und alle Schätze der Welt, was alle Wälder und Felder, wenn keine Kinder wären, die dermaleinst den Pflug in den Acer tauchen, Brot zu schaffen, die Arte in den Wäldern schwingen, Balken zu hauen für Hütten und Häuser und Hallen, den Hammer auf den Amboß schlagen, Schwerter zu schmieden und sie sühren gegen Deines Reiches Feinde, wenn keine Kinder wären, die ders maleinst als Mütter Deines Reiches Zukunft auf dem Schoß hielten."

Da sahen die drei Männer fromm auf das Kindlein, denn die Worte seiner Mutter hatten ihre Herzen gerührt. Der Holzfäller schenkte ihm einen Tannenzapsen, der Goldat pfiff ihm ein Lied und der König nahm die goldene Kette

von feinem Sals und gab fie der Mutter und neigte fich por dem Rind.

Als die drei Männer nun den rechten Weg wußten, gingen sie fröhlich bavon. Der Holzfäller leuchtete mit der Laterne voran, der Goldat pfiff ein Lied nach dem anderen, dem König aber, der sein Pferd, das er draußen angebunden hatte, wieder am Zügel führte, zersprang mit hellem Klang der Ring, der dislang sein Herz umklammert hatte dergestalt, daß er um das Herz seines Volkes nichts gewußt hatte.

Als sie sich trennen mußten, da gaben sie sich fest die Hand. Sie waren einander keine Fremdlinge mehr; der Holzfäller, der Goldat und der König.

Es leuchteten auf allen Tannenspiken goldene Sterne; benn es war ja ber heilige Abend.

Thilo Scheller



Selbstgefertigtes Badwert nach alten Vorlagen



Die Weihnachtsschicht

Don der Löschrampe der Kokerei hob sich Rauch und hing lose Wölken um das seingliedrige Stahlgewirr des Förderturms. Ein Windstoß segte aus Nordsost eine Handvoll Schnee über die Halde. Da duckten sich die Wolkenschleier in den Schutz der Schachtanlage.

Auch auf der Hängebank, wo Mann hinter Mann, Knappe an Knappe, auf die Seilsahrt harrten, teilte sich die heimliche Lustbarkeit mit, die draußen in Schnee und Sturm tobte. Wartete nicht nach der Schicht sestliche Freude, die Kinder daheim mit glühenden Baden und slüsternden Heimlichkeiten? Das war das Glück, das ihr Gruß verhieß, das Glück über Tag, Weihnachtsglück.

Aber von diefen fröhlichen Stunden trennte die Bergarbeiter noch die Ar-

beit, eine Schicht, Die Weihnachtsichicht.

Um Abbauhammer, vor der Schrämm-Maschine — überall von Ort zu Ort wurde es eine fröhliche Schicht. Auch in der Gedingegruppe, zu der Schneider gehörte. Aber eine neue Schüttelrutsche, eine fünf Meter lange eiserne Laufbahn für den Absluß der Kohlen, mußte in die Strebe gebaut werden, damit die erste Schicht nach dem Fest nicht schwerfalle. Es war ein hartes Stück Arbeit, doch das Lachen schwand trotzem nicht an diesem Tag. Erst recht nicht, als der Steiger durch den Schießmeister sagen ließ, eine Nachbarin Schneiders habe ihn angerusen und die Nachricht gebracht, daß die Frau des Schleppers einen Knaben geboren hatte, das schönste Geschenk unterm Weihnachtsbaum.

Hatte sich die Hast, die alle sestäglich umschloß, der Aberschwang der Gessühle ihrer zu start bemächtigt, daß sie die Vorsicht vergaßen? Jedensalls verssagte ein Mann, als die Rutsche in die Strebe eingelassen wurde, ein Arm war zu schwach gewesen, und die Kette wurde einer Hand entrissen und sauste talab, gezogen durch ihre Wucht und Schwere. Das Unheil, das auf sie lauerte, traf den Slüdlichsten ihrer glüchasten Schicht: vierzig Meter tieser grub Schneider ein Bett sür das Teilstüd der Rutsche, die sie herabseilten, und noch im Traum seines väterlichen Stolzes, im Traum seines Glücks, drohte ihm der Berlust dessen, was er als Weihnachtsgabe erhalten hatte.

Was half es, daß die Kameraden schrien und zum Zeichen der Gesahr die Lampen schwenkten? Schmal im Raum, bot die Strebe kaum einen Durchsschlupf für einen lang ausgestreckten, kriechenden Menschen, und die Frist war kurz bemessen, die zur Flucht blieb. Aber in den wenigen Sekunden, die ihm das Leben zur Entscheidung bewilligte, erbarmte sich sein weihnachtliches Hofsen, die Liebe und ihr Trotz, und in dem Schutz dieser Zuversicht, daß er, um des Kindes willen, nicht sterben könne, nicht sterben dürse, daß er leben müsse, wühlte er im Hinstürzen einen Wall aus Staub und Kohlentrümmern in hals ber Höhe auf und steckte dem nahenden Unheil zur Abwehr die Schaufel entgegen.

Was keiner glaubte, gelang, ehe noch ihr Entsetzensschrei verklungen war. Das Eisen der Schüttelrutsche fraß sich in den letzten Stempel sest, hob ihn aus dem Bühnloch und stauchte in die aufgehäusten Kohlen, suhr dem Hauer wohl mit einem letzten Stoß in die Slieder, aber zermalmte nicht sein Leben. Er fluchte, jammerte, schrie, aber er lebte. Als man ihn nach der Unsallstelle brachte, stellte sich heraus, daß der Schaden nicht so groß, der Fuß nicht gesbrochen, wenn auch von einem äußerst schwerzhaften Bluterguß durchzogen war. Das beste, man suhr den Verunglückten gleich hinüber zum Grubenarzt.

Doch seltsam, davon wollte Schneider nichts wissen; er wehrte sich mit allem Ungestüm dagegen. Wenn die Verletzung nur eine Sache des Schmerzes sei, erklärte er, und nicht lebensgesährlich, daß sie die Arbeitssähigkeit nicht für immer behindere, wolle er sich dem Schicksal dankbar erweisen und denen, die daheim warteten, die Freude nicht verderben. Dieser Gedanke beherrschte ihn, und man brachte ihn nicht davon ab. Tapfer hing er sich an den Arm eines

Rameraden und humpelte muhfam nach Saufe.

Still saß er dann am Bett seiner Frau und sagte dankbare Worte, wenn sie klagte, dankbar sorgte er für ihre leidende Ungeduld. Zuweilen biß er ratlos die Zähne zusammen, wenn das gestaute Blut durch den geschwollenen Klums pen stach, ja, zuletzt blieb ihm nichts übrig, als die Nachbarin, die zur Pslege der Wöchnerin gekommen war, ins Vertrauen zu ziehen. Mit ihrer Hilfe wurde er Herr der frommen Lüge, die keinen Schatten duldete im Schimmer der Kerzen.

Dicht am Baum stand das Geschenk dieses Jahres, das Körbchen, in dem das Kind lag, die große Freude ihrer Wünsche. Ein Gesichtlein, kaum eine Manneshand an Umsang, schaute daraus empor mit verwundert staunenden, lichthungrigen Augen. Ein unsagdar süßes Dankgefühl durchdrang den Hauer unter diesem unschuldsklaren Blick, als spräche zu ihm das höchste Wunder aller Dinge. In der Andacht dieser Stunde und im Nachklang ihrer Geligkeit überwand er alle Schmerzen, die er litt, — drei Tage überwand er die Qual seiner Berletzung, überwand sich selbst, ehe er, mit unbeholsen stammelnden Worten, seine Tat gestand und bereit war, sich zum Arzt führen zu lassen.

Doch das geschah später, nach Stunden, Tagen, Ewigkeiten seines Glücks. Heute wich er nicht von der Wiege, hielt heimlich die Hände gefaltet und hütete

fein rauhes, unbezähmbares Gemut por jedem lauten Wort.

Draußen hüllte der Schnee den kostbarsten Schatz in Wärme und Schutz, das Förderrad hielt stumm in seinem Schwung, und die Sterne staunten am Hims mel. Mit lächelnder Liebe beugte sich die Mutter über das Kind in der Krippe.

Bernhard Fauft

Wunderlich geweihte Nacht

Alle Sterne stehen und singen. Alle Gloden wollen schwingen, geht ein Lied wohl übers Jahr. Laßt die hellsten Kerzen leuchten, spiegeln sich die freudeseuchten Blide drin so rein und klar.

Alle Lippen stehn und brennen, wollen dir den Weg benennen, froher Liebe zugewandt. Weht ein Läuten durch die Winde winterlicher Nacht gelinde über das verschneite Land.

Alle Länder, Tier und Bäume tragen heller Sehnsucht Träume, filbern ist des Himmels Haar. Und in seiner stillen Weise macht der Mond die alte Reise. Weihnacht, ach wie wunderbar.

Berbert Bohme



Ind von allen Sternen nieder, strömt ein wunderbarer Segen, daß die müden Kräfte wieder, sich in neuer Frische regen, und aus seinen Finsternissen tritt der Herr, soweit er kann, und die Fäden, die zerrissen, knüpft er alle wieder an.

Friebrich Sebbel

Heilewog

Im Winter 1813, kurz vor der Weihnacht, wurde bei der jungen Frau Gertrud Mentelin in Straßburg hestig an die Tür gepocht. Sie suhr aus dem Schlas und lauschte, ob der Lärm vielleicht noch zu ihrem wilden Traum gehört hatte; aber da pochte es erneut und sehr ungeduldig, so daß sie unverzüglich aus dem Bett sprang und ans Fenster eilte. Die Nacht war mondhell, Gassen und Brunnen standen klar wie in der Taghelle. Drunten auf der Staffel warteten zwei Mänsner, Soldaten, wie ihr schien, der eine stützte sich wankend gegen den andern. Ein tieser Schrecken packte die Frau, sie riß das Fenster auf und fragte hins unter, wer da sei. Sie konnte vor Zittern kaum sprechen.

Da hob der eine, der Aufrechte von den beiden, das Gesicht, lächelte und sagte: "Erschrecket nit so arg, Madame, es ist Euer Mann. Er ist aber krank."

Das Mondlicht lag so hell über dem schmalen, jungen Gesicht des Fremden, daß Gertrud alle Linien sehen konnte, während sie hinabstarrte. Es durchrieselte sie einen Augenblick lang sonderbar, dann aber saßte sie sich und rief hinab: "Ich kumm sofort."

Der Mentelin war stumm geblieben, er hatte nicht einmal den Kopf gehoben. In großer Eile kleidete die Frau sich an, sprang vor die Rammer der Magd und klopfte sie heraus, der Meister sei da und ein Ramerad: "Schnell Feuer in den Herd und Wasser aufgesetzt."

Die Magd schrie vor Verwunderung, aber die Frau verwies es ihr: "Sei still, mach schnell, so schnell du kannst."

Sie ging an die Haustür, hob den Riegel ab, der nachts die Tür verschloß, daß sie von außen niemand öffnen konnte; denn es waren unsichere Zeiten, und leuchtete mit der Laterne den Ankömmlingen ins Gesicht.

"Herjere, was ist mit meinem Mann?" jammerte sie, als sie sah, daß er von dem Kameraden heimgebracht wurde wie ein Kind.

"Er ist verwirrt vom Fieber", sagte der Fremde, "weiset mir das Bett, Madame, ich lupf ihn hinein."

Und sie schafften den Schlassen in die Kammer, zogen ihm die verschmutzten und zerrissenen Kleider ab, ohne daß er auch nur einen Laut von sich gab. Sein Gesicht war mager zum Erschrecken, braunrot verbrannt die Haut vom Fieber, die Lippen zersprungen und blutig. Die Augen starrten leer ohne Bewußtsein.

"Seid froh, Madame, daß Ihr ihn wiederhabt. War ein langer Weg aus Rußland. Wenn Ihr ihn gut pflegt, steht er Euch wohl auch bald wieder auf. Nun laßt ihn erst warm werden, legt ihm ein kaltes Tuch auf den Kopf, am besten wär Eis. Und holt in der Früh den Medicus."

"Wollt Ihr nicht hier bleiben in der Gaftfammer?" fragte die Frau.

"Für diese Racht wohl, wenn es Euch lieb ift."

Gertrud lud ihn in die Stube ein. Er musse auch etwas Warmes haben und bann Bericht geben. Sie habe ihren Mann längst tot geglaubt, ja einer der zurückgekehrten Goldaten der großen Armee habe ihr gesagt, der Mentelin sci gerade mitten auf der Brücke gewesen, als sie in die Beresina gestürzt sei. Sie habe trotzem immer noch gewartet und Hoffnung gehegt.

Madame sprach ganz ruhig. Der Fremde schaute sie mit großen Augen an. Sie stand schön wie eine Erscheinung in der warmen, erhellten Stube, den Umshergetriebenen umfing das Schöne wie ein Traum. Er begann jedoch plötzlich zu zittern. Die Frau sprang hinzu und rückte ihm einen Stuhl nach. Da siel er hinein wie ein völlig Erschöpfter. Die Frau eilte in die Rüche, nahm roten Burgunderwein, goß ihn in einen Becher, tat Nägelein, Zimt und Kandiszucker dazu und füllte auf mit kochendem Wasser. Die Magd klagte leise über die Heimkehr des Herrn, über diese traurige Heimkehr; aber die Frau schwieg. Sie trug den Würzwein hinein zu dem Fremden und bat ihn zu trinken, legte Brot dazu, eine Suppe wurde auch gewärmt. Und der Fremde erholte sich rasch.

Die Frau ging wieder zur Magd hinaus. Sie legten dem Meister einen wars men Krug an die erstarrten Füße und einen kühlen Umschlag auf die Stirn, und die Magd setzte sich neben das Bett, zu wachen und zu beten, während die Frau dem Gast das Essen gab und ihn berichten ließ.

Demnach waren sie beide unzertrennliche Kameraden gewesen, Soldaten im Zug Napoleons gegen Rußland. Der Altere, Kaspar Mentelin, hatte den Jungen, als er erschöpft am Wegrand zusammengebrochen war, gepflegt, ihm die Füße mit Hirschtalg eingerieben und ihm auch ein Stüd weit das Sepäd gestragen. Sie hatten sich von Stund an nimmer getrennt. In den eisigen Fluten der Beresina hatten sie einander beigestanden, einander befreit von Ertrinkens den, die sich bald dem einen, bald dem andern würgend an den Hals hängten, und hatten schließlich ihr Leben gerettet. Krank, hungrig, frierend hatten sie

sodann sich mit den furchtbaren Flüchtlingsbanden der großen Armee durchges schlagen bis an die Grenze. In Deutschland wurde der Mentelin auf den Tod krank, er brachte ihn in ein Spital, wo er wochenlang lag. Ihn selber hatte man als Knecht behalten. Schließlich hätten sie sich dann wieder auf die Wanderschaft gemacht. Der Mentelin hab' heimbegehrt mit allen Fasern, obschon er hinfällig geblieben von seiner Krankheit und nachts, so müd' er war, nicht einsmal schlafen konnte, weil ihn der Husten so plagte. Aber heim hab' er wollen und müssen! Er hab' immer von seinem Buben gesaselt, der den Bater doch einsmal sehen misse, er sei ja um seinetwillen in den Krieg gezogen. Alle Vorväter seien im Krieg gewesen, er hab' die Reihe nicht unterbrechen wollen.

Die Frau brach plötslich in Tränen aus, warf den Ropf auf die Arme, die bisher ruhig auf der Tischplatte gekreuzt gelegen hatten. Sie weinte sich sast das Herz aus dem Leid. Der Gast wollte sie trösten, aber sie hörte nicht auf seine Worte und spürte auch nicht, daß er ihr über den Ropf streichelte. Er merkte dabei erstaunt, wie jung die Frau war und begriff, daß sie deshalb so stürmisch weinen konnte, wie es reisen Frauen nicht mehr gegeben war. Schließe lich ließ er ihren Schmerz austoben und setzte sich wieder in seinen Stuhl.

Eine Zeitlang weinte Madame noch, bis sie endlich mit einem harten Seufzer den Kopf hob, mit der hellen Schürze übers Gesicht wischte und danach still vor sich hinschaute. Dann, als die Rate plötlich vom Knie des Gastes herunters sprang, weil sie draußen die Schritte der Magd gehört haben mochte, hob die Frau den Kopf und sagte leise: "Ich hab ja gar keinen Buben, es war ein Mädchen, und das ist gleich gestorben."

"Oh", sagte der Fremde, froh über ihre beruhigte Stimme, "da habt Ihr viel Kummer gehabt, Madame."

Und die Frau, von seiner Teilnahme mild angerührt, erzählte ihr Schickal. Es war ein kleines Schickal, am großen Geschehen der Zeit gemessen, aber es griff doch irgendwie mit in die Speichen des Geschehens ein. Sie war eine Soldatentochter aus dem Elsaß, ihre Mutter eine Bauerntochter, im Badischen, am Raiserstuhl, dem Weingebirge, daheim. Als sie früh Waise geworden, weil ihre Eltern von der Cholera weggerasst wurden, kam Gertrud in das Haus des Tuchmachers Mentelin, ein gutes, wohlhabendes Haus. Sie sollte der Frau an die Hand gehen, die halb gelähmt war von einem Unfall. Es ging ihr gut, sie machte keine Magdarbeiten, sondern saß zumeist mit einer Näherei bei der Frau, wurde im weiträumigen Haus angehalten, nach dem Rechten zu sehen, war also gleichsam das wachsame Auge der Kransen. Und der Tuchmachermeister sah, daß da ein seines Ding herumlies, gesund und sauber, und kämpste heiß mit sich gegen seine ausstürmende Neigung. Auch gesiel es ihm, daß sie eines Goldaten Kind war. Er selber wäre einmal gern Goldat geworden, wie seine Vorsahren, aber er hatte seiner Mutter Erbe antreten müssen nach des

Baters frühem Tob und war Tuchmacher geworden. Der Vater war Hauptmann in fremden Diensten gewesen, hatte auf allen Kriegsschauplätzen seiner Zeit gekämpst und zuletzt als Invalide die Tuchmacherin geheiratet; aber er hatte sich nicht im Bürgerlichen zurechtgesunden und war eines Tages selbst in den Tod gegangen.

Die sieche Frau Raspar Mentelin starb zum Glud, ehe ber Mann feiner Leidenschaft zu Gertrub nachgegeben hatte.

Kaum drei Monate nach der ersten Frau ließ sich Mentelin, der Bierzigs jährige, die zwanzigjährige Gertrud antrauen. In ihrer Angst vor der Fremde, die sie schon vor sich gesehen hatte nach dem Tod der Frau, nahm sie gern den Meister zum Mann und blieb im warmen, guten Haus, das ihr bisher schon lieb wie eine Heimat gewesen.

Der Kaspar war ein merkwürdiger Mensch, rasch im Wesen, unruhig im Geist, dabei sleißig im Geschäft und auch warmherzig in seiner Liebe zu der jungen Frau. Er trieb dabei einen sörmlichen Kult mit seinen Vorsahren, kannte die Namen der ganzen Sippe, wußte von den einzelnen, was es übershaupt zu wissen gab, und vorab ihr Soldatisches blieb ihm gegenwärtig, es war sein Stedenpserd. Die Geschichte der Kriege kannte er auf weitläusige Weise, ihre Feldherren, ihre Strategie, ihre Siege und Niederlagen, und er haderte mit seinem Geschick, das ihm verwehrt hatte, Ofsizier zu werden.

Gertrud nahm nicht sehr tiesen Anteil an seinem Kummer, er erschien ihr abseitig und absonderlich, obschon sie selber Soldatentochter war. Sie mahnte ihn manches Mal, wenn er gar zu hitzig gegen sein Schicksal anlies, doch zusries den zu sein, weit vom Schuß gäbe alte Mannen, sie wollte ihn doch noch recht lange haben, besonders wenn sie mit Kindern bedacht würden. Sie wisse ja, wie hart es sei, als Waise plötslich in der Welt zu stehen. Halbwaise sei so gut oder so schlimm wie Waise. Er solle also ruhig froh sein bei seinen Webstühlen und die kriegerischen Weltläuste von weitem betrachten, zumal er ja auch nicht mehr der jüngste sei.

Da aber begehrte er auf: Der jüngste sei er wohl grad nicht mehr, doch um mit dem großen Napoleon zu ziehen, dünke er sich noch fähig genug, und nun erst recht, wenn es wahr sei, daß sie einen Buben erwarten, nun erst recht müsse er Soldat werden, irgendwo eine Feuertause bestehen wie die Vorväter alle.

Ob es ein Bub würde, das wisse vorher niemand, meinte beschwichtigend die Frau. Der Mann jedoch in seiner unruhigen Leidenschaft träumte nur von einem Jungen.

Damals rüstete Napoleon zum Zug gegen Rußland, und nach vielen inneren Kämpsen und Überlegungen entschloß sich Kaspar Mentelin, unter die Freis willigen zu gehen. Er verschwand eines Tages ohne Abschied, schrieb der Frau, als er bereits eingekleidet war, einen schönen, um Verzeihung bittenden Brief, worinnen auch Worte der Liebe standen, die er sonst nicht über die Lippen brachte, und munschte der Frau Seil und Segen in ihrer schweren Stunde.

Nicht lange banach brach die Armee auf, und Mentelin zog mit, ohne die Frau noch einmal gesehen zu haben. Gertrud war zuerst traurig und zornig zugleich über diesen Streich ihres Mannes, dann aber, als sie sich wider Erswarten leicht und nicht ohne Freude im Haus und Geschäft zurechtsand, merkte sie, daß der Mentelin eigentlich keine Lücke bei ihr hinterließ. Sie dachte ohne Sehnsucht an ihn, auch ohne Sorge, ja, sie gestand es sich auch gelegentlich sauber ein, daß er eher noch ausbleiben könnte als heimzukehren. Sie trug auch ohne Nöte das Kind unterm Herzen, erwartete es in Ruhe, und erst zuletzt, als sich die Geburtsstunde näherte, ergriff sie eine einsame Bängnis, die ihr sreilich schier den Atem nahm.

Das Mädchen, das dann zur Welt kam, starb rasch wieder hinweg, und ein paar Wochen danach war Gertrud nichts von der Mutterzeit übriggeblieben als eine traurige Unruhe im Gemüt, ein leises Heimweh nach dem Kind, ein sins nendes Tasten nach dem Leben außerhalb ihrer Umwelt, die ihr auf einmal schal und nüchtern vorkam. Sie wurde launisch gegen ihre Magd, gegen ihre Leute im Geschäft, gegen ihre wenigen Bekannten, gegen sich selbst.

Sie kleidete sich bisweilen am gewöhnlichen Werktag gut an und wanderte in der Stadt umher, mischte sich unter die flanierende Jugend Straßburgs und erwiderte Blide, die ihr die Männer zuwarfen, weil sie so hübsch und jung

war. Darin erschöpfte fich jedoch ihre gange Rühnheit.

Daheim geriet sie in ein seltsames Grübeln und dumme Träume und war eigentlich in all diesem Tun voller Untreue gegen den sernen Mann, ohne daß sie ihm wirklich etwas angetan hätte. Solche Umtriebe machen launisch. Tages lang geriet sie daher in ein Schaffen voller Rastlosigkeit, ohne eine Minute Zeit für lässiges Dahinsinnen, und war dann auch so ehrlich gegen sich selbst, ihr Leben nüchtern zu betrachten und es von Pslicht und Dankbarkeit her zuchtvoll anzupacken.

So verstrichen die Monate, viele schwere und grausame Kunden kamen ihr zu Ohr über die Leiden der Versprengten aus der großen Armee. Napoleons Stern sank, die Preußen siegten, die Geschichte Europas hatte einen Sipfel überschritten, die großen Ereignisse schlugen noch stürmische Wellen am Rhein.

Die einsame Frau im Mentelinschen Bürgerhaus wußte nicht viel von den Zusammenhängen, sie dachte ohne Hoffnung noch an den Mann, und erst als er nun so unversehens vor der Haustüre stand, merkte sie, daß sie eigentlich nicht mehr auf den Verschollenen gewartet hatte.

Der Fremde hieß Sebald Falkner, eines Rheinschiffers Sohn, aber doch heis matlos, denn der Vater war bei einem Sturm mit seinem Lastschiff umgekoms men, und die Mutter hatte sich abermals verheiratet mit einem Schiffer und war dadurch zu vielen Kindern gekommen bei dem ihr lieberen Mann. Da

löste sich Sebald von zu Haus und stieß zum Kriegsvolk, gleich wo es kämpfen sollte; denn Goldat zu sein, dünkte ihn der schönste Beruf für Heimatlose.

Der Mentelin aber hatte ihm oft gesagt: "Nein, der schönste Dienst für einen Soldaten ist es, für seine Heimat zu kämpfen, für Frau und Kind, für Haus und Herd. Der Heimatlose kämpfe um des Kampfes willen, das hat keine Resligion in sich."

Das hat keine Religion in sich, so hat es der spröde Mentelin auszudrücken verstanden. Und dem jungen Sebald Falkner wurde danach schwer zumute, er trug eine Art Heimwehsucht in sich, die Liebe zu irgendeiner Stelle, wo man immer wieder hinkommen konnte, um Licht, Wärme und Fürsorge zu finden.

Mentelin hat ihm dann in den Stunden überstandener Not gesagt: "Sebald, wo ich daheim bin, sollst du es auch sein, so oft du magst. Du bist mein Herzebruder für alle Zeiten, und meine Frau Gertrud wird nicht dagegen sein. Sie hat ein mildes Wesen und ein gutes Herz."

Nun saß er da in der warmen, hellen Stube. Es duftete nach Lebkuchen. Auf dem Raminsims stand in zinnernem Krug ein Mistelbuschen mit vielen weißen Beeren, auf der Fensterbank eine Holzschale voller Martinskracherle.

"Wo wollt Ihr Euch hinwenden von hier aus?" fragte Frau Gertrub in das Schweigen, das in die Stube gefallen war. Sie lud ein paar dide Buchenklötze in den Kamin, denn es war kalt draußen.

"Das weiß ich nicht, Madame."

"Dann könnt Ihr ruhig hier bleiben, bis Ihr Euch ein wenig erholt habt, und auch sehen, ob Mentelin sich bessert. Ihr habt es doch um uns verdient, hier ein Heim zu haben über die Weihnacht — und so lang Ihr wollt."

Sebald verneigte sich stumm auf seinem Plat. Ihm zitterte das Kinn, er

hatte feine Gewalt über feine Sprache.

"Ihr wolltet doch nur eine Nacht bleiben, das würde Mentelin nicht dulden", fügte sie hastig hinzu.

"Bohl, ja, ich bleibe gern", ftotterte er.

Der Kaspar Mentelin erholte sich bald ein wenig. Seufzend schlug er noch in bieser Nacht gegen Morgen die Augen auf, sah Gertrud, welche die Magd abgelöst hatte, am Bett sitzen, lächelte mühsam, streckte sich in der Weiche und Wärme seines Bettes und fiel in Schlaf.

Bertrud dachte unablässig an den fremden Gast. Sie sah bem abgehärmten Kranten ins Gesicht und dachte an den Falkner. Sie wurde traurig und erregt.

Sie mar einsamer und hilfloser als je gupor.

So gingen Tage herum und lange, bange Nachte, in benen der Kranke oft fieberte, nach Gebald rief, nach Gertrud schrie. Sie standen beide an seinem Bett, schauten sich ernst und traurig an.

Die Magd, die fehr an dem Meister hing, sagte eines Morgens, am Morgen por der Seiligen Nacht, zur Frau: "Seilewog mußt man holen. Dem Meister

auf die Stirn geben, die Lippen netzen. Es hat Kraft, das Wasser in dieser Nacht. Unbeschauen müßt Ihr's holen, Frau."

Die Magd fprach dringlich, wie eine Beschwörung. Die Frau meinte, bas sei

Aberglaube.

Je näher aber die Heilige Nacht kam, um so tiefer bohrte sich in das Gemüt der Frau die Frage: Sollst du es nicht holen, das gesegnete Wasser? Du willst wohl nicht! Du willst ihm nicht helsen, darum sagst du, es sei Aberglauben. Heilewog hast du doch auch für dich geholt, für das Kind unterm Herzen, hast den Leib genetzt damit, gut sei's für die Wehen. Und jetzt Aberglauben?

So fampfte es in ihr. So fampften Leidenschaft und Liebe in ihr. Sie war voller Geflüster Gut gegen Bose, Gewiffen gegen heimliche Bunfche, Barmher-

zigfeit gegen Aufbegehren, Engel gegen Teufel.

Sebald Falkner saß in der Stube drunten und schnitzte an einem Bierbecher herum mit Bildern aus dem Krieg. Er war blaß und still, fast finster geworden. Nach der Weihnacht würde er gehen, gehen müssen um des Freundes willen und um der geliebten Frau die Ruhe wiederzugeben. Schweigend gehen, ohne sich zu verraten.

Nachts, als er nicht schlafen konnte, schlich er leise hinaus auf den Platz, trat in eine Gasse und schaute unverwandt zum Haus hinüber wie ein Träusmer. Da huschte, Schlag zwölf Uhr, Madame aus der Haustür. Er wollte zu ihr eilen, glücklich wähnend, sie habe ihn entdeckt und käme zu ihm; aber seine Füße waren wie gebannt. Die Frau schritt langsam zum Brunnen, er sah sie gut in der lichten Nacht, senkte den Krug hinab, blied eine Weile stehen, wandte sich und ging langsam wieder ins Haus. Heilewog hat sie geholt. Das Wunderswasser, das heilte in dieser Nacht. Heilewog oder Heiligwog nannten es die Leute seit alters her.

Gertrud trug ohne Säumen das Wasser in die Krankenstube und netzte damit dem Kranken Stirn und Mund.

Da trat der Gast herein, mit großem, stillem Blid sah er sie an. Nun entsichied sie das Schidsal. Er wußte es, ohne daß er ihren Kampf geahnt hatte.

Der Krante rührte fich, follug die Augen auf, mar hellmach.

"Ihr beide", sagte er leise, "Ihr gehört doch zusammen. Ich hab dir die Heimat versprochen, Sebald, Kriegskamerad. Nimm sie dir mit allem. Ich brauch sie nicht mehr."

"Mann, Mentelin", schluchzte die Frau plötzlich auf, "Ihr werdet gesund, ich hab Euch das Wasser geholt."

"Heiligwog, Frau, danke, es hat mich noch einmal gewedt, um euch zu sehen und zu segnen. Es ist alles gut."

"Heiligwog, Gottesgob, Glüd ins Haus, Unglüd raus", murmelte die Magd, nahm der Frau den Krug aus den bebenden Händen.

Doch Gertrud brach gufammen.

Die Entscheibung, um die es in ihr so hestig gekämpst hatte, mußte an ihrem Innersten allzu grausam gerüttelt haben. Sie hatte sich zum Leben des Mannes entschieden und das heilende Wasser geholt, ihn zu retten. Er aber nahm es, um alle Last von ihr zu nehmen, die Last der Erkenntnis, die Last des verschatteten Semütes.

Indessen — sie war eine gesunde Frau, jung und biegsam noch. Sie war rein im Gewissen geblieben. Sebald Falkner wurde ihr Mann. Heilewog holte sie in jeder Weihnacht, jahrelang holte sie es für Kind um Kind mit reinem Gewissen.

hermann Eris Buffe



Licht muß wieder werden!

Licht muß wieder werden
nach diesen dunklen Tagen.
Laßt uns nicht fragen,
ob wir es sehen,
es wird geschehen:
Auferstehen wird ein neues Licht.
Waren unsre Besten nicht
ein wanderndes Sehnen, unerfüllt,
nach Licht, das da quillt,
von ihnen noch ungesehen?
Es wird geschehen!
Laßt uns nicht zagen,
Licht muß wieder werden
nach diesen dunklen Tagen.

Sermann Claubius

Weihnacht

Laßt um des Herdes warme Glut uns hoden, die Lichter strahlen frohe Sendung aus, indes der weiße Mond mit blanken Floden umspinnt das so erhellte, stille Haus. Der Mutter sanster Stimme nun zu lauschen, daraus die schönsten Märchen bunt erblühn, derweil von sern die frommen Wälder rauschen und Sterne tief sich in den Himmel glühn, gilt unser Wunsch, daß selbst die Kleinsten schweigen, und große Augen durch die Dämmerung sehn, dis leichte Schritte auf verschneiten Zweigen des ersten Traumes in die Weihnacht gehn.

Berbert Böhme

Die Tiere im Walde

Da saß er in seiner Hütte, bärtig und lebern geworden, der Bäumefäller Ruppenpud. Wer seinen Namen sprach, meinte die Hiebe einer Art zu hören; vielleicht hatte sich das Wort auch so gedildet vor grauen Jahren, denn die Ruppenpuds sind immer Holzhader gewesen. Der heutige Ruppenpud aber, Gott segne seine Einsamkeit, war ein ernster Mann: Fünf Kinder wuchsen in die Welt, wo blieben sie nun? Verheiratet da und dort, der jüngste Sohn bei den Münchener Soldoten. Zum erstenmal mußte der Vater allein sein im Winster, das griff an die Seele, das zehrte im Gemüt. So ein Witmann hob vicle Gedanken auf und streute sie vor sich hin. Ja, Menschen vom Schlage Ruppenpuds kannten das Leben wie ihren Wald: Man wußte, wo Altes zu sallen hatte und wo Schonungen sprossen, man kannte die Füchse, die Elstern, die Hasensüße, je nun: "Des Menschen Dasein gleicht dem Walde, man kommt und geht aus schwaler..."

Heuer schneite es in treibenden Wirbeln, bald rasch, bald schwebend. Der Alte schaute durchs Fenster und sog etwas Qualm aus dem Mutz: Wenn nun, sann Ruppenpud, wenn nun die Wälder wie Menschen sind, sollte man ihnen nicht einmal auch Liebes tun, bevor sie geholzt werden? Das Pslegen und Hosbeln, das Formen und Schnitzen, das alles geschieht nach dem Fällen, doch zu Ledzeiten müßte man freundlich sein den Bäumen, den Asten, den Rinden.

Da die Weihnacht in der Nähe war, heuer mit Schnee und Zapfen, kam dem Witmann ein Einfall, der ihn entzündete: Alleine saß er im warmen Gelaß, das Oflein miaute, die Pendeluhr pulste voll milder Beruhigung; einen Baum will ich zieren zum Heiligabend, meinte Ruppenpuck, auch wenn ich einsam bin zum erstenmal. Darf ich aber einzig meinetwegen eine gesunde Tanne oder Fichte sterben lassen, ihr den Garaus machen mit Säge und Beil? Ich tu es nicht, ich will es nimmer, es fließt genügend harzig Blut ohnedies.

Also klomm der Brave zum Göller seiner Hütte, summte ein Lied in sich, holte die staubige Weihnachtskiste, die mit den bunten Glaskugeln, den Gilberssäden, den Kerzen. Und weil in der Osenstube ein Paket der sernen Kinder stand, eine Bescherung von Apseln, Pfessernüssen und Spekulatiussiguren, gab sich der fromme Rübezahl an die Arbeit: Er trug den lieben Plunder hinaus in den Winterwald, auch die Apsel und alles Gebäck. Suchte sich, dieweil der Atem dampste, eine ranke Tanne, eine, die alleinstand wie er selber. Lieber Bruder Baum.

Immer noch flodte ber Himmel, die Daunen und Federn wimmelten, und wenn solche Winzigkeit auf ben Handrüden siel, zerging das kalte Wunder in lauter Sternlein aus Kristall.

Noch war es Tag, unterm Schritt knirschte es, auf allen Aften lag die weiße, bide Last und bog bas Gezweig zur schimmernden Erde.

Ruppenpud hatte seinen Plan: Den lebendigen Tannenbaum wollte er sests lich putzen. Mit einem Stern auf dem Wipfel, mit glimmernden Fäden ringssum, und viele Apfel, viele Kringel und Figuren, solche aus lederem Teig, baumelten bald neben den bunten Glaskugeln, zu denen wohl zwanzig farbige Kerzen kamen.

Als das alles fertig war, eine Herrlichkeit vom Boben bis zur Höhe, klatschte der Alte in die Hände, blies sich die Finger warm und stampste rechts wie links: Noch sind die Kerzen stumm, lachte er. Zur Nacht aber, wenn's finster ist, komme ich wieder und zünde jedes Lichtlein an. Das soll eine Hochzeit ges ben für die Tanne, für den ganzen Wald, ringsum wird alles heilig scheinen vom Widerglanz meiner Flammen!

Heim trollte Ruppenpuck, der mühsame Holzhader. Er sah aus mit seiner leeren Kiste, dem Bart und der Haube aus Kaninchensell, als wäre er einem Märchenbuch abhandengekommen, oder als hätte er nicht mehr weit zum Maler Mority von Schwind. Es war dem Einsamen zumut, als brauche er sich nimmer zu graulen vor dem Alleinsein am Heiligen Abend, den er früher mit der Frau und vielen gelockten Kindern geseiert, — heute war das Nest so leer wie der Schwalben Bau unterm Balken. Der letzte Junge bei den Goldaten. Ach, die Stadt lag weit.

Um Mitternacht — dies sollte man verhaltenen Atems nur erfahren —, Glod zwölf Uhr, als die Erde ihren Pelz immer dider legte Schicht um Schicht, tappte Ruppenpud wieder hinaus. Zum Bruder Baum wollte er, eine alte Laterne schwankte an der Faust, das machte den eigenen Schatten zu einem taumelnden Gespenst. Und die Stiefel, die schweren, bohrten Gruben in den Schnee. Eine Spur blieb hinter dem Alten, als wäre ein Bär leibhaftig durch Tann und Didicht spaziert.

Nun, zum funkelnden Baume gekommen, setzte Ruppenpud die Laterne ab. Holte einen Kienspan dann, machte ihn flammend, ließ so Kerze um Kerze lebendig werden, auf jedem Docht züngelte ein Seelchen. Schön war das. Und reich machte es. Könnte die Tanne, deren Silbersäden knisterten, ein Wörtlein sprechen, oder etwas singen, leise wie alles Geheimnisvolle. In jeder Rugel blitzte es froh, und wenn eine Flocke vom Winterhimmel ins brennende Wachs auf den Aften sank, war ein brutzelnd Geräusch zu hören, daß die sichtbare Pracht der Apfel und gebackenen Kringel köstlich erglänzte.

Ruppenpud ließ sich verzüden. Schritt um Schritt wich er zurüd, das Bild des Leuchtens auch aus der Ferne zu preisen. Und er hodte nieder auf einen Wurzelstumps, kauerte sich, saltete die Hände, das gekerbte Angesicht schien

glatter, junger zu werden mit jedem Augenblid.

Da geschah ein Wunder, wir wollen es so nennen: Aus dem Unterholz trat ein Reh, schnupperte umher, und weil die Luft nach Frieden schmedte, kamen zwei neue Tiere hernach. Bald flatterten Vögel außerdem, Finken, Krähen, arme Amseln. Alle die Gäste, die großen wie kleinen, umzingelten des Baumes freundliche Bescherung. Die Rehe bogen die Hälse hinauf, Kringel und Brezel zu knuspern. Die Finken pickten einen Apfel auf, und was an Krümeln sonst zur Erde siel, das holten die Krähen oder Amseln. Und das Staunen wuchs, da eines Eichkätchens slotter Vorwitz den Stamm erklomm, so jach und voll Gier, daß die Kerzen umeinander schwangen auf ihren seufzenden Asten...

Stille Nacht, heilige Nacht, summte es neu in Ruppenpucks fiebernder Seele. Heiß war der Mann, glühend pochte sein Blut: Um dieses Zaubers Erscheinung müßte die Welt ihn krönen. Wer so am Zipsel des Paradieses rühren durfte, daß man die Sprache von Baum und Tier zu tauschen meinte, der war nie

allein, murbe auch nimmer einfam merben.

Eine Stunde dauerte der Spuk, des Herrgotts Milde lächelte fühlbar drüber hin, — bis eine Rerze nach der anderen erlosch.

Noch in der Dunkelheit schwebte ein Duft vom wächsernen Rauch süß umher. Des Baumes Utzung aber war geplündert bis zum letzten Brocken, nur die bunten gläsernen Rugeln schimmerten im Widerschein der müden Laterne.

Ruppenpud schloß der Hände Demut wieder auf, Finger um Finger geschah das und langsam wie nach dem Beten. Als er, vom Reigen der Floden begleis tet, heimwärts tappte, tropften ihm Tränen in den Bart, dort froren sie ein, so rauh blies der Frost. Und wäre des Mannes Geschichte ein Märchen, würde ich, allen Guten zum Trost, nunmehr verfünden: Schaut, als der Alte nach Hause fam, waren echte Perlen geworden im Bart; die durste der Arme verstausen in der großen Stadt, also dämmerte seines Lebens Abend voll Reichstum, Friede und Glüd...

Wir wollen ihn grußen, ben einsamen Solzhader Ruppenpud.

Being Steguweit

I'un fommen die Wochen wieder, die leise und sestlich geh'n, in denen die Weihnachtslieder am Wege der Menschen steh'n. Es kommen voll Wunsch und Frage der Kindheit goldene Tage und wollen dich fröhlich seh'n. Die Tannen im strengen Kleide tragen ein Flimmergewand. Jedem Geschöpf eine Freude, jedem die gebende Hand, jedem Herzen ein Glaube, jeder Hoffnung ein Traum, und daß keiner uns raube die Stunde am Weihnachtsbaum.

Edith Grafin Salburg



Durch die Brandung

Es war ein sonderbarer Tag gewesen, frostig, doch ohne Sis und ohne Schnee — Sturmnähe und dennoch still. Am Strande gor die Brandung bleiern auf. Das Meer blänkerte dunkelgrün und unheimlich. Am Himmel gingen die großen Wolken wie lautlose Glocken. Zum Heiligen Abend kroch dann der Nebel über das Land.

Der Strandwächter Bussow, bessen Haus abseits vom Dorfe mitten in den Dünensichten steht, ging noch einmal hinaus, um am Strande nach dem Rechten zu sehen. Er nahm den Hund kurz an die Leine und stand lange auf der Düne

und laufchte in die Duntelheit.

Bom Schulzenhof, der ihm am nächsten lag, hörte er seierlichen Gesang und den Orgelton einer Ziehharmonika. Da seierten sie Weihnachten mit Tannens grün und Lichtern und hatten die Brandung vergessen. Thees Bussow aber war unruhig in sich, und sein Hund spürte es auch, daß die Stille neben dem Sinsgen da drüben noch einen anderen Ton hatte, der nicht recht zu deuten war, der mit der Brandung kam und verebbte, manchmal wie ein ferner Schrei, ein Rusen weither.

Der Hund bellte knurrend auf. Und nun war deutlich über dem großen Wasser ein Licht zu sehen; wie ein slimmernder Tannenbaum sprühte es durch den Nebel: Not — Not! Das Singen im Schulzenhof mußte jäh verstummen, als der Strandwächter an den Fensterladen klopste: "Schipp im Strand!"

Der Ruf gellte von Haus zu Haus. Er zerriß den Feierklang der Stille und löschte die Lichter aus, eines nach dem andern. Statt dessen flammten blutrot die Faceln auf. Die Männer schlumpten in ihre Seestiefel; das Öltuch schwappte um ihre Leiber.

Wieder der Tannenbaum über dem Meer. — Was braucht ihr Lichter in der Stube! Hier sind euch andere angezündet. und ihr sollt nur wissen, wozu diese Nacht euch ruft!

"Wie weit ab, Michel?" "Beim großen Riff - wo benn fonft wohl, he?

Schlammfand und Braffand - ba fniricht der Riel."

Gechs Männer machen bas Boot flar, ftogen ab. Bier Riemenpaare heben

fich in das Grau, das die Brandung gefpenftifch belebt.

Michel Wendt steht vorn mit dem Nebelglas. Kassen Brand sitzt am Hed und hält die Pinne. Die Brandung klatscht und faucht. Ein Wind hebt leise zu sins gen an, als wolle er trösten. Über Fadeln sind keine Weihnachtslichter.

Die Leute sammeln sich auf der Düne und am Strande. Sie kennen ihren Strand und es ist nicht das erstemal, daß die See ihnen ein Schiff zubringt. Aber am Heiligen Abend — das hat selbst August Sell, der schon neunzig Jahre alt ist, noch nicht erlebt. Es greift ihnen allen ans Herz, und niemals war der Wunsch, den Unbekannten da draußen zu helsen, stärker als in dieser Nacht.

Sie warten lange. In Abständen schießen die Männer ihre Leuchtkugeln hoch. Es ging dann auf Mitternacht. Das Singen des Windes hob sich größer auf. Er pfiff schon manchmal über die Düne wie ein unheimlicher Flötenbläser, der sich im Spielen versucht. Eine Stunde später kam der Sturm klar aus Nordenordwest. Er segte die Nebel hinweg und streifte mit seiner großen Hand über die grauen Dächer, als wolle er das Leben erfühlen, das sich darunter verbirgt. Die Frauen und Kinder waren längst in ihren Kammern, harrten in Bangen der Heimkehrenden. Tannengrün und Lichter hatten nicht mehr viel zu sagen.

Draugen bohrten fich die Blide ber Wartenden in die Dunkelheit. Rein Ruf?

Rein Laut?

Da, das dumpfe regelmäßige Poltern, mit dem die Riemen an die Dollen schlagen. Und Rufe jett: Hallo — he! "Hier — ho — ho!"

Der Fadelschein wurde lebendig. Das Boot knirschte im Sand. Michel Wendt, ber Schulze — ein Hune von Gestalt — sprang als erster ans Land. Der Gischt plantschte um seine großen Stiefel.

"Was ift? — Wie steht es? — Wen bringt ihr?"

Die Frager bekamen ihre Antwort im Schweigen und Schauen. Die Schiffsbrüchigen sind da; — sie stehen ohne Wort, ergreisen die Hände der Zunächstesstehenden, und ihr Blid ist Not und Dank in einem. Aber was ist das? — Man hebt eine Frau ans Trodene, stützt und trägt sie. Ihr Gesicht ist so weiß wie der blanke Gischt. Sie hat keine Hand zu danken, sie hat keinen Blid ringsum. An ihre Brust hält sie, in Tücher gewickelt, ein kleines Kind. Sie birgt es so sest in ihren Armen, als fürchte sie, man könne es ihr entreißen, und ihre Augen suchen nur immer das kleine Gesicht. Es lebt, es atmet, und sein zitternder Schrei zerslattert im singenden Wind. —

Man bringt sie ins Schulzenhaus. In der großen Stube sitzen sie dann alle. Aline Wendt hat die Lichter wieder angezündet, — wahrhaftig, sie hat es getan und weiß wohl warum. Es ist doch ein größeres Fest als jemals; aber seine

Freude wird nur tief innen laut.

Auf der Diele drängen sich die Fischer und ihre Frauen: sie bringen trodene Kleider. Der Schulze soll doch allein nicht alles schaffen. Und sie bringen Apfel

und Weihnachtsgebad. Thre Herzen find übervoll und feierlich.

Auf der Ofenbank, den Rücken gelehnt an die warmen Kacheln, sitt die fremde Frau, hält vor sich auf dem Schoße ihr Kind und wiegt es und hat ihren Blick gesenkt. Man sah es wohl manchmal auf alten Bildern so, und doch ist es hier die klare Wirklichkeit.

Draußen brauft der Wintersturm. Draußen zerschlagen die Wellen den kleis nen verirrten Segler. Hier drinnen aber sitzen sie um das friedliche Vild der Heis ligen Nacht. — Reiner im Dorf wird jemals diesen Weihnachtsabend vergessen.

Bilhelm-Gerd Runbe

Des Lichtes Sieg

Lichter auf Gräbern in reicher Zahl strahlten durch Tage der Toten, setzten den Ahnen ein seuriges Mal, bleibender Liebe helleuchtender Strahl Denen, die vor uns geboten.

Lichter des Lebens in grünem Ring bringt dann des Jahreslaufs Kreisen. Tod gebirt Leben — ein jegliches Ding, sei es ein großes und sei es gering, will auf des Lichtes Sieg weisen.

Wilhelm Stölting



Julzeit

Die Sonne ist versunken, Nacht über Wald und Feld, im Dunkel tief ertrunken all süße Lust der Welt.

> Laß fahren Herz, laß fahren, fei ftark in Not und Pein, bald wird auf Nordlands Erde ein neuer Frühling sein!

Und liegt im Schnee begraben das Land so weiß und weit und rufen rauh die Raben, erfüllt ist bald die Zeit.

> Es soll uns nimmer schreden ein Dunkel noch so groß, das Licht wird neu geboren aus ew'gem Mutterschoß!

Ist eine Nacht der Nächte, da wächst das Wunder leis, die ew'gen Gottesmächte bezwingen Nacht und Eis!

> Laß helle Kerzen brennen im Saal und Innern dein, bald wird auf Nordlands Erde ein neuer Frühling sein!

> > Guntram E. Pohl

Die Treue des Bauerngrafen

Pfeisend suhr der Sturm über die weißen Felder der Mark, versing sich heulend in den Stämmen der mächtigen Wälder, segte den Schnee von den Asten, daß er stäubend durch die glasige Luft wirbelte, ließ die Bäume mit kahlen gestorenen Armen aneinanderschlagen, brach hier und dort ein uns biegsames Holz und schleuderte das tote, schwarze Ding den Pferden im vollen Lauf zum Schrecken vor die Huse. Stunde um Stunde trabte die kleine Reiterschar durch die Winternacht den verschneiten Weg nach Südosten, der Elbe zu. Bald leuchtete durch Wolkenserheiten der halbe Mond, bald ließ er Mann und Roß durch tiese Finsternis sich vorwärts tasten.

Längst war keine Ordnung mehr in dem Beritt. Jeder hielt sich an den schonungslos voraneilenden Mann, so gut er konnte, aber immer weiter zog sich die Kette der keuchenden Tiere unter verbissen anspornenden Keitern auseinander. Die knappe Rast um Mitternacht an der Osterburg hatte kaum neue Kräfte gebracht. Schon eine Meile weiter erkannte der Borreiter das Zwecklose seines Jagens und siel in Schritt. Mit langen Zapfen gestorenen Schaumes am Maul, tief nickend stapste sein Tier weiter, und einzeln schlossen die Zurück-

gebliebenen langfam, viel zu langfam auf.

Der Beg führte jest über freies Feld und gab den Blick im eben wieder verschwindenden Schein des Mondes noch einmal frei. Der Mann an der Spitze drehte sich im Sattel um, ungeduldig sah er nach den noch immer nicht herangekommenen Nachzüglern und rief ihnen zu, sich endlich zu beeilen. Die zornige Stimme des Riesen dröhnte, daß sein Schimmel erschrocken antrabte. Mit einem Scheltwort hielt er ihn zurück. Dabei hörte er aber neben sich, nein, vor sich einen anderen Hufschlag auch in Trab und vom Trab in Galopp fallen. Gegen den matten Schimmer der Schneedecke erkannte er, wie ein Reiter, der sich bisher an seiner Seite gehalten hatte, davonpreschte wie die wilde Jagd.

"Salt!" fdrie Albrecht wütend. "Baderich, halt doch!"

Er bekam keine Antwort. Bald war der Dornburger nicht mehr zu sehen, nur die schnellen Hufe seines Rappen klangen in gleichmäßigem Doppeltakt noch von weit her. Der Markgraf gab dem Schimmel die Sporen, aber er erkannte sofort, das brave Tier würde den Flamen des Bauerngrafen nimmermehr einholen. Er hetzte die sechs Ritter hinterher, die sich in Osterburg frisch dem Zuge angeschlossen hatten; sie sprengten vor, aber bald ließen sie sich einer nach dem anderen, von dem nachsolgenden Trupp wieder auslesen und bekannten kleinlaut, den Flüchtling nicht einmal mehr gesehen zu haben. Allbrecht fluchte nicht mehr. In grimmigem Schweigen klagte er sich selbst an: Wie hatte er nur dem finsteren, undurchschaubaren Manne so vertrauen können, daß er ihn mit auf diese Reise nahm! Zehn Jahre lang hatte er ihn nun

scharf beobachtet und bewacht, daß er ja keine Möglichkeit zur Rache für die Hinrichtung seines Bruders fände — um heure ihn fast selbst auf die Gelegens heit dazu zu bringen! Und zu welcher Rache! Wenn gerade jetzt, in der wachssenden Spannung mit dem Herzog, im Rüchen der Askanier jenseits der Elbe ein seindliches Wendenland entstünde, das wäre kein Nadelstich für Albrecht, nein, der Todesstoß!

Die mächtige Prante im Gifenhandschuh faßte nach bem Schwert. Der Ritt

ging weiter. -

Wieber hatte eine weite, offene Schneefläche den dunklen Wald abgelöst, die Männer spornten ihre Tiere an, aber der gleichmäßig weiße Boden war trügerisch: unter der Schneedede verbarg sich schwarzes, glattes Eis, unterbrochen von gesährlichen Höckern und Stümpsen; sie ritten auf überschwemmten, jetzt gefrorenen Wiesen der Elbniederung. Den durch die Vorsicht gebotenen Aufenthalt nahm der Ansührer jetzt ohne Murren hin. Er sah das Ziel des wilden Rittes sür heute nahe, Arneburg und den Abergang über den Strom. Der Brandenburger Junker hatte gemeldet, daß die Elbe in der Mitte noch offen sei und stark mit Eis gehe; mit knapper Not war er bei Sandau von einem Fischer im Rahn herübergebracht worden, das Pferd hatte er drüben lassen und im Dorf ein neues nehmen müssen. Der Markgraf sorgte sich schwer. Kam er nicht hinüber mit der ganzen Schar und mit den Tieren, so gab es jenseits kein Weiterkommen, so war das Spiel verloren.

Auf einer Bobenwelle seitab lagen ein paar Häuser, sie gehörten zu einem der neuen Flamendörfer des Bauerngrafen. Klar zeichneten sich unter hohen, verschneiten Dächern die dunkler beschatteten festen Wände ab, still und frieds voll. Aus einem Fensterladen blinkte Licht durch die Spalten.

Im Bogen hinter dem Dorfhügel rif der Markgraf den trabenden Schimmel plötlich zurück, daß das Tier sich bäumte und schäumend und schnaubend stand. Hinter ihm hielten ebenso die Ritter. Voraus erkannten sie als breite, schwarze Fläche den offenen Strom. Poltern und Klirren der Eisschollen erfüllte jetzt deutlich die harrende Stille. Aber ein anderes Geräusch mischte sich darein, unerwartet und bedrohlich: ein Gewirr von Männerstimmen! Ungewiß zu sehen gegen den matten Schimmer von Mondlicht und Schnee, bewegten sich am User ein Stück stromauf verschwommene Schatten, eine Fackel schwanste im Lauf ihres Trägers vom Rücken des Hügels hinab.

Da hallte gebehnt ein Ruf durch die Nacht: "Soi! Soio!"

Die Reiter fuhren herum. Auf halbem Wege zwischen ihnen und dem verbächtigen Gewimmel unten am Strom löste sich ein Schatten schnell vom Boden, rannte ein Mann in wilder Flucht hinunter. Ein vielstimmiges Geschrei antwortete ihm dort am Ufer: "Hoio! Hoi!"

Der Markgraf überfah noch einmal fein Säuflein — und warf den Ropf

in den Naden. Hier galt tein Bedenken, kein Berechnen mehr. Nur ein Wort galt noch: "Drauf und bran, ihr Herren!"

Nach gut 200 Schritten hielt ein Hindernis den schwerfälligen Galopp auf: zwei Faceln, im Kreis geschwenkt, versperrten Weg und Sicht. In ihrem Schein glitzerte glutrot die Rüstung eines Ritters: Baberich.

"Berräter!" brullte Albrecht ihn an und hob bas Schwert.

Sein Gegenüber aber streckte die waffenlosen Hände aus, und seine Antwort klang leise, beherrscht und kalt: Ihr irrt, Herr Markgraf. Hier sind hundert Bauern und Knechte, bereit, Euch mit Mann und Roß überzusehen, wenn's beliebt. Die Kähne liegen schon draußen auf dem Eis." Er rief über die Schulter: "Stimmt's, Fläminge?"

"Ja, Bogt!" donnerte es vielstimmig, und vom Strom her kam singendes Echo: "Hoi! Hoio!"

Der Fürst saß stumm. Langsam glitt die Waffe in die Scheibe. Da sprach der Bauerngraf noch einmal, ein wenig verändert schien der Stimme Klang; war es noch Spott, sollte es eine verschämte Bitte sein, weil er im Grunde den Verdacht verstand? "Verzeiht, ich mußte eilen, sie zu weden."

Noch immer ließ Albrecht ben eigensinnigen Gesolgsmann und unvermutet sindigen Helser nicht aus dem prüsenden Blick. Endlich sprang er aus dem Sattel und drückte ihm, Eisen in Eisen, die Hand. Dann reckte er den Arm und rief schallend in das Dunkel hinter den Fackeln: "Da geht der Strom. Drauf und dran, ihr Männer!"

Endlos lange schien die Abersahrt der kleinen Schar zu dauern. Längst fladerten am nahen Waldrand mächtige Lagerseuer; die schon herüber waren, taten sich an den reichen Gaben der Bauern gütlich, Mann und Roß, und genossen in müder Stille Rast, Windschutz, Wärme, Speise und Trank. Auch der Markgraf sehnte sich nach ein wenig Ruhe. Ungeduldig wartete er auf den Dornburger. Der kam endlich mit dem letzten Boot. Es stieß genau vor dem Standplatz des Fürsten an, er eilte heran und half, die beiden Pferde herauszussühren, stützte dann die Männer beim Sprung auss Sis. Es waren Baderich und ein Bauer.

"Das ist Freerk Koorts", erklärte der Siedlervogt, "ber Bauermeister hier vom Dorf. Er möchte mit nach Brandenburg, wenn es Euch gefällt."

Da hieß Albrecht den neuen Helfer willtommen. Freert wandte sich zurück zum Boot, das gerade abstieß, und rief der vermummten, hohen Gestalt am Steuerrruder einen Abschied zu: "Nimm dich der Frau recht an, hörst du? Daß sie sich nicht zu viele Sorgen macht!"

In guter Laune hob Albrecht mahnend den Finger. "Ich würde nicht mein Weib dem Knechte so angelegentlich empfehlen, Freerk, wenn ich ausreite!"

Freert lachte wieder laut. "Dem Rnechte?! Das ift meine Schwester Wiebte, Berr!"

Der Markgraf folgte still mit den Augen dem Boot, das im Mondlicht sich tastend durch das treibende Eis den Heimweg bahnte, immer wieder schwanstend, gestoßen, gerüttelt und aus dem Kurs gebracht, doch stetig weitergezogen von den Rudern in festen Bauernhänden und sicher wieder in die rechte Bahn zurückgelenkt — von einer Frau. Nachdenklich wandte er sich an Baderich. "Sind so die Frauen Eurer Bauern alle?"

Bogern befam er Bescheib. "Go - nein. Ift nur die eine, soviel ich weiß."

Freerk hatte sich inzwischen seine richtige Antwort auf den Scherz des Fürsten überlegt und sagte bedächtig — Albrecht, der schon an ganz andere Dinge dachte, verstand ihn erst gar nicht —: "Von den anderen hat allerdings mancher seinen Hof dem Knechte anvertrauen müssen."

"Den anderen?" munberte fich ber Markgraf.

"Nun ja, Herr! Un die fünfzig Mann, bewaffnet und zu Pferde wie der Bogt befohlen", meldete der Bauer stolz. Und gerade sahen sie im Hinaufgehen zu den Feuern den stattlichen Zug von seiner weiter abwärts gelegenen Landes stelle herankommen.

Albrecht war sprachlos. Von all den Überraschungen dieser Winternacht war das die größte und schönste. Er faßte Baderich bei beiden Händen, dann auch den erstaunten Freerk und sagte endlich leise: "Das soll Euch nicht vergessen werden, Baderich."

Der verzog keine Miene, sagte kein Wort, erwiderte kaum den Händedrud und ging mit starrer, finsterer Miene zu seinen Bauern.

Rudolf Ramlow



Im dunklen Ainge

(Harl Broger)



Weihnachtsabend

In Dunkelheit und Wind verschwebt ein Glodenklingen. Horch, lachte nicht ein Rind? O heimchenzartes Singen! Von meines Nachbars Haus, wie strahlt der kerzenhelle, funkelnde Baum hinaus! Auf der vereisten Schwelle

liegt noch ein Tannenzweig. Leis hebe ich ihn auf. Wie steigt erinnerungsreich sein Waldbuft zu mir auf! Oh, du, der uns bewacht, sieh in der dunklen stillen, der heilgen Weihnachtsnacht mein Volk voll gutem Willen

geschwisterlich vereint in beinem Lichte stehend, in ihm, das uns durchscheint, die Not des Nächsten sehend, in Winterdunkelheit, voll Krieg, Haß und Beschwerden, zu dienen ihm bereit,

> voll Glaube neuer Zeit, daß Friede wird auf Erden!

> > Agnes Miegel

Saßt nicht diese Macht

Laßt nicht diese Nacht vorübergehn, ohne an den tausendfachen Feuern ihrer Sterne, unnennbar und schön, eure Herzen wundersam zu neuern.

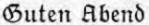
Dunkel ist die Welt in dieser Stunde, dunkel von Jahrtausenden und schwer. Aber wir sind neuen Lichtes Kunde, denn wir wollen endlich einmal mehr,

als aus Haber und Gewalt und Blut eines fatten Lebens Früchte raffen. Wir woll'n gold'ne Helligkeit und Glut einer neuen Volkheit gültig schaffen.

Das ist die Berufung dieser Nacht: Sind wir besser, wird es besser sein! Und vom deutschen Licht und seiner Pracht leuchtet bald die Welt in hellem Schein.

Darum nehmt die wunderbaren Flammen still und gläubig in den Herzen mit und bewahrt sie heilig — sie verdammen alle Nacht! — und die ihr noch entstammen, werden welken unter unsrem Schritt!

Erich Olto Buich



(Certbearbeitung hans helmut)

Aus Schweben



- 2. Eine Weihnacht, reich an Spenden, bas wünschen wir euch, allen Mannern, allen Frauen, ben Kindern zugleich; es bringe euch die Weihnachtszeit Gaben gar ichon und lag es allen Menfchen nach ihrem Wunfch gehn!
- 3. Bell erglangen heut die Kergen, bell ftrablet der Baum, fingt und jubelt, gebt im Bergen ber froblichkeit Raum, gedenkt auch eurer Nachbarsleut, armer zumal, municht allen, die beifammen beut, Blück ohne Zahl!



Das Weihnachtsbäumchen des Elbschiffers

Man sieht es dem Häuschen bei Schandau, das sich im Elbstrom spiegelt, gleich an, daß es das Häuschen eines Schiffers ist: über der Tür ist ein Schmud in Sandstein ausgehauen, der einen Elbkahn mit Segel darstellt; die blecherne Wettersahne auf der Gartenlaube zeigt ein Schiff, das sich nach dem Winde dreht; und vor dem Häuschen steht ein hoher Mast, an dem an besonderen Tagen ein langer, schmaler Schiffswimpel flattert.

In den oberen Studen wohnt der Schiffer mit seiner Frau und dem zehns jährigen Töchterchen Elfriede; in den unteren Räumen herbergt ein Steinbrescher, der in den nahen Sandsteinbrüchen arbeitet, mit Frau und vier Kindern. Als Elfriedchen noch nicht schulpflichtig war, ist die Mutter oft monatelang mit dem Töchterchen auf dem Kahne beim Vater gewesen, um ihm die Wirtsschaft zu versorgen und das Leben leichter zu machen; seitdem aber Elfriede die Schule besuchen muß, bleibt die Mutter mit an Land in der Heimat.

Wieder ist Weihnachten nahe. Letzte und auch vorletzte Weihnachten ist der Bater am Heiligen Abend und an den Feiertagen nicht zu Hause bei den Seisnen gewesen; da hat er das Fest der Familie sern von der Familie einsam in seinem Kahnstübchen seiern müssen, und zu Hause haben sich Frau und Kind nach ihm gesehnt. Aber dieses Jahr wird er heimkommen; dieses Jahr wird's passen! Da wird sein Kahn in Dresden liegen, von wo aus er ja schnell mit der Bahn oder mit dem Krastwagen nach Schandau sahren kann.

Die Mutter hat darum eine schöne, große Fichte mit einer gutgewachsenen sechsästigen Krone gekauft, und Mutter und Tochter haben den Baum mit Apfeln und Nüssen, Pfefferkuchen und Zuckerwerk, goldenen Sternen und kleisnen Glaskugeln und mit Silberhaar überreich zu einem wahren Wunderbaum geschmückt. Endlich einmal ein Weilnachtsfest, wo alle drei beisamen sein werden!

Aber es kam anders! Zwei Tage vor Weihnachten mußte der Schiffer mit Ladung von Dresden nach Hamburg. Es ging alles so eilig, daß er nur schnell eine Postkarte an die Seinen schreiben und für sich am Dresdener Hasen ein Bäumchen mit weißem Holzkreuz kaufen konnte. Ein Bäumchen mußte er haben. Er hatte noch kaum ein Weihnachtssest ohne Baum verlebt. Der Baum brachte ihm den Dust seiner Waldheimat, des Elbsandsteingebirges, in die kleine Kahnstube und nicht nur den Dust, sondern das Bild des ganzen Waldes mit Pilzen und Beeren, Vögeln und Hirschen.

Um Heiligen Abend saßen Mutter und Tochter still und ein wenig traurig vor ihrem Lichterbaum, dem großen und schönen, der ja zu allererst für den Bater gekauft und geschmückt worden war. Um dieselbe Zeit saß der Vater müde und abgespannt in seinem Stübchen im Fahrzeug, fern, fern von den Seinen. Er saß vor seiner kleinen Fichte. Das vom Wind ausgeregte Wasser rüttelte am Steuer. Aus dem Elbstädtchen, in dessen Nähe er Feierabend gesmacht hatte, klangen die Gloden zu dem Einsamen in seinem Kahn auf dem schwarzen Strom.

Der Bater mußte länger in hamburg bleiben, als er gedacht hatte, denn es paßte nicht gleich mit Ladung nach Sachsen. Am Jahresschluß und zu Neujahr lag er noch in Hamburg. Sein Bäumchen nabelte fehr. Auch die große Fichte zu haufe in der warmen Stube wurde durr, fo daß die Mutter einige Tage vor Schulbeginn die fleine Elfriede aufforderte, ben Baum abzuputen, ba er ja auch, eben weil er fo groß fei, im Wege ftehe; der Bater werde boch nicht gurechtfommen, sich noch an ihm zu erfreuen. Elfriede wollte nicht ans Ableeren gehen, aber die Mutter gab nicht nach. Die Rinder des Steinbrechers halfen, und so war bem Baume gar schnell das Bundertleid ausgezogen. Die Mutter schlug mit dem Beile die Afte ab. Elfriede sah traurig zu, als wenn etwas geschlachtet wurde, und bat und bettelte die Mutter um die Krone des Baumes, die fo schön regelmäßig gebaut war und an beren fechs Aftchen immer noch Nabeln stedten. "Was willst du nur mit bem Quirl?" fragte die Mutter, aber fie hadte die Krone ichlieglich nicht entzwei, sondern gab fie dem bittenden Rinde. "Das ift fein Quirl", entgegnete Elfriede, "bas ift eine Krone! Die hebe ich für den Bater auf."

Die Kleine holte aus dem Keller eine grüne Weinflasche, die mit eingekochten Heidelbeeren gefüllt gewesen war, ließ Wasser hineinlausen und stedte die Krone hinein, wie man Blumen in ein Blumenglas stellt. Sie putzte die sechs Astone hinein, wie man Blumen in ein Blumenglas stellt. Sie putzte die sechs Astone nach goldene Nüsse, drei rote Weihnachtsäpfel, einige Zapsen aus dem Walde, bunte Zuderkränzchen, Silberhaar und drei rote Lichte prangten an dem kleinen Wipsel. "Die drei Kerzen sind wir", sagte die Kleine; "und es ist wirklich kein Quirl, es ist eine Krone!" Und oben an die Spitze heftete sie einen großen goldenen Stern. Jeden Tag gab sie dem Wipsel neues Wasser, um ihn frisch zu halten, und er hielt sich auch halbwegs, wenn auch keine neue Nadeln an ihm herausschossen.

Mitte Januar fuhr ber Vater mit seinem Kahne im Dresdner Hafen ein. Weil grimmige Kälte einsiel, kam er auf längere Zeit nach Hause. Nun saßen die drei um den Tisch und erzählten und aßen, und in der Mitte prangte und strahlte die Krone auf der grünen Flasche. Fast jeden Abend wurden die drei Kerzen dieses Weihnachtsbäumchens angezündet: da glühten die roten Apfel, und die goldenen Nüsse funkelten, und das Silberhaar glitzerte. Der Vater streichelte sein liebes Kind, und die Mutter lächelte und sagte: "Es ist wirklich eine Krone!"

Emil Böllner



Un der Jahreswende

froh finn und

Wenn dieses Jahr nun seinem Ende naht und schon die Glocke ihm den Abschied singt, erwacht noch einmal jede Tat, der letzten Wonde reiche Saat, die der Erfüllung uns entgegen bringt.

Diel

freu : be

und

Für uns, die wir gestellt in diese Zeit, trägt jedes Jahr nun einen eignen Sinn; eins war dem Werdenden geweiht, das nächste sand uns dienstbereit, das andre brachte Schaffen als Gewinn.

Es ist dahin beim letzten Glodenschlag, Berpflichtung bleibt, wenn auch ein Jahr entschwand! Wir stehn nicht zweifelnd oder zag, wir reichen mit dem jungen Tag gläubig dem Schicksal unsre harte Hand.

Wilhelm Stölting

Blück im . mer . bar!

Neujahrswunsch

Im neuen Jahre Glück und Heil! Auf Weh und Wunden gute Salbe! Auf groben Klotz ein grober Keil! Auf einen Schelmen anderthalbe.

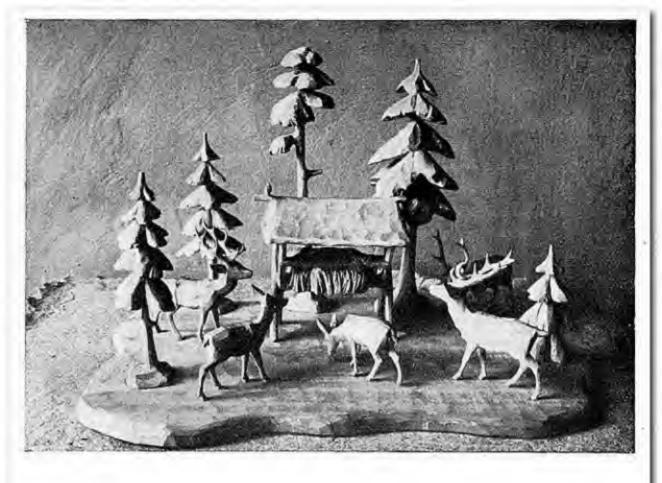
Altbeutscher Spruch



Weihnacht Fest des werdenden Lebens

Lindlein mein, schlaf dockt ein S







Mütterweihnacht

Wie aus dem Schoß der Nacht zur Weihnachtszeit Die junge Sonne hell in einen neuen Morgen steigt, Wie aus dem alten Jahr, das müde sich zur Erde neigt, Ein junges Jahr ersteht im Strom der Ewigkeit, So steigt aus jeder Mutter dunklem Schoß In ihrem Kind das neue Volk ans Licht. Noch liegt es klein in seiner Wiege, klein und schlicht, Doch einmal wird in ihm das Schicksal wach und groß.

So seh'n wir in der Weihenacht auf Erden Die Mütter hell im Glanz der Sterne und der Kerzen stehn, Sie mußten still durch Nacht und Not und Schmerzen gehn, auf daß dem Volk von Morgen Mütter und Soldaten werden.

Thilo Scheller

In dunkler Stunde . (30fef Bauer)



- 2. Und in dem Werkraum nebenan wirkt voller Beimlichkeit der Mann, und blau und golden schmückt er ftolz ein Meifterwerk aus Rosenholz.
- 3. Er prüft den weichen Schaukelschlag da hellt ein Stern die Nacht zum Tag, der Raum ift voller Blumenblut' und leif' ertont ein Wiegenlied.

Kindlein mein



Das Kind in der goldenen Wiege

Tief im Gebirg drin im Schoß eines Berges da ruht von Sonnenwend bis in die heilige Nacht ein Kindlein in einer goldstrahlenden Wiege. Ein Sonntagskind allein, sagt man, kann von Slück geleitet den heiligen Berg finden, doch ein Kind nur, das ohne Taufe geblieben und fromm ist und gläubig aus reinem Herzen ohne Wissen um Lehre und Gebot.

Solch ein Kind hat einst zur Sonnenwend vor Taggrauen sich aufgemacht, ist gewandert durch Täler und grünende Wiesen über Matten auswärts dis hinauf ins felsige Gewänd. Da — um die heilige Stund ist's gewesen, als die Sonne die Zaden des Berges erreicht hat und die ersten Strahlen hindurchswarf, da sah das Mädchen ein Felstor offen zwischen rotgoldenen Säulen, und vom blauen Licht erfüllt war das Innere des Berges. Dort lag in tannener Wiege ein Kindlein und Strahlen von Gold gingen aus von ihm, die das Auge schier blendeten. War auch nicht lange zu sehen und alles verschwunden, als die Sonne hochstand und voll herüberschien über den Gipfel des Berges.

Mus dem Berchtesgadener Land nacherzählt von Fr. Rehm

Erzgebirgisches Wiegenlied

Poiheia! Mei Maadele, schlof bal ei! Sist ruff ich geleich ne Hans Ruprich rei! Daar facelt sei net, daar nimmt dich miet, nooch werscht de dich wunnern, wie dir'sch gieht!

Poiheia! Mei Maadele, schlof bal ei! Do ruff ich morgn aah's Bornkinnel rei. Dos brengt dir Rosining un Appeln un Nüß; do werscht de mol schmaken, die schmeden sei süß.

Poiheia! Mei Maadele, schlof bal ei! Ich ruff aah's Haahnel au's Hühnel rei. Mei Hühnel legt Gadele, weiß un schie; mei Haahnel tut krähe: kikriki!

Poiheia! Mei Maadele, schlof vollends ei! De liebn Engele kumme schu rei! Se setzen sich alle mit nei in dei Wieg, spieln noochert mit dir und harzen diech.

Poiheia! Mei Maadele schläft nu ei. Se söll aah e Maadel von Zuder sei! Nu schläft se! O schlof ner in Gottes Arm! Ich setz dir derweile dei Millich warm.

Christian Gottlob Wild



Denn irgendwo in der weiten Welt ein kleiner Mensch seinen Einzug hält, wenn Kinderaugen zum Licht erwachen, da sputen sich alle Sächlein und Sachen, die nur im Hause stehen und liegen sie wollen auch kleine Kinderchen kriegen!

Das steise Bett kriegt zuerst ein Kindchen; bann lacht das Spind auf ein Kinderspindchen, die alte Kanne bekommt ein Kännchen, die Badewanne ein Badewännchen, der Stuhl ein Stühlchen mit dünnen Beinchen, sogar der Estisch bekommt ein Kleinchen.

Im Flug entsteht so — es ist zum Lachen! — Eine ganze Wirtschaft von kleinen Sachen. Wer nennt sie, wer zählt sie, die Töpschen, die Söckhen? Die Schühchen, die Hemdchen, die Täßchen, die Röckhen? Wie sind sie doch alle niedlich und fein.

So ist's, so war's, so wird's immer sein, wo ein kleiner Mensch seinen Einzug hält. — Es ist doch ein lustige Welt!

Frida Schanz



frohe Erwartung

Gestern in der Dämmerung vernahm ich hinter den winterlichen Nebelhüllen ein Licht und ein Klingen. Es war wie ein blinzelnder Stern, ein verirrter Klang...

Denn nun beginnt ja die große, beilige Dichtung die wir "Beihnachten"

nennen.

So schöne Dichtungen gibt es nur noch wenige. Gine heißt: "Entschwuns bene Kindheit"; eine andere: "Der nächste Frühling". Weiß jemand noch eine?

Es ist ganz unbestimmt, wie lang die schöne Dichtung ist, die "Weihnachten" heißt. Es ist schon eine hübsche Zeit her, daß ich in erster Frühe aus dem Schlase geweckt wurde durch ein eifriges und andauerndes Geplapper. Das Geplapper kam aus der Schlasstube der Kinder. Es war noch ganz dunkel. Ich horchte.

"Gedsunbfedzigmal!"

"Nein, siebenundsechzigmal! Sieh mal, heut ist der achtzehnte, nicht? Bleis ben also noch dreizehn Tage."

"3mölf!"

"Ach Junge! Oftober hat doch einundbreißig!"

"Na ja: dreizehn."

"Und November hat dreißig, macht dreiundvierzig, und dann noch vierundzwanzig vom Dezember, macht siebenundsechzig. Noch siebenundsechzigmal schlafen, dann ist Weihnachten."

"5m..."

So früh schon vernehmen die Kinder aus dem Winterdunkel das ferne Schimmern und Singen...

Und bann ziehen fie jeden Morgen eins ab: jett noch fechsundsechzigmal

schlafen... jetzt noch fünfundsechzigmal...

Sanz so früh fängt für mich das Weihnachtslied nicht an. Aber doch schon früh. Der erste hergewehte Hauch eines nahenden Gesanges ist so schön in

feiner geheimen Ahnungsfülle!

So lange ihr lebt, Kinder, soll es in eurer Seele blühen, und aus jedem verwelkten Glauben soll euch ein neuer keimen! Das ist mein Segen. Nur wenn man euch zwingen will zum Glauben, durch Kerkerstrasen oder Höllenpein, dann sollt ihr lachen, lachen aus voller Brust und beide Fäuste schütteln, zum Zeichen, daß ihr nötigenfalls bereit seid, sie zu brauchen! Auch ihr Mädels! Daß ihr mir nicht seige duckt, wenn euch einer sagt: "Ihr müßt an den Weihnachtsmann glauben, sonst leuchtet euch kein Tannenbaum!"

Und nun die Seimlichkeit, wenn man nach Sause kommt. Welch ein Glanz umflimmert solch ein graupapierenes Paket! Fragende Bunfche, zweifelnde Hoffnungen umflattern es wie Falter mit farbenwechselnden Flügeln! Und wie muß man sich zusammennehnen, um die Kinder zu überzeugen, daß man keine Ahnung habe, womit sie einen überraschen wollen.

Und näher rückt die Zeit — "jetzt noch zehnmal schlafen"... "jetzt noch neunmal"... Da kommen sie überall her auf weichen, weißen Schwingen, die schönen Weihnachtslieder. Sind sie wirklich alle so schön, oder ist es nur, weil

bei jedem Ion eine ganze vergangene Weihnacht heraufsteigt?

Die Kinder Germaniens lieben aus innerster Seele das Licht, das durch schweigende Nebel dringt: das Silber der Wintermorgensonne, der Elsen nächtlich wogende Schleier, durch die das stille Auge des Mondes blickt. Wenn die Aste krachen unter der Last des Sises und Schnee seine Schwelle längst schon begrub, dann steht der Deutsche am dunklen Fenster und spricht mit dem letzten roten Schimmer der sinkenden Wintersonne.

Denn das erquidt ihn am innigsten, wenn aus dem verschneiten Winters dunkel ein Schimmer dringt, wenn aus totenstillen Winternebeln langsam die

Sonne des tommenden Frühlings blüht.

Und wenn nun hinter ihm im Dunkel der geschmückt schon harrende Baum mit leisem Geräusch seine Zweige dehnt — und wenn die Kinder vor der Tür stehen und die schwellenden Wünsche in ihren Herzen ausbrechen zu heißblühens dem Verlangen — dann ist das Wintersonnenmärchen auf seinem Sipsel, dann wirkt sie ihren höchsten Zauber, die heilige Dichtung, die wir "Weihnacht" nennen.

Otto Ernft

Sonne, Sonne, scheine, sahre über Rheine, sahre übers Glodenhaus, guden drei schöne Toden heraus, eine, die spinnt Seide, die andere widelt Weide, die dritte geht ans Brünnchen, sindet dort ein goldiges Kindchen.

Weihenacht



- 2. Heilge Nacht, aus beinem Schofe Wunder neuen Lebens bricht: Unterm Schnee erblüht die Rose, aus der Nacht das Weltenlicht.
- 3. Daß die Welt erfteh in Bluten und die Erde neu erwacht, muffen wir das feuer huten in der tiefften, ftillften Nacht.
- 4. Tannenbaum, im Lichterglanze, aller Kinder ftilles Glück, bringft in beis nem grünen Kranze uns den Frühling bald zurück.
- 5. Allen Müttern woll'n wir zünden Lichten an in diefer Zeit, und die Sterne follen kunden unfres Volkes Ewigkeit.

Mun ift Weihnachten gang nah!

Es waren zwei Tage vor dem Weihnachtsabend, und die Mutter hatte unsgeheuer viel zu tun.

Das ganze haus roch nach guten Dingen, man hatte Würste und Rouladen gemacht, Fleischklöße und Eingemachtes, und jetzt sollte gebacen werden.

Die Mutter war rot und heiß und huschte eilig umher und sah aus wie ein junges Mädchen, sagte ber Vater.

Die kleinen Mädchen durften ihr helfen, sie konnten Pfesser stoßen und Ingwer, und Mandeln schälen und wiegen. Und die Buben durften Kleinholz machen und hereintragen, sie konnten dafür sorgen, daß das Wassersaß nie leer wurde, sie konnten den Stall rein machen und die Hühner mit Futter und Wasser versorgen — besonders geschickt aber waren sie im Kosten — die Buben wie die Mädchen...

Alle Kinder wußten, daß sie zu Weihnachten neue Kleider bekamen. Die kriegten sie jedes Jahr, es war ihr Weihnachtsgeschenk. Manchmal kam es vor, daß auch die Puppen neue Kleider erhielten und daß ihnen ein neues Bein oder ein Arm eingesetzt wurde, im übrigen aber fiel es natürlich keinem der Kinder ein, mehr zu erwarten.

Nun konnte jedoch die Mutter das Paket nicht vergessen, das sie in Olas Bett entdeckt hatte. Sie hatte mit dem Vater darüber gesprochen und wollte durchaus, daß man auch für Ola ein Paket herrichte, und das fand der Vater ganz begreislich. Aber dann durfte man auch Einar und die kleinen Mädchen nicht übergehen. Um so weniger, als die Mutter merkte, daß auch Einar ein Paket zu versteden hatte.

Ja, benn Einar war eines Tages beim Landhändler gewesen und hatte ihm und dem Labengehilfen ordentlich Beine gemacht.

"Zeigt mir einmal eure Knider! Habt ihr keine, die größer und teurer sind?" fragte er. "Denn es soll ein Weihnachtsgeschenk für den Vater werden!"

Dann kaufte er für die Mutter, ohne mit der Wimper zu zuden, das schönste Taschentuch im ganzen Laden und bekam eine leere Seisenschachtel mit wunderschönem Geruch dazu, um es hineinzulegen; und er kaufte ein Sächen mit Glasperlen für die Schwestern — "die Mädchen müssen doch in den Feiertagen etwas zu nesteln und zu basteln haben", erklärte er.

Als alles gekaust war, bezahlte er in bar, erhielt auf seinen Wunsch geschnittenen Tabak drein, soviel, wie man mit zwei Fingern fassen kann, und schlug die Tür ganz männlich hinter sich zu, als er ging.

Und drinnen in der Kammer wurde gerade jetzt hitziges, aber leises Gespräch zwischen Ola und Einar geführt.

Ola lag beinahe am Grunde seines Bettes und hielt eine lette Musterung seiner Einkäuse ab, als Einar mit seinen Schähen hereingestürmt kam und sie auf dem Bett ausbreitete. Ola hatte nichts für die Schwestern, er sah sich in diesem Punkt von Einar überslügelt, und das machte ihn dem Bruder gegenüber ein wenig barsch. "Weißt du nicht, daß der Vater ohnehin schon Knicker und Taschenmesser und allerlei andere Messer hat?" sagte er.

"So", antwortete Einar hochmütig, "hat er Messer? Ja, es ist wahr, gerade fiel es mir ganz von selber ein. Dann mache ich es einsach umgekehrt und

schenke der Mutter ben Knider und bem Bater bas Taschentuch."

"Der Mutter den Anider, ha, ha, ha!"

"Ja, glaubst du vielleicht, daß eine Frau keine Verwendung für ein ordents liches Messer hat?"

"Doch - willft bu die Perlen vertaufen?" fragte Dla.

Trobbem, Einar konnte einem Geschäft nur schwer widerstehen, und fie begannen zu handeln.

"Was willst du geben?"

Dla wühlte am Grund feines Bettes. "Den Gummiball bier?"

"Der hat ein Loch."

"Und diefes Sangefcloß?"

"haft bu ben Schlüffel bagu?"

"Die Tonpfeife, jum Teufel!"

Einar war Feuer und Flamme, das paßte für ihn, genau das brauchte er gerade jetzt am notwendigsten — er hatte doch Tabak.

Dla suchte die Pfeife hervor, brehte und wendete fie nach allen Geiten und

redete lange hin und her, er machte fie nicht geringer als fie mar.

Es endete damit, daß Ola die Hälfte der Perlen für die Tonpfeise eintauschte, benn Ola mußte trotz allem einräumen, daß sie nicht mehr das ist, war sie einstmals gewesen war. Auf diese Weise hatte Ola ebenfalls ein Geschenk für die Schwestern, und was Einar betrifft, so war nun einem langempfundenen Mangel abgeholfen.

Während nun die kleinen Mädchen mit aufgestülpten Armeln dastanden und der Mutter mit geschickten Händen halsen, sing Ingrid plötzlich leise zu schluchzen an. Martha schaute Ingrid an, und dann begann auch sie zu schluchzen. She die Mutter sich's versah, standen ihre beiden Backfrauen da und weinten helle Tränen. Sie gaben sich alle Mühe, es nicht zu tun, wollten so gerne lieb und gut sein und nicht mitten in der Weihnachtsbäckerei weinen, und darum trockneten sie und rieben sie sich mit den mehligen Händen die Augen, daß die runden Wangen von Wehl und Tränen klebten.

Ja, sie hatten gemerkt, daß die Buben den Eltern Geschenke zu Weihnachten geben würden. Aber sie, die kleinen Mädchen, hatten nichts zum Schenken! Sie waren ganz untröstlich. Endlich kam der Mutter ein Gedanke: Wie wäre es, wenn jedes von ihnen eine schöne Zeichnung machte? Sie seien doch so geschickt im Zeichnen! Das gäbe herrliche Weihnachtsgeschenke, über die sie und der Vater sich so freuen würden . . .

Sofort lachten die Mädchen wieder übers ganze Gesicht, manchmal kam zwar noch ein Schluchzen, und die Tränen flossen noch eine Zeitlang, aber der Ausweg war gefunden!

So mußte die Mutter eben versuchen, ihre Sirupschnitten allein zu machen. Die Mädchen wuschen sich schnell, jede erhielt ein Stück Schreibpapier, Bleisstift und Wischleder hatten sie selber, denn jetzt im Winter saßen sie oft an den Abenden da und zeichneten.

Mutter hörte, wie sie sich drinnen in der Stube unterhielten und berieten. Da rief Ingrid zu ihr hinaus: "Du barfst wohl nicht wissen, was wir zeichnen?"

"Nein", meinte die Mutter. "Das muß eine Uberraschung werden -."

Daraufhin flüsterten sie eifrig miteinander, und die Mutter merkte, daß sie alle beide schwer arbeiteten.

Nach einer Weile kam jedoch Klein-Martha in die Küche heraus: "Möchtest du nicht so gut sein und mir einen Engelsslügel zeichnen? Denn ich weiß gar nicht mehr, wie ein Engelsslügel aussieht, und Ingrid auch nicht..."

Unterdeffen waren ber Bater und die Buben ichon tief im Wald brinnen.



So ging es nämlich jedes Jahr, sie wanderten immer weit umher und suchten lange, die sie endlich einen Baum fanden, der dem Bater recht war. Er hatte die kleinen, zarten Fichten so gern, wie junge Damen standen sie in weißen, rauschenden Röcken da, jeden Sommer schößling als Sipsel hinaus, sie wollten so gern leben, und der Bater brachte es nicht übers Herz, sie umzuhauen.

Immer weiter und weiter entfernten sie sich vom Hos, ber Schnee lag neu und unberührt, ohne Weg und Steg, eine Hasenspur lief wie eine Reihe von Hegenstichen darüber hin, und Eichhörnchen und Mäuse hatten feine, kleine Muster rings um Büsche und Bäume gestickt.

Ein Sichhörnchen bekamen sie auch zu sehen, es stedte jetzt in einem diden, grauen Winterpelz, war aber der gleiche, muntere kleine Kerl, den sie vom Sommer her so aut kannten.

Sie kamen an einen großen Felsblod, und hier fand der Vater endlich eine kleine Fichte, die sie schlagen durften. Sie stand ohnehin an einem Platze, wo

fie bald zu machsen aufhören murbe, weil fie zu wenig Erbe hatte.

So wurde sie gefällt und wie ein seltsamer und kostbarer Segenstand zum Hof getragen, wo alle Daheimgebliebenen sie mit Freudengeschrei empfingen. Man trug sie sosort in die Stube hinein, damit sie auftauen konnte, denn es hing noch ein wenig Eis und Schnee daran. Und trotzem sie eigentlich nur ein ganz kleiner Busch war, spürte man bald ihren Dust im ganzen Haus, und Klein-Martha sagte, sie merke nun, daß bald Weihnachten sei, denn so habe es auch im vorigen Jahr vor Weihnachten gerochen.

Welcher Tag im Jahr ist so lang wie der Tag vor Weihnachten? Ein Tag, der so ganz für sich allein dasteht, hinausgeworfen aus jeder Regel und Ordsnung. Nicht einmal eine richtige Mahlzeit gibt es, nur ein Butterbrot auf der Küchenbank, wenn man allzu hungrig ist. Zahllose Dinge mußten noch geschehen, ehe es Weihnachten werden konnte — und doch war das Paradies

des Weihnachtsabends fo nahe, fo nahe!

Für die Buben war es ja noch auszuhalten, es gab so viel für sie zu tun: sie halsen dem Vater eine Garbe für die Spahen ausstellen, sowohl auf der Scheunenbrücke als auch vor der Haustüre, sie bestrichen breite Späne, die sie bei den Fenstern angenagelt hatten, mit Talg für die Meisen, und es dauerte wahrhaftig nicht lange, so schwirrten die Spahen lustig um die Garben, und die Meisen sichen und drehten sich um den Talg. Dann trugen die Vuben ganze Stapel von Holz herein, damit man wenigstens bis über den dritten Feiertag hinaus seinen Frieden hatte: und schließlich war ihnen auf ihre inständigen Vitten erlaubt worden, dem Virsenlars zu Weihnachten ein wenig Fleisch zu bringen. Auszerdem durften sie ihn zu einer kleinen Geburtstagsseier am dritten Weihnachtstag einladen.

Dh, ja, ben Buben verging die Zeit gang rafch.

Die Mädchen aber waren eigentlich fertig mit ihren Weihnachtsvorbereitungen, sie gingen nur umher und warteten darauf, daß es endlich einmal Abend würde.

"Geht doch einen Sprung zu Anna hinüber", meinte die Mutter, "während Bater und ich den Baum puten."

Ja, das taten sie, und Bater und Mutter waren allein im Haus, solange sie den Baum schmüdten.

Nad einer Weile aber hörten sie, wie die Türe in der Rüche draußen gang

vorsichtig aufgemacht wurde, und dann raschelte es draußen ganz leise, und dann wurde es still.

Mutter gudte hinaus. Da war es Martha, die ganz allein und armselig auf einem kleinen Schemel saß.

"Aber Rind", fagte die Mutter, "bift bu ichon wieder ba?"

"Ja", antwortete Martha verlegen, "ich mochte nicht mehr brüben bleiben, benn ich habe Kälberbeine —."

"Wer fagt benn bas", fragte bie Mutter.

"Ad, der Better, Jakob fagte es auch."

"Go -. Und Ingrid, wo ift benn fie?"

"Sie holt im Schuppen einen Holzknüppel, um den Better damit zu verhauen."

Da rannte die Mutter hinaus. Und sie kam gerade noch recht, um Anna als einsamen Punkt am Rogelberg zu sehen, während Jakob und Henry in wilder Flucht heimliesen und Ingrid ihnen mit einem dicken Knüppel auf den Fersen folgte. Die stramme, kleine Gestalt strotzte förmlich vor Wut, sie lief merkwürdig rasch, und man konnte sehen, daß es ihr ganz ernst war mit dem Knüppel.

Die Mutter rief etwas, die Buben retteten sich in irgendeinen Berschlag, und Ingrid kam stolz mit dem Knüppel heimgewandert, den sie wieder an seinen Platz stellte. Dann kam die kriegerische Dame herein und wandte sich sofort an die Schwester: "Ich glaube, sie werden sich von nun an besser in acht nehmen, ich hab's ihnen jetzt gehörig gezeigt!"

Als Mittag vorüber war, kehrten die Buben mit allerhand Danksagungen vom Birkenlars heim.

Dann wurden Kühe und Ziegen und Hühner, des Kalbes nicht zu vergessen, mit der schönsten Weihnachtskost bewirtet: seines Heu, Mehltrank und Kartoffeln, und alles, was gut war, keines durste übersehen werden, jeder sollte seinen Teil an der Weihnachtsfreude haben.

Und dann kam das letzte und für einzelne das Schlimmste — die Weihnachtswäsche!

Ein großer Scheffel wurde in die Rüche hereingeholt, der von heißem Wasser dampste, sämtliche neuen Kleider hingen sein und wunderschön über den Stuhlzrücken, saubere Unterwäsche war für jeden bereitgelegt, und dann ging es los mit Seise und Bürste.

Um die Wahrheit zu sagen, am schlimmsten kam Einar weg. Obwohl es keine Ewigkeit her war, seit er sich in der gleichen unbehaglichen Lage mit Wasserscheffel und Seise und Schrubber und allem, was schrecklich war, bestunden hatte, waren Knie und andere Stellen an seinem Körper schon wieder so schmutzig, daß ihn die Mutter eigentlich erst einen Tag lang hätte einweichen müssen. Einar war für gewöhnlich kein Wasserhasser. Im Gegenteil, er inter-

essierte sich für alles, was Teich und Bach und Fluß hieß, und er war nicht selten so naß, wie ein Bub nur überhaupt werden kann — je nach Jahreszeit und Gelegenheit. Das hier aber war etwas anderes.

"Du reißt mir ja die Haut herunter!" jammerte er. "Ja, ja, ich kann gern

ftillstehen, mahrend bu mich umbringst, wenn bu bas willft!"

Ola und die Mädchen lachten ihn aus, auch die Mutter mußte ein wenig lächeln. Nun aber wurde es zuviel.

"Ift das der Dant für den Rnider!" rief er weinend.

Nun, alles hat ein Ende, auch die Weihnachtswäsche, und niemand strahlte mehr als gerade Einar, als es überstanden war und alle so blank und rein waren, daß die Decke von ihnen leuchtete, wie die Mutter sagte, sie deutete auf den Lichtring über der Lampe.

Die Buben hatten neue graue Friesanzüge und die kleinen Mädchen rote Kleider aus Halbwolle bekommen, sie waren alle miteinander so fein, daß sie

fich taum zu rühren trauten.

Jetzt bedankten sie sich bei Vater und Mutter und gaben ihnen die Hand. "Tragt sie in Gesundheit auf!" sagte der Vater. "Und gebt nur acht, daß ihr beim Essen nicht gleich wieder Flecke auf die neuen Kleider macht!" sagte die Mutter...

"Jetzt läuten fie Weihnachten ein", fagte der Bater; er tam von draußen

und wischte ein paar Schneefloden von ber Jade.

Sie traten alle miteinander auf die Vortreppe hinaus, in dem stillen Abend konnten sie die Kirchengloden von weit her hören. Ola war es, als vereinigte sich dieser beinahe unhörbare Gesang in der Luft mit den schwebenden Schnees sloden, alles beides war das richtige Weihnachten, das sich langsam auf die Erde herabsenkte.

Marie Samfun

Rätfel

Im Häuslein mit fünf Stübchen, da wohnen braune Bübchen. Nicht Tür noch Tor führt ein und aus, wer sie besucht, verzehrt das Haus.

(Ialque)

Kinderreime

Hoppel — poppel, Appelreis, Scher dich fort, du Naseweis! Ich kann dich nicht brauchen, der Ofen, der muß rauchen, muß Ruchen machen, in drei Tagen ist Weihnachten.

Rite, rite, Rösseli! Pet obe stat es Schlösseli, bet obe stat es guldig Hus! Luget dri Jungfraue drus.

Die erste spinnt Side, die ander Goldwieden, die drit gat ins Sunnenhus und lat die guldig Sunne us.

Ruprecht komm' in unser Haus, leer' die vollen Taschen aus, stell den Schimmel auf den Mist, daß er Heu und Hafer frißt.

Kling, Glöckchen, klingelingeling!

(Harl Enslin)



- 2. Kling, Glöckchen, klingelingeling! kling, Glöckchen, kling! Mädchen, hört, und Büb: chen, macht mir auf das Stübchen! Bring' euch viele Gaben, follt euch dran erlaben. Kling, Glöckchen, ufw.
- 3. Kling, Glöckchen, klingelingeling! kling, Glöckchen, kling! Hell erglühn die Herzen! Öffnet mir die Herzen! Will drin wohnen fröhlich! Frommes Kind, wie felig! Kling, Glockchen, ufw.



Don dem Hirtenknaben, der König wurde

In einem Wintertage war es, da reifte ein König allein über Land. Er ritt lange durch einen verschneiten Wald, und es brach schon die Nacht herein, als er endlich auf das freie Feld kam, wo er in einem kleinen Gehöft Unterkunft sand.

Die Frau des Bauern sollte in dieser Nacht ein Kindlein gebären. Darum war ein Tisch gedeckt für die Schicksalsfrauen, die von weit her kommen, wenn ein Kind geboren wird. Auf dem Tische standen drei Teller mit Brei und drei Becher Milch, wie sie auch die Bergbauern am Perchtelabende herrichten sür die Frauen, die in den Weihnächten durch das Land ziehen. Die Frauen versleihen das Leben und die Gaben, die der gewinnen mag, der stark genug ist.

Der König schaute von seinem Lager aus auf den wundersamen Tisch und konnte keinen Schlaf sinden. Um Mitternacht hörte er ein Kindlein schreien. Da tat sich die Tür auf und drei hohe Frauen traten ein. Bon der ersten ging ein milder Glanz aus, denn auf dem Haupte trug sie einen Kranz aus Tannenzeisig, mit brennenden Kerzen besteckt. "Schwestern, laßt uns speisen", sagte sie, "wir sind weit gereist." Und sie kosteten von dem Brei und tranken die Milch. Dann hub die erste wieder an: "Was wollen wir dem Knaben geben, der heute hier geboren wurde?" "Ich bestimme ihm, daß sein Leben von Ansang an von Sesahren bedroht ist", sagte die andere. "Und ich gebe ihm Mut und Slück, diese Sesahren zu überwinden", antwortete die dritte. Da sprach die erste: "Ich bestimme ihm, daß er die Königstochter freit und König dieses Landes wird." Dann schritten sie zur Tür hinaus.

Der König saß auf seinem Lager und dachte nach, wie er das Geschick wenden könne. Denn es ging ihm wider den Sinn, daß dieser armen Leute Kind an seine Stelle treten solle. Er sah nur seine Würde und bedachte nicht, daß allein

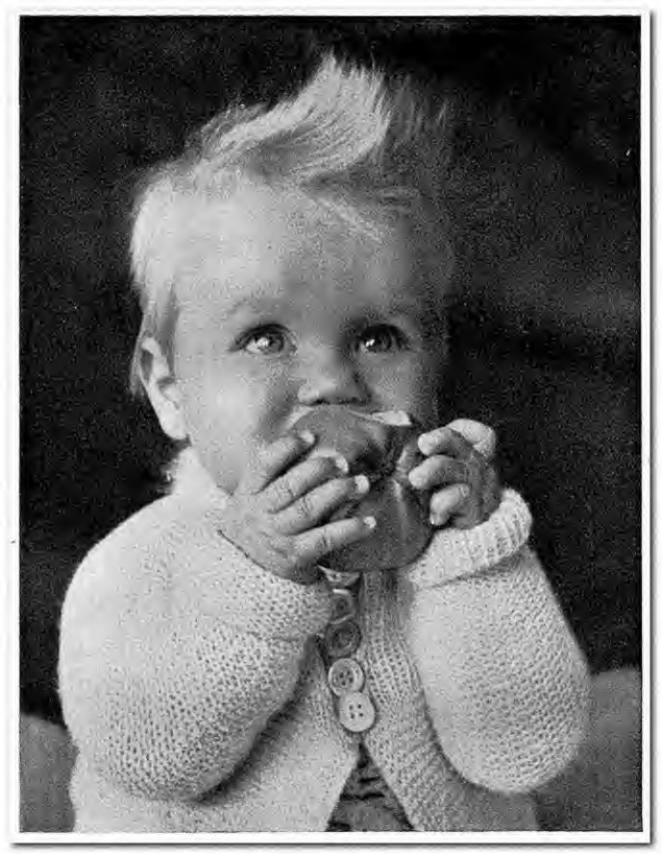
Taten das Anrecht auf ein Königsamt begründen.

Als am Morgen der Bauer zu ihm trat und erzählte, daß seine Frau das zehnte Kind geboren habe, erbot sich der König, den Knaben mit sich zu nehmen und wie sein eigen Kind zu halten. Die Bauersleute, die in arger Not waren, gaben endlich schweren Herzens ihr Söhnlein hin, wissend, daß ihm alles zum Guten ausschlagen würde, da es ein Glückstind war. Sie taten es in ein Körbchen und der König nahm es auf den Arm und ritt sort. Er war noch nicht lange geritten, als er zu einer Brücke kam, die über einen Fluß führte. Da warf er das Körbchen mit dem Knaben ins Wasser und trabte weiter, froh, den Widersacher so rasch los geworden zu sein. Das Körbchen aber, in dem der Knabe lag, ging nicht unter; es trieb den Fluß hinab und wurde bald ans Ufer geschwemmt.

Raum war das Körbchen an Land, als ringsum der Schnee schmolz, Busch=



Unser Weihnachtsbaum



werf und Blumen erblühten und die Vöglein sangen. Mitten im kalten Winter, umgeben von Schnee und Frost, war es aus einem kleinen Fleden Frühling geworden. Da kam ein alter Hirt des Weges und wunderte sich nicht wenig über die blühenden Sträucher und die singenden Vögel. Als er näher trat, sah er unter Blüten und Blumen ein Kindlein liegen. Er hob es auf und trug es heim in seine Hütte. Was sollte er aber in der winterlichen Einsamkeit mit dem Kindlein beginnen, und wie sollte er es nähren? Es siel ihm nichts anderes ein, als den Knaben an einem Schase trinken zu lassen. In kurzer Zeit hatte er sich an das Kind gewöhnt und als der Sommer kam, nahm er es mit auf die Weide, und so wuchs es bei den Hirten auf.

Balb erlangte der Knabe aller Vertrauen und Liebe, denn er war tapfer und klug. Als er zu einem stattlichen Jünglinge herangewachsen war, ritt eines Tages der König vorbei. Er sand Gesallen an dem jungen Hirten und so sprach er ihn an. Da ersuhr er, wie der Jüngling hierher gekommen war und er erschrak heftig. Denn nun erkannte er, daß der Knabe damals nicht ertrunken war und seine Herrschaft bedroht sei. Er sann nach, wie er sich den Widersacher vom Halse schaffen könne und sagte schließlich zu ihm: "Du kannst dein Slück machen. Wenn du in drei Tagen die Burg erreichst, in der meine Tochter

wohnt, fo will ich fie dir gur Frau geben."

Die Königstochter wohnte aber auf einem Berge, um den brannte ein Feuer, dem sich niemand zu nähern vermochte. Keinem von allen, die versucht hatten, den Berg zu ersteigen, war es gelungen. Sie waren alle umgekommen. Der junge Hirt machte sich sogleich auf den Weg, nur mit seinem Stade bewaffnet und wanderte drei Tage und Nächte ohne Rast. Am frühen Morgen erreichte er den Fuß des Berges. Als er surchtlos auf den Flammenwall zuschritt, da brannte das Feuer nieder, denn er war der auserwählte Freier. Die beiden Bären am Burgtore wichen vor ihm zurück und das Tor öffnete sich von selbst. Er trat in die hohe Halle, wo ihn die Königstochter als ihren Besreier willskommen hieß. Noch am gleichen Tage hielten die beiden Hochzeit. Weil er aber so lange als Hirt gelebt hatte, war er ein gerechter und gütiger König.

Rarl Haibing

Es steht im Ader, grün und wader, hat viele Häute, beißt alle Leute.

(Swiebel)

Die drei Männlein im Walde

Es war ein Mann, dem ftarb feine Frau, und eine Frau, der ftarb ihr Mann; und ber Mann hatte eine Tochter, und die Frau hatte auch eine Tochter. Die Madden waren miteinander befannt und gingen gusamen spagieren und tamen hernach zu der Frau ins Haus. Da sprach sie zu des Mannes Tochter: "Hör, fag beinem Bater, ich wollt' ihn heiraten, bann follst bu jeden Morgen bich in Mild mafchen und Wein trinfen, meine Tochter aber foll fich in Waffer waschen und Wasser trinken." Das Mädchen ging nach haus und erzählte feinem Bater, mas die Frau gefagt hatte. Der Mann fprach: "Was foll ich tun? das Beiraten ift eine Freude und ift auch eine Qual." Endlich, weil er feinen Entichluß faffen tonnte, jog er feinen Stiefel aus und fagte: "Rimm biefen Stiefel, der hat in der Sohle ein Loch, geh damit auf den Boden. Sang ihn an den großen Nagel und gieß dann Waffer hinein. Halt er das Waffer, fo will ich wieder eine Frau nehmen, läuft's aber durch, fo will ich nicht." Das Mädchen tat, wie ihm geheißen war: aber das Wasser zog das Loch zu= fammen, und der Stiefel ward voll bis obenhin. Es verfündigte seinem Bater, wie's ausgefallen war. Da ftieg er felbst hinauf, und als er fah, daß es feine Richtigkeit hatte, ging er zu der Witme und freite fie, und die Hochzeit ward gehalten.

Am andern Morgen, als die beiden Mädchen sich ausmachten, da stand vor des Mannes Tochter Milch zum Waschen und Wein zum Trinken, vor der Frau Tochter aber stand Wasser zum Waschen und Wasser zum Trinken. Um zweiten Morgen stand Wasser zum Waschen und Wasser zum Trinken so gut vor des Mannes Tochter als vor der Frau Tochter. Und am dritten Morgen stand Wasser zum Waschen und Wasser zum Trinken vor des Mannes Tochter, und Milch zum Waschen und Wein zum Trinken vor der Frau Tochter, und dabei blied's. Die Frau ward ihrer Stieftochter spinneseind und wußte nicht, wie sie es ihr von einem Tag zum andern schlimmer machen sollte. Auch war sie neidisch, weil ihre Stieftochter schlimmer machen sollte. Auch war sie neidisch, weil ihre Stieftochter schlimmer machen sollte. Tochter

aber häßlich und wiberlich.

Einmal im Winter, als es steinhart gefroren hatte und Berg und Tal vollsgeschneit lag, machte die Frau ein Kleid von Papier, rief das Mädchen und sprach: "Da zieh das Kleid an, geh hinaus in den Wald und hol mir ein Kördschen voll Erdbeeren; ich habe Verlangen danach." "Du lieber Gott", sagte das Mädchen, "im Winter wachsen ja keine Erdbeeren, die Erde ist gefroren, und der Schnee hat auch alles zugedeckt. Und warum soll ich in dem Papierkleid gehen? Es ist draußen so kalt, daß einem der Atem friert: da weht ja der Wind hindurch, und die Dornen reißen mir's vom Leib." "Willst du mir noch widers sprechen?" sagte die Stiesmutter, "mach, daß du sortsommst, und laß dich

nicht eher wieder sehen, als bis du das Körbchen voll Erdbeeren hast." Dann gab sie ihm noch ein Stückhen hartes Brot und sprach: "Davon kannst du den Tag über essen", und dachte: "Draußen wird's erfrieren und verhungern und mir nimmermehr wieder vor die Augen kommen."

Nun war das Mädchen gehorsam, tat das Papierfleid an und ging mit dem Körbchen hinaus. Da war nichts als Schnee die Weite und Breite, und war fein grünes Sälmchen zu merten. Als es in den Wald fam, fah es ein fleines Sauschen, baraus gudten brei fleine Saulemannerchen. Es wünschte ihnen die Tageszeit und flopfte bescheidentlich an die Tur. Gie riefen "berein", und es trat in die Stube und fette fich auf die Bant am Ofen, da wollte es fich warmen und fein Frühftud effen. Die Saulemannerden fprachen: "Gib uns auch etwas bavon." "Gerne", fprach es, teilte fein Studden Brot entzwei und gab ihnen die Salfte. Sie fragten: "Was willft du jur Winterzeit in beinem bunnen Rleidchen hier im Wald?" "Ad,", antwortete es, "ich foll ein Rörbchen voll Erdbeeren suchen und barf nicht eher nach Sause tommen, als bis ich es mitbringe." Als es sein Brot gegessen hatte, gaben sie ihm einen Befen und fprachen: "Rehre damit an ber Sinterture ben Schnee meg." Wie es aber braugen mar, fprachen bie brei Mannerchen untereinander: "Was sollen wir ihm schenken, weil es so artig und gut ift und fein Brot mit uns geteilt hat?" Da sagte ber erfte: "Ich schent ihm, bag es jeben Tag schöner wird." Der zweite fprach: "Ich ichenf ihm, daß Goldstücke ihm aus dem Mund fallen, fooft es ein Wort fpricht." Der britte fprach: "Ich fchent ihm, daß ein König tommt und es zu feiner Gemahlin nimmt."

Das Mädden aber tat, wie die Haulemännerden gesagt hatten, kehrte mit dem Besen den Schnee hinter dem kleinen Hause weg, und was glaubt ihr wohl, daß es gesunden hat? sauter reise Erdbeeren, die ganz dunkelrot aus dem Schnee hervorkamen. Da rafste es in seiner Freude sein Körden voll, dankte den kleinen Männern, gab jedem die Hand und lief nach Haus und wollte der Stiesmutter das Verlangte bringen. Wie es eintrat und "Guten Abend" sagte, siel ihm gleich ein Goldstück aus dem Mund. Daraus erzählte es, was ihm im Walde begegnet war, aber bei jedem Worte, das es sprach, sielen ihm die Goldstück aus dem Mund, so daß bald die ganze Stude damit bedeckt ward. "Nun sehe einer den Übermut", rief die Stiesschwester, "das Geld so hinzuwersen", aber heimlich war sie neidisch darüber und wollte auch hinaus in den Wald und Erdbeeren suchen. Die Mutter: "Nein, mein liebes Töchterchen, es ist zu kalt, du könntest mir erfrieren." Weil sie ihr aber keine Ruhe ließ, gab sie endlich nach, nähte ihm einen prächtigen Pelzrock, den es anziehen mußte, und gab ihm Butterbrot und Kuchen mit aus den Weg.

Das Mädchen ging in den Wald und gerade auf das kleine Häuschen zu. Die drei kleinen Haulemännerchen gudten wieder, aber es grüßte sie nicht, und ohne sich nach ihnen umzusehen und ohne sie zu grüßen, stolperte es in die Stube hinein fette fich an den Ofen und fing an fein Butterbrot und feinen Ruchen zu effen. "Gib uns etwas davon", riefen die Rleinen, aber es antwortete: "Es schidt mir felber nicht, wie kann ich andern noch bavon abgeben?" Als es nun fertig war mit bem Effen, fprachen fie: "Da haft bu einen Befen, tehr uns draugen vor der Hintertur rein." "Ei, tehrt euch felber", antwortete es, "ich bin eure Magd nicht." Wie es fah, daß fie ihm nichts ichenten wollten, ging es gur Tur hinaus. Da fprachen bie fleinen Manner untereinander: "Was follen wir ihm ichenken, weil es fo unartig ift und ein bofes, neidisches Berg hat, bas niemand etwas gonnt?" Der erfte fprach: "Ich fchenk ihm, daß es jeden Tag häßlicher wird." Der zweite fprach: "Ich schent ihm, daß ihm bei jedem Wort, das es fpricht, eine Kröte aus dem Munde fpringt." Der dritte sprach: "Ich schenk ihm, daß es eines unglüdlichen Todes stirbt." Das Mädchen fuchte braugen nach Erdbeeren, als es aber feine fand, ging es verbrießlich nach Haus. Und wie es ben Mund auftat und seiner Mutter erzählen wollte, was ihm im Walde begegnet war, ba fprang ihm bei jedem Wort eine Kröte aus dem Mund, fo daß alle einen Abscheu por ihm befamen.

Nun ärgerte sich die Stiesmutter noch viel mehr und dachte nur daraus, wie sie der Tochter des Mannes alles Herzeleid antun wollte, deren Schönheit doch alle Tage größer ward. Endlich nahm sie einen Ressel, setzte ihn zum Feuer und sott Garn darin. Als es gesotten war, hing sie es dem armen Mädchen auf die Schulter und gab ihm eine Art dazu, damit sollte es auf den gestrorenen Fluß gehen, ein Eisloch hauen und das Garn schlittern. Es war gehorsam, ging hin und hadte ein Loch in das Eis, und als es mitten im Haden war, sam ein prächtiger Wagen hergesahren, worin der König saß. Der Wagen hielt still und der König fragte: "Mein Kind, wer bist du und was machst du da?" "Ich bin ein armes Mädchen und schlittere Garn." Da fühlte der König Mitleiden, und als er sah, wie es gar so schon war, sprach er: "Willst du mit mir sahren?" "Uch ja, von Herzen gern," antwortete es, denn es war froh, daß es der Mutter und Schwester aus den Augen kommen sollte.

Also stieg es in den Wagen und suhr mit dem König sort, nud als sie auf sein Schloß gekommen waren, ward die Hochzeit mit großer Pracht geseiert, wie es die kleinen Männlein dem Mädchen geschenkt hatten. Über ein Jahr gebar die junge Königin einen Sohn, nud als die Stiesmutter von dem großen Glücke gehört hatte, so kam sie mit ihrer Tochter in das Schloß und tat, als wollte sie einen Besuch machen. Als aber der König einmal hinausgegangen und sonst niemand zugegen war, packte das böse Weib die Königin am Kops, und ihre Tochter packte sie an den Füßen, hoben sie aus dem Bett und warsen sie zum Fenster hinaus in den vorbeisließenden Strom. Darauf legte sich ihre häßliche Tochter ins Bett, und die Alte beckte sie zu dis über den Kops. Als

der König wieder zurückam und mit seiner Frau sprechen wollte, rief die Alte: "Still, still, jeht geht das nicht, sie liegt in starkem Schweiß, ihr müßt sie heute ruhen lassen." Der König dachte nichts Böses dabei und kam erst den andern Morgen wieder, und wie er mit seiner Frau sprach und sie ihm Antwort gab, sprang bei jedem Wort eine Kröte hervor, während sonst ein Goldstück herausgesallen war. Da fragte er, was das wäre, aber die Alte sprach, das hätte sie von dem starken Schweiß gekriegt und würde sich schon wieder verlieren.

In der Nacht aber sah der Rüchenjunge, wie eine Ente durch die Gosse gesichwommen kam, die sprach:

"König, was machst du? schläfft du oder wachst du?"

Und als er feine Antwort gab, fprach fie:

"Was machen meine Gafte?"

Da antwortete ber Rüchenjunge:

"Gie fclafen fefte!"

Fragte fie weiter:

"Was macht mein Rindelein?"

Antwortete er:

"Es foläft in der Wiege fein."

Da ging sie in der Königin Gestalt hinauf, gab ihm zu trinken, schüttelte ihm sein Betichen, deckte es zu und schwamm als Ente wieder durch die Gosse sort. So kam sie zwei Nächte, in der dritten sprach sie zu dem Küchenjungen: "Geh und sage dem König, daß er sein Schwert nimmt und auf der Schwelle dreimal über mir schwingt." Da lief der Küchenjunge und sagte es dem König, der kam mit seinem Schwert und schwang es dreimal über dem Geist: und beim drittenmal stand seine Gemahlin vor ihm, frisch, lebendig und gesund, wie sie vorher gewesen war.

Nun war der König in großer Freude, er hielt aber die Königin in einer Kammer verborgen bis auf den Sonntag, wo das Kind getauft werden sollte. Und als es getauft war, sprach er: "Was gehört einem Menschen, der den andern aus dem Bett trägt und ins Wasser wirst?" "Nichts Besseres", antswortete die Alte, "als daß man den Bösewicht in ein Faß steckt, das mit Nägeln ausgeschlagen ist, und den Berg hinab ins Wasser rollt." Da sagte der König: "Du hast dein Urteil gesprochen", ließ ein solches Faß holen und die Alte mit ihrer Tochter hineinstecken, dann ward der Boden zugehämmert und das Faß bergab gekullert, die ein ben Fluß rollte.

Brilder Grimm

Dat Kind

Dat is nu all lang her, wol twe dusend Jahr, do wöör dar en riek Mann, de hadd ene fcone frame Fru, un fe hadden fit beide fehr leef, hadden awerft teene Kinner, fe munichden fit amerft fher welte, un de Fru bed'd fo vel darum Dag und Nacht, man fe fregen feen un fregen feen. Bor erem Sufe wöör en Sof, dorop stunn en Machandelboom, unner bem ftunn be Fru eens im Winter und ichelld fit eenen Appel, un as fe fit ben Appel fo ichelld, fo fneed fie fit in'n Finger, un bat Blot feel in ben Gnee. "Ad,", fab be Fru, un fufst'b fo recht hoog up, un feeg bat Blot vor fit an, un wöör fo recht wehmöbig, "hadd it doch en Rind, fo rood as Blood un fo witt as Gnee." Un as fe dat fab, so wurr ehr so recht fröhlich to Mode: ehr wöör recht, as schull bat wat warben. Do gung fe to bem hufe, un't gung een Maand hen, de Snee vergung: un twe Maand, ba wöör dat gron: un bre Maand, do fomen de Blomer ut de Erd: un veer Maand, do drungen fit alle Bomer in dat Holt, un de gronen Twiege wören all in eenanner wuffen: boor fungen be Bogelfens, bat bat gange Solt ichallb, und be Blöiten felen von ben Bomern: do wöor be fofte Maand wech, un fe ftiinn ünner dem Machandelboom, de root fo fcon, do fprüng ehr dat Hart vor Freuden, un se füll up ere Knee un kunn sik nich laten: un as be soste Maand vorbi wöör, do wurren de Früchte did und stark, do wurr se gang ftill: un be fowde Maand, do greep fe na be Machandelbeeren un eet fe fo niedsch, do wurr de trurig un frant: do güng de achte Maand hen, un se reep eren Mann un weend un fab: "Wenn if ftarm, fo begraaf mi unner ben Machandelboom." Do wurr fe gang getroft, un freude fit, bet de neegte Maand porbi möör, do freeg fe en Rind fo witt as Gnee un fo rood as Blood, un as fe bat feeg, bo freude fe fit fo, bat fe fturw.

Nieberbeutsches Boltsmärchen



Wihnachenobend

Wihnachenobend, denn goht wi no boben, denn pingelt de Kloden,

denn danzt de Poppen, denn piept de Müs in Großvadder sien Hüs. — —

Wu mannig mol hett uns Vadder uns dütt lütt Riemels herbed, so eben vör Wihnachen, obends in de Schummeree, wenn he up de Bank sitten dä, un wi mit alle Mann di em rüm, — id as de lüttst di em up de Knee: "Oh, — Vadder, noch mol!"

"Wihnachenobend, benn goht wi no boben, —"

Wat funn uns Vadder dat jümmer scheun upseggen! Allns butenkopps. — "Fein!" dach ich jeedesmol.

Als id noher grötter wörd, un wörd al'n beeten kleuker, do dach id: Ach, — dat hört sid jo ganz scheun an, ober — Tühnkrom is't doch. Wi goht jo goarne no boben, — un doar boben wohnt jo ook keeneen, doar is jo blook uns Böhm. — Un Grooßvadder? Grooßvadder hett jo goarkeen Hüs und keen Müs. — Tühnkrom all! — Vadder schull sid man mol wat anners utdinken!

Ober denn wörd id noch grötter, un jümmer noch grötter, un güng no See, und güng rin in't Leben, — un freeg Heimweeh. Ne no Hus, — ne, no mien Kinnertied, no de Schummerstündn bi uns, so eben vör Wihnachen. Un id dach wedder an Vadder sien Riemels:

"Wihnachenobend, benn goht wi no boben, —"

Un denn up eenmol wüßt id't, wat dat heeten schull, — wüßt id't, wat dat to bedüten harr: — goht wi no boben. Wi ne, — uns Gedanken goht no boben. Un goht ook wedder öberstürer, wied öberstüer. Und denn hört un seeht wi allns wedder, wat wi al as Kind mol hört un seehn hebbt:

"benn pingelt de Kloden, benn banzt de Poppen, benn piept de Müs in Grooßvadder sien Hüs."

Jo, dat is't! Dat schall't heeten! Wihnachen sünd wi all mol wedder ganz, ganz lütt. Un wenn't ook man för'n Oogenblick is. Alltohoopen. Un ick gläuf, am meisten un am besten de, de't as Kind man ganz lütt un eensach hatt hebbt.

Wenn't an's man gries un büster is in'n Hus, den ganzen Harwst un Winder gries un düster, — denn brinnt un schient de lütt Dannboom to Wihnachen jo noch vel hiller, un, wenn he ook krumm un scheef is, un hett man een lütt Licht. — Wenn't an's in'n Hus bald goarnig geben deit, keen Spelkrom, kee'n Rooken, keen Tüg, — denn freit'n sid to Wihnachen jo noch teihnmol so dull — to jeeder Stüd Dings.

As id lütt wür, — wi würn mit veer Jungs in'n Hus' un een Deern, un wi freegen jeedes Joahr to Wihnachen 'n Fatt mit Nöt un Appeln un Brunkooken, — un denn noch jümmer een lütt Stück bobenup: 'n Griffelkasten oder 'n Mütz, oder 'n Poar Strümp, oder wat wi jüst so bruken kunnen. Un denn harrn wi lange Joahrn hindör ook noch een Stück, dat güng van een'n up'n annern. Dat wür 'n groot sein, hölten Peerd. Dat harr uns Jann mol to Wihnachen kregen, as Schimmel, sein in Wichs, mit'n richtigen Stiert ut Hoar, — stünd up son Brett mit Röd. — Dree Weken harr Jann em toreden, erst in'n Hus, denn vör de Dör, denn den Diek hindol. — Do wür't sowied: Ohrn af, — Röd af, — Stiert utreten. — Weg mit dat Dings! Up'n Schuerböhm mit den Schimmel!

Anner Joahr Wihnachen freeg uns Heiner son Peerd, meist son Dings as Jann hat haar, ober swatt, gneterswatt, ohne Ohrn, un de Stiert wür ut Tüg. — Jann öberhol em gliek mol, bekeek em van all de Sieten, ober seggen dä he nig. Käm he ook goarne mehr to, — Hein wür al vördull an't Nieden. Veer Westen Galopp, — do harr he em ook sowied: Snut upkleust, Been af, Stiert utreten. — Weg mit em! Up'n Schuerböhm mit den Swatten!

Unner Joahr Wihnachen freeg uns Jakob son Peerd, meist son as Hein hatt harr, ober brun, ganz brun, mit'n tohoopbundn Snut, mit'n anlascht Been, mit'n Stiert ut'n Stüd Ledder. — Jann un Hein keeken sid an, — sän ober nig. — Jakob wür ook al as wild an't Jogen, jümmer van een Ed in de anner:

> — "über Stod und über Steine, Aber brich bir nicht die Beine —!"

Dat dä he ook ne, de ool Voß. Ober he breuk den Hals, — fief Weken no Wihnachen. Jakob harr jo woll so gau mit em üm de Eck wullt, — Kopp af! — un de Voß will ohne Kopp den Diek hinhol, Hein will em noch fasthooln, — Stiert ut! — Na, denn wür't jo wedder Fierobend, weg mit den Voß! Up'n Schuerböhm rup!

Anner Joahr segt Jann to mi: "Id weet doch, wat du to Wihnachen kriegen deist!" — "Non, wat denn?" — "'n Peerd!" — "Neee, dat gläuf ich ne." — "Wetten?" — "Jo, wöllt wetten!" — "Nem üm?" — "Lim'n Appel!" — "Good! Hand her!" — — Mudder müß dörhaun. Mudder knipper mit de Oogen. — Un Jann verspel sien Wett. Ich kreeg Wihnachen keen Peerd, ich kreeg'n poar seine Fusthandschen ut Schopswull, harr Mudder sülben spunnen un knütt. — Und Jann müß mi sien'n besten Appel geben, un he wür six vergrillt, un schüll up den Wihnachtsmann, dat de ne mol'n ooln Peerdkopp wede der ansetten kunn.

Ober bat kunn de Wihnachtsmann doch, dat duer blooß 'n beeten länger.

— Dat anner Joahr Wihnachen kreeg id'n Schimmel, 'n sneewitten Schimmel,

— harr blooß 'n poar groote Nogels an'n Hals, un harr'n anstückt Been, un harr'n Stiert ut'n Stück Tau,

— Manissa Tauwark van Badder sien'n

Hispereeber. — Oh, wat hebb ick mi freit to den Schimmel! Gliek mit'n Tofoahrt rup, Zuckeldraff: Hü, hü, hopp! — Eulich mit de Haden ünnern Buk. — Un kiek noch so an mi dol, — un hebb de ganzen Knie vull Farw. Un stieg wedder af, — mien Büz is witt, un mien halbe Schimmel is brun. Un mien dree grooten Brüer, de lacht mi wat ut. Un Mudder schilk, un kickt sick dat Peerd an, un segt to Vadder: "Doar hett de Wihnachtsmann jo ook keen Eul genoog ankregen, un keen Sickatien!" — Un Vadder grient un segt: "De Wihnachtsmann, — de harr woll ne recht wat mehr, — un in'n Winder will de Krom ook ne so dreugen."

Ober acht Dog noher wür mien bunte Schimmel doch breug. Und bat Rieden

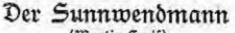
funn webber loosgohn.

Ich hebb'r noch 'n half Joahr up reden, — ne twei to friegen! Ober toletzt harr id em doch ook wedder sowied: Twee Been af, — un — dat Gnid ümsbreiht. — Blooß dem Stiert, — doar kunn id nig an moken, — den harr uns Badder doar so fast rinspleeßt, — doar kunnst 'n ganzen Buerhoff an upbummeln. — —

Rannst nu ook noch. De Schimmel steiht noch jümmer so bi uns up'n Schuerböhm, mit 'n Stiert ut Manilla, mit annerhalf Been, un ohne Kopp un Hals. — Un is dat beste Peerd, wat id mi dinken kann. So eben vor Wihenachen, benn sünd mien Gedanken jümmer wedder bi em, un:

Wihnachenobend, benn goht wi no boben, benn pingelt de Klocen, benn banzt be Poppen, benn piept be Müs in Groofvadder sien Hüs.

Rudolf Kinau





- 2. "Der Sunnwendmann, wie zieht er ein?" Auf leuchtendem Schimmel wie die Sonne am himmel, voll spiegelndem Schein, so zieht er ein!
- 3. "Der Sunnwendmann, was bringt er mit?" Bar köstliche Gaben für Mädchen und Knaben, die guter Sitt', das bringt er mit!
- 4. "Der Sunnwendmann, wie teilt er's aus?" Er legt fie verstohlen, wo leicht sie zu holen, ans fenster, vors Haus, so teilt er's aus!

Pänsel heiß ich, Nüsse beiß ich, geh so gern in den grünen Wald, wenn die Nuß vom Baume fallt; knack und krach den ganzen Tag.

(முழ்ந்திர்க்)

frau Hollen Teich

21uf dem Hessischen Gebirg Meißner weisen mancherlei Dinge schon mit ihren bloßen Namen das Altertum aus, wie die Teufelslöcher, der Schlechtsasen und sonderlich der Frau Hollenteich. Dieser, an der Sche einer Moorwiese gelegen, hat gegenwärtig nur 40 — 50 Fuß Durchmesser; die ganze Wiese ist mit einem halb untergegangenen Steindamm eingesaßt und nicht selten sind auf ihr Pferde versunken.

Bon diefer Holle erzählt bas Bolf vielerlei, gutes und bofes. Weiber, die zu ihr in ben Brunnen fteigen, macht fie gefund und fruchtbar; bie neugeborenen Kinder stammen aus ihrem Brunnen und fie trägt fie daraus hervor. Blumen, Obst, Ruchen bas sie unten im Teiche hat und was in ihrem unvergleichlichen Garten wächst, teilt sie benen aus, die ihr begegnen und zu gefallen wiffen. Sie ift fehr orbentlich und halt auf guten Saushalt; wann es bei den Menschen schneit, klopft fie ihre Betten aus, bavon die Floden in der Luft fliegen. Faule Spinnerinnen ftraft fie, indem fie ihnen ben Roden befudelt, bas Garn mirrt, ober ben Flachs anzundet; Jungfrauen hingegen, die fleißig abspinnen, ichenkt fie Spindeln und fpinnt felber für fie über Nacht, daß die Spulen des Morgens voll find. Faulenzerinnen gieht fie die Bettbeden ab und legt fie nadend auf's Steinpflafter; Fleifige, die icon frühmorgens Waffer gur Ruche tragen in reingescheuerten Eimern, finden Gilbergroschen barin. Gern gieht fie Rinder in ihren Teich, die guten macht fie zu Glüdskindern, die bofen zu Bechfelbalgen. Jährlich geht fie im Lande um und verleiht ben Adern Fruchtbarkeit, aber auch erschredt fie die Leute, wenn fie durch den Wald fahrt, an der Spige des wütenben Seeres. Bald zeigt fie fich als eine fcone weiße Frau, in ober auf ber Mitte des Teiches, bald ist sie unsichtbar und man hört blos aus der Tiese ein Glodengeläut und finfteres Raufden.

Brüber Grimm



frau Holla zieht umher

In der Weihnacht fängt Frau Holla an herumzuziehen, da legen die Mägde ihren Spinnroden auf's neue an, winden viel Werk oder Flachs darum und lassen ihn über Nacht stehen. Sieht das nun Frau Holla, so freut sie sich und sagt:

so manches Haar, so manches gute Jahr.

Diesen Umgang hält sie bis zum großen Neujahr, d. h. den Heiligen Drei Königstag, wo sie wieder umkehren muß nach ihrem Horselberg; trifft sie dann unterwegs Flachs auf den Roden, zürnt sie und spricht:

> so manches Haar, so manches böse Jahr.

Daher reißen Feierabends vorher alle Mägde sorgfältig von ihren Roden ab, was sie nicht abgesponnen haben, damit nichts dran bleibe und ihnen übel aussschlage. Noch besser ist's aber, wenn es ihnen gelingt, alles angelegte Werk vorher im Abspinnen herunter zu bringen.

Brüber Grimm

Der schüttelt die Betten, wenn's schneit, bestraft alle Faulheit und Liederlickeit, und wünscht den Fleißigen allerwegen im nächsten Jahre Glüd und Segen?

(Quan Done)

Knecht Ruprecht

Einmal, so im Mittwinter, als der wilde Jäger unterwegs war, verlor ein Tier aus seinem Gesolge die Eisen, sein Reiter mußte mit Pferd und Hund zurückleiben und verirrte sich, als er den wilden Zug einholen wollte.

Lange suchte er. Endlich stieß er auf die Hütte einer armen Witwe, die hauste mit ihren Kindern mitten im Wald. Und der Reiter, der ein alter graubärtiger Geselle war, warf die Tür auf, trat mit dem Hund ein, der auch gleich die Kindlein ansuhr, daß eines von ihnen niederstürzte, und verlangte zu essen und zu trinken.

Die arme Frau erschrak sehr. Sie fragte nicht nach dem Namen, noch nach dem Woher und Wohin, brachte hastig, was gerade auf dem Herd stand, und suchte den Gast zusriedenzustellen. Und der aß und trank, streckte die Beine von sich, lehnte sich todmüde gegen die Wand und versuchte auf der Bank einzuschlasen.

Aber es störte ihn etwas. Die Frau hatte ein Lichtlein auf den Tisch der Kinder gestellt, das flammte und knisterte, daß es dem Reitknecht in den Augen weh tat. Er versuchte die Lider zu schließen, aber das Licht schien hins durch, er war seiner wohl ungewohnt nach den grauen Tagen in Regen und Sturm.

Er sagte deshalb barsch zu der Frau: "Lösch das Licht aus, siehst du nicht, daß ich schlafen will?" Aber die Mutter schüttelte den Kopf, und obschon sie vor Furcht zitterte, widersprach sie und sagte: "Löschen darf ich es nicht, es winkt der himmlischen Frau Gode, näherzukommen, damit der Winter vor- über geht."

Gegen den Namen wagte der Knecht nichts zu sagen, er wußte, daß sein Herr Tag um Tag nach ihr ausschaute und sie suchte. Er brummte deshalb nur, wendete den Ropf und versuchte wieder zu schlafen.

Aber es gelang ihm noch nicht, die Kleinen saßen um den Tsich und sangen leise. Da verlangte er barsch, das Singen solle unterbleiben. "Siehst du nicht, daß ich müde bin?" Aber die Frau verbot den Kindern trotzem die kleinen Stimmen nicht, obschon sie nun doppelt Furcht hatte.

"Hörst du denn nicht", fragte sie, "daß es ein Lied zur Weihnacht ist? Ach, wie käme die himmlische Frau zu uns, wenn wir sie nicht mit dem Singen der Kinder riesen?"

Wieder wagte der Knecht nicht, hart zu antworten. Aber als die Frau jetzt hinging und die Tür ein wenig öffnete, obwohl kleine Floden herein tanzten und der Wind den Rauch vom Herd zu Wirbeln trieb, schrie der Knecht voll Jorn: "Was hast du jetzt vor? Du weißt doch, daß ich friere und schlafen will!"

Aber die Frau fagte fanft: "Die Himmlische muß boch die Kinder hören und bas Licht sehen, fie könnte sonst vorüberschreiten."

Als der Knecht nun so viel von der hörte, die sein Herr auf langen, langen Ritten vergeblich suchte, wunderte er sich doch insgeheim. Er blinzelte sogar nach der Türspalte, ob am Ende wirklich eine Fremde vorbeitäme, aber er sah nur das Gesicht der Mutter, das voll Hoffnung nach draußen schaute. Da wurde er bedrängt in seinem Herzen und wollte seine Rauheit an den Kindern gutsmachen. Und weil er das eine, das sein Hund umgeworfen hatte, noch bluten sah, stand er auf, trat hinzu und strich ihm über die Wunde. Da hörte das Rinnen auf, er vermochte es ja.

Die Kindlein aber, die, als er nahe kam, vor Furcht die Köpfe niederges beugt hatten, ohne doch im Singen aufzuhören, sahen, daß der rauhe Knecht es gut meinte, und faßten Vertrauen zu ihm. Und eins, das großen Hunger

hatte, fragte, ob es nicht etwas Brot haben dürfe.

Da brach er von dem Laib, den ihm die Frau hingestellt hatte, ja, er gab sich Mühe und besprach das Brot, daß es süß wie Ruchen schmedte. Und weil das Lied jetzt wirklich zu Ende war, trauten sich die Kinder näher zu dem wilden Knecht, und ein kleines Mädchen zeigte ihm ein Pferdchen, dem sehlte Kopf und Schwanz. "Oh, wenn es weiter nichts ist," lachte der Knecht und ging daran, beides wieder anzuslicken. Aber heimlich dachte er dabei an seinen Herrn, der auch in der Weihnachtsnacht die Kinder beschenkt, und er sah auf die Mutter, die ihm zuschaute und deren Augen so glänzten, wie solch Licht gewiß nur von Frau Godes Augen kommt. Da gesiel es ihm, eifriger zu helsen, und als ein Knabe einen Hund haben wollte, knetete er ihm gleich einen, der wahrhaftig laufen und bellen konnte.

Wie schrieen und hüpften die Kinder da und wollten gleich alle ein Spielzeug von ihm. Der Knecht mußte seine Finger schon fleißig gebrauchen, ein Geschenk nach dem anderen sprang daraus hervor: Puppen und Bälle zum Wersen sür die Mädchen und Wagen und Reitersleute für die Jungen, und ich weiß nicht, was alles. Und je mehr die Kinder lachten und die Frau ihm dankbar zusah, um so eilsertiger wurde der Mann. Als er einen Apfel fand, den das arme Weib verwahrt hatte, machte er gleich einen Tisch voller Apfel daraus, und als das kleinste Kind ihm zwei taube Nüsse zeigte, mit denen es spielte, da wußte er es so einzurichten, daß ein richtiger Sack voll davon in der Kammer stand. Denn wenn er auch nur ein Knecht des Wohljägers war, so wußte er doch mit allerhand auten Künsten Bescheid.

Wie der Mann so mitten im Werk ist, kommt draußen auf einmal eine furchtbare Sturmböe näher. Und gerade wie die Frau sich nun doch zu fürchten beginnt und die Tür schließen will, springt die krachend auf, und der Wohljäger tritt über die Schwelle und hinter ihm ein allmächtiges Gedränge von hohen Herren und holden und unholden Gesellen. Sie beginnen dröhnend zu lachen, als sie den alten Reiter mitten unter den Kindern sehen, das Spielzeug in der Hand.

"Wie fommft du hierher?" murrt ber Wohljager.

Der Knecht aber, der eben noch froh war, seinen Herrn wiederzusehen, merkte erschrocken, daß er sich verantworten sollte. "Ach", sagte er, "das ist schwer zu erklären. Seht Herr —" und es schien ihm wirklich, als sei er um deswillen geblieben — "seht, die Kindlein sangen die himmlische Frau herbei, wie mich dünkt, für uns alle. Man sollte solches Singen nicht gering achten und es belohnen."

"Wollt ihr nicht bleiben, Herr?" fragte die Frau, als der Wohljäger noch immer in der Tür stand, obschon vor seinem Blid die Hütte hell leuchtete.

"Nein", sagte der und schaute über alles hin und sann nach. "Nein", seufzte er, "ich hab' wenig Zeit. Aber ich lasse dir meinen Knecht, da können deine Kinder sich freuen." Und dann wandte er sich zu dem Reiter: "Geh auch zu den anderen Häusern, rate ich dir, und laß alle Kindlein singen. Vielleicht, daß die, welche wir suchen, sich doch rascher wendet, wenn sie es hört." —

Da freute sich der Knecht — Ruprecht hieß er — und ist dem auch gehors fam gesolgt. Und er geht noch heute jährlich durch alle Häuser, um die guten singenden Kindlein zu beschenken. Aber für die unartigen legt er die Rute

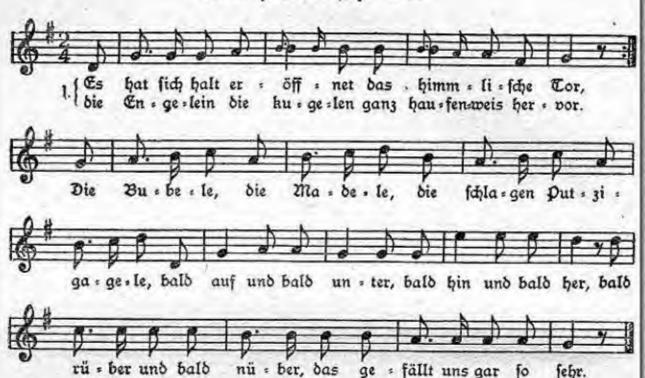
nieder, benn er ift ein alter Reiter und fadelt nicht lange.

Sans Friedrich Blund

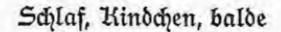
Deihnachtszeit kommt nun heran, Sterne leuchten hell. Ruprecht blas die Wolken an, daß der Schnee bald fallen kann, Winter ist zur Stell.

Karola Wille

Das himmlische Tor



2. Dann halten wir fein stille und fagen kein Wort, sonst laufen uns die Engelein gleich alle wieder fort. Die Bubele usw.





Rätfel

Es eilt und läuft, niemand sieht's laufen, Man kann's nicht halten, kann's nicht kaufen, Macht weder Schritt noch Sprünge, Lehrt viel verborgne Dinge.

(Die Bett)

Du jagst mich, und ich jage dich, Du kriegst mich nicht, ich krieg dich nicht: Unmöglich kann's geschehen, Daß wir, Bruder und Schwester, uns sehen.

(tipoie dan gal!)

Es fam ein Mann von Afen, Der hat ein weißes Laken, Wollte die ganze Welt bededen Und konnte nicht über die Elbe reden.

(Der Schnee)

Vor meines Vaters Kammer Hängt ein blanker Hammer, Wer damit zimmern kann, Der ist ein rechter Zimmermann.

(Gisauplen)

Es schnaubt und heult die Straß herauf Und hat doch keine Lunge, Es ledt den Schnee wie Butter auf Und hat doch keine Zunge.

(quianoz.)

Es flog ein Bogel federlos Auf einen Baum blattlos, Da fam die Frau mundlos Und aß den Bogel federlos Bon dem Baum blattlos.

(Schnee, Lanne, Conne)

frau Holle

Eine Witwe hatte zwei Töchter, davon war die eine schön und fleißig, die andere häßlich und faul. Sie hatte aber die häßliche und faule, weil sie ihre rechte Tochter war, viel lieber, und die andere mußte alle Arbeiten tun und der Aschenputtel im Hause sein. Das arme Mädchen mußte sich täglich auf die große Straße bei einem Brunnen setzen und mußte soviel spinnen, daß ihm das Blut aus den Fingern sprang. Nun trug es sich zu, daß die Spule einmal ganz blutig war, da bücke es sich damit in den Brunnen und wollte sich abwaschen; sie sprang ihm aber aus der Hand und siel hinad. Es weinte und lief zur Stiesmutter und erzählte ihr das Unglück. Sie schalt es aber so heftig und war so undarmherzig, daß sie sprach: "Hast Du die Spule hinuntersallen lassen, so hol sie auch wieder herauf!" Da ging das Mädchen zu dem Brunnen zurück und wußte nicht, was es ansangen sollte, und in seiner Herzensangst

fprang es in den Brunnen hinein, um die Spule gu holen.

Es verlor die Befinnung, und als es erwachte und wieder gu fich felber tam, war es auf einer ichonen Diefe, wo die Sonne ichien und viel taufend Blumen ftanden. Auf diefer Wiefe ging es fort und tam gu einem Badofen, ber war voller Brot; bas Brot aber rief: "Ach, zieh' mich raus, zieh' mich raus, sonst verbrenne ich, ich bin schon längst ausgebaden." Da trat es herzu und holte mit bem Brotschieber alles nacheinander heraus. Danach ging es weiter und tam zu einem Baum, ber hing voll Apfel. Er rief ihm gu: "Ach, fcuttel mid, fduttel mid, wir Apfel find alle miteinander reif." Da fduttelte es ben Baum, daß die Apfel fielen als regneten fie, und ichuttelte bis feiner mehr oben war; und als es alle in einem Haufen zusammengelegt hatte, ging es wieder weiter. Endlich fam es ju einem fleinen haus, baraus gudte eine alte Frau, weil sie aber so große Zähne hatte, ward ihm angst, und es wollte fortlaufen. Die alte Frau aber rief ihm nach: "Was fürchtest Du bich, liebes Rind? Bleib bei mir, wenn du alle Arbeiten im Sause ordentlich tun willft, fo foll dir's gut gehen. Du mußt nur achtgeben, daß du mein Bett gut machst, und es fleißig aufschütteln, daß die Febern fliegen, bann ichneit es in der Welt; ich bin die Frau Solle." Weil die Alte ihm fo gut gufprach, fo faßte fich bas

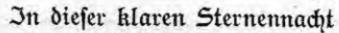
Madden ein Berg, willigte ein und begab fich in ihren Dienft. Es beforgte auch alles nach ihrer Zufriedenheit und schüttelte ihr das Bett immer gewaltig auf, daß die Febern wie Schneefloden umberflogen; bafür hatte es auch ein autes Leben bei ihr, tein boses Wort und alle Tage Gesottenes und Gebratenes. Nun war es eine Zeitlang bei der Frau Holle, da ward es traurig und wußte anfangs felbst nicht, was ihm fehlte, endlich merkte es, bag es heimweh war; ob es ihm hier gleich vieltausendmal besser ging als zu Haus, so hatte es doch Berlangen bahin. Endlich fagte es zu ihr: "Ich habe ben Jammer nach haus gefriegt, und wenn es mir auch noch so gut hier unten geht, so fann ich boch nicht langer bleiben, ich muß wieder hinauf zu ben Meinigen." Die Frau Solle fagte: "Es gefällt mir, bag Du wieder nach Saufe verlangft, und weil bu mir fo treu gedient haft, fo will ich bich felbst wieder hinauf bringen." Sie nahm es barauf bei ber hand und führte es por ein großes Tor. Das Tor ward aufgetan, und wie das Madden gerade barunter ftand, fiel ein gewaltiger Goldregen, und alles Gold blieb an ihm hangen, fo daß es über und über bavon bededt mar. "Das follft bu haben, weil bu fo fleißig gewesen bist", fprach die Frau Solle und gab ihm auch die Spule wieder, die ihm in den Brunnen gefallen war. Darauf ward das Tor verschloffen, und das Mädchen befand fich oben auf der Welt, nicht weit von feiner Mutter haus, und als es in den Sof tam, faß der Sahn auf dem Brunnen und rief: "Riferifi, unfere goldene Jungfrau ift wieder hier." Da ging es hinein zu seiner Mutter und weil es so mit Gold bededt ankam, ward es von ihr und der Schwester gut aufgenommen. Das Mädchen erzählte alles, was ihm begegnet war, und als bie Mutter borte, wie es zu bem großen Reichtum gefommen war, wollte fie der anderen, häßlichen und faulen Tochter gerne dasselbe Glud verschaffen. Sie mußte fich auch an den Brunnen feten und fpinnen; und bamit ihre Spule blutig ward, ftach fie fich in den Finger und ftief fich die Hand in die Dornhede.

Dann warf sie die Spule in den Brunnen und sprang selber hinein. Sie kam, wie die andere, auf die schöne Wiese und ging auf demselben Psade weiter. Als sie zu dem Bacosen gelangte, schrie das Brot wieder: "Ach, zieh' mich raus, zieh' mich raus, sonst verbrenne ich, ich din schon längst ausgebacken!" Die Faule aber antwortete: "Da hätt' ich Lust, mich schmutzig zu machen" und ging fort. Bald kam sie zu dem Apselbaum, der ries: "Ach, schüttel mich, schüttel mich, wir Apsel sind alle miteinander reis!" Sie antwortete aber: "Du kommst mir recht, es könnte mir einer auf den Kopfsallen" und ging damit weiter. Als sie vor der Frau Holle Haus kam, fürchtete sie sich nicht, weil sie von ihren großen Zähnen schon gehört hatte, und verdingte sich gleich zu ihr. Am ersten Tag tat sie sich Gewalt an, war sleißig und solgte der Frau Holle, wenn sie ihr etwas sagte, denn sie dachte an das viele Gold, das sie ihr schenken würde; am zweiten Tag aber sing sie schon

an zu faulenzen, am dritten noch mehr, da wollte sie morgens gar nicht aufstehen. Sie machte auch der Frau Holle das Bett nicht, wie sich's gehörte, und schüttelte es nicht, daß die Federn aufflogen. Das ward die Frau Holle bald mübe und sagte ihr den Dienst auf. Die Faule war das wohl zufrieden und meinte, nun würde der Goldregen kommen. Die Frau Holle führte sie auch zu dem Tor, als sie aber darunter stand, ward statt des Goldes ein großer Ressel von Pech ausgeschüttet. "Das ist zur Belohnung deiner Dienste", sagte die Frau Holle und schloß das Tor zu. Da kam die Faule heim, aber sie war ganz mit Pech bedeckt, und der Hahn auf dem Brunnen, als er sie sah, ries: "Kikeriki, unsere schmutzige Jungfrau ist wieder hier."

Das Pech aber blieb fest an ihr hängen und wollte, solange fie lebte nicht

abgehen.



(herbert Napiersky)



- 2. Frau Holle schüttelt flocken aus und schaut zu uns hernieder, und heimlich klingen aus dem Haus der Kinder frohe Lieder.
- 3. Und alle Kinder, groß und klein, die es verdienet haben, die werben reich belohnet sein mit schönen Weihnachtsgaben.

In der Luft, da fliegt's, auf der Erde liegt's, auf dem Baume sitt's, in der Hand, da schwitzt's, im Wasser ersäuft's wer gescheit ist, begreift's

(Schneeflode)

Höher als ein Haus, Kleiner als 'ne Maus, Grüner als Gras, Beißer als Wachs, Bitter wie Galle, Und doch mögt ihr's alle.

(Bufe via)



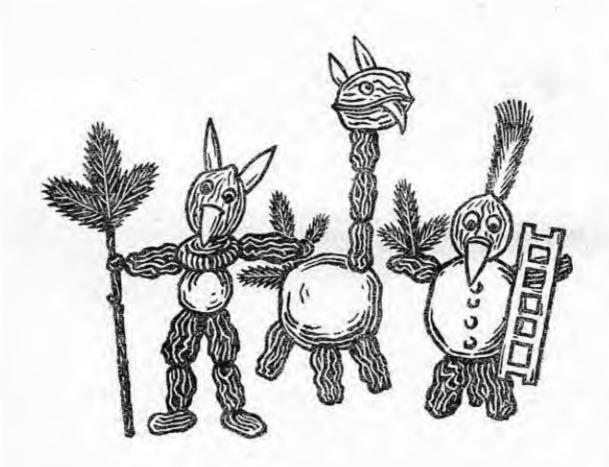
Das Hollenlied

(Carola Wilke)

Bans Belmut



- 2. Mond fieht aus dem Wolkentor: "Ift es noch nicht Zeit?" Auprecht, spann ben Schimmel an, daß frau Holle reifen kann. Ihre gahrt ift weit.
- 3. Pack dir Heu und Häcksel ein, ihr mußt lange fahren. Auprecht, zund die Cichtlein an, daß Frau Holle feben kann, ob wir fleißig waren.
- 4. Ift das Säcklein leer gemacht bis zum letten Aeft, Auprecht, blaf'die Wolken an, bag Frau Holle singen kann uns zum frohen Seft.



frau Holle und der Blinde

Einmal, an einem Weihnachtnachmittag, kehrte ein blinder Buchbinder, von seinem Hund geführt, von der Arbeit heim. Er hatte dabei eine weite Strecke durch einen großen Wald zu gehen, und ein schlimmer Wind fuhr durch alle Wipfel. Nun wollte der Weg an diesem Tage schier kein Ende nehmen, es wurde immer einsamer und kälter um den blinden Mann, und er fürchtete schließlich sein Hund habe sich verirrt.

Auf einmal legte bas Tier sich nieder und sprach mit menschlichen Worten: "Weißt du, daß Frau Holle heute nacht in den Wald kommt?" "Hast du mit

ihr zu reben?" fragte ber Blinbe erftaunt.

"Nein, aber ich habe dich heute ein ganzes Jahr lang geführt", sagte der Hund. "Jeht hab' du einmal Geduld und gib mir, daß ich eine Stunde mit den

Meinen fpielen tann. Sie tommen alle in ben Sollenwalb!"

Da mußte der Mann, frierend an einen Stamm gelehnt, warten, dis sein Führer wiederkam. Er schalt erst noch, aber es war zu verstehen, daß auch solch Tier seine Freude haben will. Zwischen Weihnacht und Neujahr verstehen sie alle einander, verstehen sogar die Sprache der Menschen, und es heißt, daß sie in den Tagen mehr wissen als unsereins, dafür, daß sie ein Jahr lang stumm Diener der Menschen waren. Als der Blinde nun hoffte, daß ein gut Teil der Stunde vorüber sei, kam der Hund wieder vorbei. "Du mußt noch etwas Geduld haben", sagte der Hund zu seinem Herrn, "es sind noch nicht alle da, wir sind zu früh gekommen."

Der Mann mochte nichts erwidern, um dem Tier die Freude nicht zu verberben; wie er dabei aber horchend den Ropf zu ihm niederbeugte, geschah ihm, wie es allen Blinden bei Frau Holles Kommen geschieht, er konnte den Hund auf einmal wie einen Schatten sehen. Und als er den Ropf wieder hob, war ihm, als stünde rundum der Tannenwald wie eine Schar begrünter Kreuze da, und er erblickte oben in den Wipfeln den Mond, um den mit hellen Gliedern viele Nebel tanzten. Aber der Blinde sah noch mehr, er sah, wie ein ganzes Schiff mit Tannenbäumen und Lichtern vom Himmel näher schwebte und sich auf einer weißen Waldwiese, die vor ihm lag, niederließ.

Und der Mann, der viele Jahre ohne Augenlicht gewesen war, erblickte tausend Tiere, die von weither gekommen waren, um Frau Holle zu begrüßen, er erblickte die Elsen mit weißen Gliedern und sogar einige Menschen, die das andere Gesicht haben und die Unirdischen zu schauen vermögen. Und er lief über den Festplat auf das Schiff zu und schrie vor Erstaunen: "Ich habe mein

Augenlicht wieder, ich fehe dich, Frau Solle!"

Da schritt die schöne Frau selbst an ihm vorüber, und als sie ihn so rusen borte, trat sie näher und fragte: "Bist du blind gewesen, armer Mann?"

"Ja", rief der Buchbinder, "ja, ich bin blind gewesen und kann dich sehen, wie ist das herrlich!"

Aber die Frau warnte ihn: "Lieber Mann, hoffe nicht zu früh, es ift nur

in den Zwölften, daß du ju feben vermagft."

"Ich bin aber so glüdlich, daß ich sehen kann", schrie der Mann, "ach, kannst du mir nicht für immer mein Augenlicht wiedergeben?" Es war ihm alles so herrlich rundum voller Lichter und köstlichen Glanzes, voll schöner Menschen und tanzender Elsen, voll Wagen und freundlicher Tiere, voll ragender Bäume und leuchtender Blumen, die mitten ihm Schnee auswuchsen. Den armen Mann dünkte, daß sein Leben immer und zu allen Stunden so prächtig sein würde wie in dieser. "Ach", rief er, "hätte ich doch mein Augenlicht sür immer —" den schlimmen Alltag hatte er ganz vergessen, "kannst du mir nicht helsen, daß es so bleibt?".

"Für immer kann ich dir nicht helfen", antwortete sie traurig, "aber ich kann dich wählen lassen, ob du das Jahr hindurch alles Leben und Leid der Menschen erblicken, oder aber, ob du in den Zwölsten zu uns kommen willst." "Da weiß ich genau, was ich zu wünschen habe", schrie der Mann aufgeregt, ihm schien das Jahr so viel länger als die kurze Spanne der Feiertage. "Da weiß ich gewiß, was ich erwähle: Sib mir das Jahr frei, Frau Holle, ein ganzes

Jahr über möchte ich fo offene Augen wie zu diefer Stunde haben."

Da seufzten die Tiere, sie meinten vielleicht, der Fremde hätte sich anders entscheiden müssen. Aber Frau Holle strich ihm schon über die Augen: "So werde sür deine Welt sehend, und blind sür uns", sagte sie. Und das Dunkel siel auf die Lider des Mannes, weil er noch auf Frau Holles Wiese stand. Und die schöne Königin rief seinen Hund, der kam gehorsam, sührte den Mann in seine Stadt heim, und er war längs des Weges blind wie vorher. Aber als er zu den Menschen kam, erhellten sich seine Augen langsam, so wie es ihm die gütige Frau versprochen hatte. Und als das neue Jahr begann, lebte er mit klaren Augen, ein Genesener, unter den Seinen.

Es ist jedoch an dem, daß der Mann die Sehnsucht nach dem Frauhollenzug seit jener Nacht nicht mehr verlieren kann, und daß er, wie alle Menschen, die lange blind waren, im Alltag alle Armut und Krankheit doppelt genau erstennt. Und er ist schwermütig und wortkarg geblieben und kann die Feier der Zwölsten und den Zug der schönen überirdischen Frau, den er einmal gesehen

hat, zu feiner Stunde vergeffen - fo fagte er mir.

Sans Friedrich Blund

Rätfel

Es hat einen weißen Mantel und ein rotes Käppchen auf einem schwarzen Häuptchen.

(Brennende Rerge)

Es geht im Holz und steht im Holz und wird im Holz gemacht. Was ist das?

(Der Brotteig in ber Badmulbe)

Bier Brüder sind's. Einer jagt hinterm andern her und können sich doch nicht fangen.

(Die 4 Jahreszeiten, Frühling, Commer, Berbft, Minter)

Ein Anabe saß und aß und je mehr er aß, desto mehr wurde es. Der Anabe war satt; da warf er den ganzen Haufen zum Fenster hinaus. Was aß er wohl?

(stille)

Im Sommer ift es falt und im Winter warm.

(nofa roa)

Wann hat der Mensch soviel Augen, als Tage im Jahr?

(20mm 3meiten Januar)

Wer hat die längfte Bunge?

(Die Conne, fie ledt auf ber gangen Welt ben Schnee auf)

Im Sommer ist er falt, im Winter ist er warm Im Herbst, ba wird er reich, im Frühjahr wieder arm

(Der Reller)

Weiß geht's hinein Braun kommt's heraus

(Der Teig im Badofen)

Waldweihnacht

Die Mutter hatte Gerda mit Ulf gleich nach dem Mittagessen fortgeschickt. Sie sollten der guten Grete und ihrem kleinen Kinde Weihnachtsgeschenke bringen. Der Weg führte durch den Wald über den Berg. Die Kinder kannten ihn gut von manchem früheren Gang. Eilig liesen sie dahin und schwenkten lustig ihre Körden mit den Weihnachtsgaben. Schon von der Höhe sahen sie im Tal das Dorf mit seinen kleinen Heinen häusern liegen und bald sprangen sie in die Arme ihrer Grete. Die gab ihnen dustenden Weihnachtskuchen und frische warme Milch. Ulf und Gerda erzählten von zu Hause und bewunderten immer wieder das kleine Kindchen in seinem Wiegenkord. Derweil hatte Frau Holle angesangen, ihre Betten auszuschütteln. In diden Floden siel der Schnee vom Himmel. Ganz düster wurde die Stube davon. Da sorgte sich Grete und schiedte schnell die Kinder auf den Keimweg.

Singend und jauchzend liefen fie burch ben Flodentang. Es fcneite immer bichter und bichter. Im Wald war alles icon weiß. Schwer neigten bie Baume ihre Afte unter ben großen Schneepolftern. Rein Weg war mehr zu erkennen. Das bichte weiße Tuch bebedte alles. Fröhlich ftapften die Rinder durch ben tiefen Schnee. Doch langfam verftummte ihr lebhaftes Geplauder. Die Baume und Sträucher ringsum faben fie auf einmal fo fremd an. Da mertten Ulf und Gerba, baß fie den Weg verloren hatten. Trothdem befamen fie feine Ungft. Der Wald war ihnen fo vertraut. Bu jeder Jahreszeit waren fie mit Bater und Mutter bort gemesen. Gie hatten fich immer über die fleinen Blumen, die Eicheln oder die vielen Bilge gefreut. Aber die Tiere maren ihnen ftets bas Liebste. Es hatte nun auch aufgehört zu foneien. Die Wolfen zogen fort und flar ichimmerte ber blaue Simmel burch bie Baume. Tapfer nahm Gerba ben kleinen Bruber an ber hand und ging weiter. Still mar ber Wald rings um fie ber. Auch ihre Schritte hörten die Rinder nicht. Go weich mar ber Schnee. Nur manchmal knadte ein Aftchen unter ihrem Jug. Da tamen fie auf eine fleine langgestredte Lichtung. Bu beiben Geiten standen junge niebrige Fichten. Der Schnee hatte fie dicht eingehüllt. Ulf freute fich fehr über all die iconen Rinder-Weihnachtsbäume in ihren weißen Manteln. Befonders aber gefiel ihm ein größerer Baum. Der ftand gang allein am Ende ber Lichtung. Gerba fagte, bas fei ber Lehrer für die Fichtenkinder, benn vom Bater hatte fie ichon etwas von Baumichulen gehört. Ulf meinte, ber Lehrer habe eine rote Müte auf. Denn die außerfte Spite ber Fichte mar gang rot. Doch Gerba fagte, die Abendsonne icheine barauf. Beim Rahertommen faben aber bie Rinder voll Freude, daß auf dem Wipfel der Fichte ein Gichhörnchen faß. Es blidte fie ftill mit feinen großen Augen an. Die glänzten wie fcwarze Perlen. "Eichbörnchen, wir haben ben Weg verloren", rief Ulf ihm zu und Gerba fagte mit einem kleinen Seufzer: "Ach, wenn Du uns doch den Heimweg zeigen könntest!" Da sah das Sichhörnchen sie freundlich an und rief: "Rommt nur mit, Ihr sollt Schönes sehen!" Hurtig sprang es vor ihnen her von Baum zu Baum, und fröhlich folgten die Kinder. Alle Sorge um den Heimweg hatten sie vergessen und sie achteten auch nicht darauf, daß es schon dämmerte.

Wieder tamen fie auf eine Lichtung. Dort lagen viele abgehauene Bäume. Auf einmal hörten die Rinder, daß es unter der Schneedede leise wisperte bald näher, balb ferner. "Eichhörnchen, was raunt und wispert hier benn unterm Schnee?" fragten fie. Da fagte bas Eichhörnchen: "Das find bie Samen ber Baume und ber fleinen Blumen. Gie liegen in ber Erbe und freuen fich, daß nun Connenwend ift. Nun wird es balb wieder heller. Es wird dann auch wieder warmer. Und wenn der Frühling tommt, durfen fie wieder machfen." Der Weg stieg jett immer mehr bergan. Die Baume wurden höher und dichter. Sang bunkel war es nun geworden. Aber bas Gichhörnchen in feinem roten Belg leuchtete auf bem Schnee. So fonnten ihm die Rinder auch weiterhin gut folgen. Auf einmal faben fie einen Lichtschein burch bie Bäume schimmern. Er wurde stärker, je weiter sie gingen und bann traten sie auf eine große Lichtung mitten im Wald. Da waren fie gang oben auf bem Berg. Weit im Rreis um fie her ftanden große ichwarze Riefern mit biden Schneehauben. Ihre Zweige reichten bis zum Boben. Zwischen ihnen ftanben große Giden und Buchen. Deren Rinde war vom Schnee weiß bestäubt und ihre Ufte flochten fich wie ein schönes Gewebe in ben Simmel. Bor biefer hohen Wand ftanden um bie Lichtung viele junge Birten und Fichten. Gie ftedten tief in ihren Schneehullen und schauten alle nach ber Mitte ber Lichtung. Dort ftand eine uralte riefige Tanne. Weit breiteten fich ihre beschneiten Afte nach allen Seiten. Im großen Ring um die Tanne herum brannten viele fleine Feuer. Nur von Norden, Suben, Often und Weften zogen fich aus dem Krang einige Feuer zu ihr hin. Bon bem Feuerschein schimmerten auf bem Schneebehang ber Tanne viele tausend Lichter. So leuchtete fie hoch auf in dem großen Feuerrad.

ulf und Gerba staunten stumm mit großen Augen. Auf der Lichtung aber und auf den Bäumen rings herum bewegten sich viele große und kleine Gesstalten. Es waren die Tiere des Waldes: Hirsche, Rehe und Wildschweine; Füchse, Hasen und Eichhörnchen; große Eulen, Käuzchen und Wildtauben; Raben, Amseln, Meisen und vieles andere Getier. Verwundert fragten die Kinder: "Was machen die Tiere hier?" Da sagte voll Freude das Eichhörnchen: "Wir Tiere des Waldes seiern hier mit den Waldbäumen in dieser Weihnacht das Sonnwendsest. Wie die kleinen Samen, die ihr vorhin wispern hörtet, freuen wir uns, daß nun die Sonne die tiesste Stelle ihrer Bahn erreicht hat. Jeht wendet sie sich wieder auswärts. Bald wird es wieder von Tag zu Tag länger hell. Dann wird es auch wieder wärmer und wenn der Frühling kommt, wachsen die Blätter wieder an den Bäumen, die Blumen blühen und die Vögel

fingen und bauen ihre Refter. Borbei ift bann die Ruhe des Winters. Bergeffen find Dunkelheit, Ralte und Hunger." "Gichhörnchen", fragte Ulf, "warum find benn feine Menfchen babei?" Und Gerba fiel ein: "Die freuen fich boch auch, wenn's wieder Frühling wird und fie nicht mehr frieren muffen." Da frachate ein alter Rabe, ber in der Rabe auf einem weißen Afte faß: "Die Meniden wollen ja nichts mehr von uns wiffen. Bor vielen, vielen Sunderten von Jahren feierten fie mit uns gusammen im Balbe. Da wußten fie noch, baß wir alle, alle: Pflanze, Tier und Menfch, von der Mutter Erde umhegt und genährt werden und bag wir alle uns freuen, wenn die liebe Sonne wieder fommt." - "Aber wir haben euch Tiere doch auch fo lieb", fagte Ulf, ber zutraulich zu dem Raben hinauf fah. "Ja", quarrte eine große Gule, die lautlos herbeigeflogen war, "ja, ihr Kinder, ihr feid uns immer noch am nächsten geblieben. Ihr fühlt oft noch, daß wir gusammen gehören. Die großen Menschen aber mandten sich ab von uns. Sie zogen fort vom Bald. Statt ber warmen Baumhäuser bauten fie falte Steinmauern um fich herum. Gelbst auf die Wege legten fie Stein an Stein. Da konnten fie nichts mehr von der Erde fühlen und trennten fich ab von Pflanze, Tier und Boden. In ihren Steinhäufern aber beteten fie gu einem fremden toten Gott und vergagen ihren alten eigenen lichten Glauben." - "Uns hat aber ber Bater gesagt", rief ba Gerba, "daß wir alle: Menschen und Tiere und Bäume Teile Gottes find, der in uns ift und überall um uns!" — "Ja", sprach ba der alte Rabe. "Ja, jetzt erkennen es viele Menschen wieder. Wir wiffen es wohl und freuen uns fehr. Deshalb fonntet ihr auch hierher kommen." — "Ja, und deshalb nur", rief das Eich= hörnchen fröhlich, "tonnte ich mit euch fprechen."

Da hörten die Kinder plötzlich Hundegebell im Wald. Der Hund rief: "Da sind sie ja!" Ihr struppiger Dackel kam zwischen den Bäumen heraus auf sie zugejagt und sprang um sie herum mit hellem Geläut. Hinter ihm traten auf einmal auch die Eltern aus dem Wald. Zauchzend liefen Ulf und Gerda ihnen entgegen. Da sahen sie ein Rotkehlchen, das still auf Vaters Schulter saß, und staunten sehr. Die Mutter herzte und küßte die Kinder immer wieder. Der Vater aber erzählte, daß sie sich schon gesorgt hätten, wo die Kinder blieben. Alls er wieder einmal aus dem Haus ging, um nach ihnen auszuschauen, rief plötzlich das Rotkehlchen, das die Kinder immer gefüttert hatten: "Kommt mit, kommt mit!" Da zogen die Eltern schnell ihre Mäntel an und gingen dem Rotkehlchen nach. Das slog vor ihnen her in den Wald hinein und führte sie

hierher.

Derweilen ist das Rauschen des Waldes immer stärker angewachsen. Die Tiere stehen und sitzen still auf ihren Plätzen. Nichts regt sich mehr. Auch die Feuer halten den Atem an. Still und seierlich leuchten sie im Radkreis. Heller und herrlicher ist nun noch ihr Widerschein in den vieltausend Schneelichtern des riesigen Tannenbaumes. Hoch wölbt sich der dunkelblaue Nachthimmel mit

unzähligen Sternen über dem Wald. Ulf und Gerda fassen die Eltern an den Händen. Ergriffen schauen sie alle das wunderbare feierliche Bild. Immer mächtiger wird das Rauschen. Ferne Stimmen tönen darein und dann braust

ein weihevoller Gefang auf.

Sternschnuppen ziehen durch den weiten Raum von allen Seiten auf die Tanne zu. Sie tanzen seierlich zu dem Gesang, der leise nun verebbt. Das Rauschen rings verklingt. Versunken stehen alle noch. So hat die weihevolle Stunde sie berührt. Die Feuer glühen kleiner. Sie zeigen nun noch mehr die Form des Sonnenrades. Die riesige Tanne leuchtet nun noch mehr auf. Nun glänzt auf ihr nicht nur der Widerschein der Feuer. Heller noch strahlen auf ihren Zweigen die niedergegangenen Sterne in der tiesen Nacht.

Langsam verließen die Tiere ihre Plätze. Sie zogen an Ulf und Gerda und den Eltern vorbei. Der Vater fragte das Rotkehlchen, welchen Weg sie nun nach Hause gehen sollten. Da zwitscherte es vergnügt: "Seht hier: wir begleiten Euch." Ein großer Hirsch schritt an der Spitze des kleinen Zuges. Sterne leuchteten an den vielen Enden seines Geweihs. Wie ein wandelnder Weihnachtsbaum sah er aus. Das Sichhörnchen sprang Ulf auf die Schulter und das Rotkehlchen setzte sich zu Gerda. Neben Vater und Mutter flogen der alte Rabe und die große Eule und am Schluß trottete ihr Dackel mit hängender Zunge.

Die Tiere zogen mit bis zum Waldesrand. Dort dankten ihnen die Eltern und die Kinder sehr. So schön war alles, was sie gesehen und gehört hatten. — Bald waren sie zu Hause. Und als dann der Vater klingelte und die Kinder mit der Mutter ins Weihnachtszimmer liesen, da grüßten sie noch ganz anders als sonst den Lichterbaum: den Sendboten des Waldes, der Tiere und Bäume,

bas Zeichen bes neu erftehenden Weltenlichts.

Leopold Sautter



Der Weihnachtsmann

Morgen kommt der Weihnachtsmann, kommt mit seinen Gaben. Trommel, Pfeisen und Gewehr, Fahn' und Säbel und noch mehr, ja ein ganzes Kriegesheer möcht' ich gerne haben.

Bring' uns, lieber Weihnachtsmann, bring' auch morgen, bringe Musketier und Grenadier, Zottelbär und Panthertier, Roß und Esel, Schaf und Stier, lauter schöne Dinge!

Doch du weißt ja unsern Wunsch, kennst ja unsre Herzen. Kinder, Vater und Mama, auch sogar der Großpapa, alle, alle sind wir da, warten dein mit Schmerzen.

Soffmann pon Fallersleben



Mittwinter Sonnenwende

inmal muß weichen DUNKEL und MACHT



Helgis Geburt

Urzeit war es, Aare schrieen, von Himmelsbergen sank heilges Naß; ba hatte Helgi, den Hochgemuten, Borghild geboren in Bralunds Schloß.

Nacht war's im Hof, Nornen kamen, fie schufen das Schickal dem Schatspender: der Herrscher Hehrster solle er heißen, der ruhmreichste Recke werden.

Sie schnürten mächtig Schicksalsfäben dem Burgenbrecher in Bralunds Schloß; goldenes Gespinst spannten sie aus, festend es mitten unterm Mondessaal.

Sie bargen die Enden in Oft und West, des Fürsten Land lag dazwischen; nach Norden warf Neris Tochter eins der Bänder, unzerreißbar.

Eines schuf Angst dem Plfingensproß und auch der Frau, die Freude gebar: der Rabe rief zum Raben voll Gier er saß im Wipfel —: "Ich weiß etwas! Im Harnisch steht der heute geborne, der Königserbe; nun kam der Tag! Es flammt sein Blid nach Fürstenart, Freund ist er Wölsen: froh laß uns sein!"

Den Kriegern schien er gar königlich, sie sagten, es gäbe gute Jahre. Der König ließ den Kampfessturm, dem Sohn zu reichen den reinen Lauch.

Zu Namen Helgi Hringstad er gab, Sonnberg, Schneeberg und Sigarsfeld, Hringheim Hatun und Himmelsau, einen zieren Blutzweig dem Bruder Sinfjötlis.

Herrlich wuchs er in Hut der Freunde, ber junge Ulmbaum, im Chrenglanz; er vergalt und gab Gold den Mannen, im Rampflohn kargte der König nicht.

Mus ber Ebba

heil dem leuchtenden Tag der wiedergeborenen Sonne!

feuerspruch

Go feierten die Ahnen einft das Fest: und alles Innige und Sinnige und alles Dichterische und Ahnende brach schön dabei hervor, was tief geborgen in unfres Bolles ebler Geele ruht. Noch grußen aus der Heldenzeit herüber uns diefe Feuer; mahnend grugen fie! Es brennt das Connwendfeuer rafch herab; doch in der Geele unfres Boltes lobert ein Feuer unauslöschbar heil'ger Glut, das Feuer flammender Begeifterung für dieses Bolkes Eigenart; und wahrlich, nicht früher wird erlofden diefe Glut, bis daß der letzte deutsche Mann verblich. Wir aber schwören bei bem Flammengrabe Gott Balbers, bei bes Lichtgotts heil'gem haupt, der da, unfterblich, immer wiederkehrt, das Feuer deutscher Volksbegeisterung zu pflegen immerdar, treu bis in den Tod.

Felig Dahn

Die Sigurdfage

Sigurd ritt auf seinem Pferd Grani hinaus in die Schmiede zu dem Zwerg Regin und sprach: "Hier, Regin, sind die Stücke von meines Vaters Schlachtsschwert, das er einst von Odin selbst erhalten hat, schmiede mir daraus ein starkes Schwert." Regin legte die Stücke in die Slut auf den Amboß, saßte den Hammer und schlug auf das Eisen, daß die Schmiede die auf den Grund erbedte. Und als Sigurd das Schwert in der Hand hielt, da zuckte Riesenkraft durch seinen Arm. Er schwang die Klinge hoch empor und schlug mit solcher Gewalt auf den Amboß, daß dieser mitten entzweibrach und die Wasse noch tief in den Boden drang. Er sagte: "Gram sollst du heißen, mein gutes Schwert, und Gram sollst du schneiden in meiner Feinde Brust."

Ehe Sigurd schied, erzählte ihm Regin von seinem Bruder Fasner, der als schußlicher Drache draußen auf der Gnitaheide seinen Schatz hütet. Er sprach: "Sigurd, da du mit einem einzigen Schwertstreich den Amboß durchgespalten hast, so wird es dir ein leichtes sein, den Drachen zu töten und den Schatz zu

gewinnen. - Auf, laß uns hinausziehen auf die Gnitaheide."

Da sprang Sigurd empor und sein sunkelndes Schwert wie zum Schwure gen Himmel stredend, rief er: "Fern soll es mir sein, mein gutes Schwert um Goldgewinnes willen zu führen, solange das Blut meines Vaters um Rache schreit! Mein erster Kriegszug gilt den Feinden meines Vaters; dann erst will ich zum Drachenkampf auf die Gnitaheide ziehen."

Sigurd bestand nun viele Abenteuer. Und als er das Blut seines Baters

gerächt hatte, zog er mit Regin hinaus auf die Gnitaheide.

Als sie auf der Gnitaheide ankamen, hörten sie ein donnerndes Schnauben und Brüllen. Sigurd erwartete den Drachen voll kühnen Mutes, und vor seinem Sluthauche flohen mit lauten Seschrei die Vögel des Waldes. Fürchterlich peitschte er mit seinem Schweif den Boden, und hoch empor reckte er das greuliche Haupt. Aber schon bohrte sich Gram tief in sein Herz, und mit entsetzlichem Schmerzgeheul schoß es jäh empor und wälzte sich in seinem Blute. Schnell sprang nun Sigurd hervor und blickte dem sterbenden Ungetüm surchtlos ins Auge.

"O Knabe, helläugiger Knabe", jammerte Fafner, "wer riet bir, mich zu töten?"

"Mich trieb mein Herz, mir half meine Hand und Gram, mein gutes Schwert", antwortete Sigurd. "Nicht also, mein Bruder Regin hat mich verraten, er wird auch dich verderben, König Sigmunds Sohn. Das gellende Gold, der glutrote Schatz, die Ringe werden dich morden."

"In der Nornen Sand ruht das Leben der Menschen", antwortete Sigurd.

"Sie allein bestimmen die Stunde des Todes."

"Oh, reite von hinnen, helläugiger Knabe, und beachte des Sterbenden Rat. Das gellende Gold, der glutrote Schatz, die Ringe werden dich morden."

Sprach's, ftredte feinen riefigen Leib in die Beide und verendete. Sigurd

ftieß sein Schwert in die Erbe, um es vom Blut zu reinigen.

Da kam Regin heran und rief: "Heil Sigurd, Sigmunds Sohn, dein Hels denarm stredte den Drachen in den Staub. Größeren Ruhm hat niemand ers worben als du durch diese Tat!"

"Und bu haft berweil untätig auf ber Beide gelegen, elender Feigling",

höhnte Sigurd.

Rleinlaut antwortete Regin: "Ungleich teilen die Götter den Menschen ihre Gaben zu. Dir verliehen sie Rühnheit und Heldenmut, mir gaben sie Verstand, Weisheit und Kunst. Wer schuf dir das Schwert, das den Wurm erstach?"

"Mehr wert als scharfer Stahl ift Mannesmut", erwiderte Sigurd. "Auch

mit ftumpfem Schwert erringt ber Tapfere ben Sieg."

Auf des Alten Geheiß briet Sigurd Fafners Herz am Spieße. Als nun das Blut herausbrodelte, ward seine Hand vom Blute benetzt. Unwillfürlich führte er die Finger zum Munde, und das Blut von ihnen abzusaugen. Kaum berührte ein Tropsen des warmen Blutes seine Zunge, da verstand er, was die drei

Spechtmeisen sich zwitscherten. Sie rieten ihm, Fasners Herz ganz zu essen und Regin zu töten, da dieser danach trachtete, den Bruder zu rächen. Als er dies getan hatte, weissagten sie ihm sein ferneres Schicksal.

In der Höhle des Drachen fand er einen unermeßlichen Schatz, darunter den Ring Antwaranaut, von dem gesagt war: "Fluch dem, der den Goldring

befitt. Berberben foll er und fterben, er fei ein Menich oder ein Gott!"

Hierauf ritt er weiter in das Frankenland, wo der ruhmreiche König Gibich herrschte. Da sah er sern von seinem Wege auf dem Hinterberge ein helles Feuer brennen. Nahe herangekommen, erblickte er auf der Kuppe des Berges eine Schildburg. Rings um die Burg loderte Feuer, die Waberlohe, und noch nies mand hatte gewagt, durch die Slut zu reiten.

Doch Sigurd besann sich nicht lange, er spornte Grani, sein tressliches Roß und mit gewaltigem Sprunge trug das edle Tier seinen Herrn durch die Flammen. Hier ein Versbruchstück aus der Edda, so wie das in kurzer Lieds

form ausfah:

Der Brand raste, ber Boben wankte, hohe Lohe zum Himmel stieg; keiner wagte von des Königs Reden hindurchzureiten, drüberzuseten.

Sigurd Grani mit Gram spornte; die Rüstung blinkte, die Regin schlug; das Feuer erlosch dem Fürstensohn, die Lohe wich dem Wagefrohen.

In der Schildburg fand er einen gepanzerten Mann in tiesem Schlase liegen. Er zog ihm den Helm vom Ropse und war nicht wenig erstaunt, darunter das wunderschöne Antlitz einer Jungfrau zu sehen. Da zog er sein Schwert und durchschnitt damit den sesten Panzer an Brust und Armen der Schläserin. Als das Eisen absiel, erwachte die Jungfrau und blickte mit schlastrunkenen Augen zu ihrem Befreier empor. Langsam richtete sie sich auf und sprach: "Lange habe ich geschlasen, schwer lastete auf mir des Gottes Bann. Wer bist du, helläugiger Jüngling, der sich nicht sürchtete, durch die Waberlohe zu reiten?"

"Sigurd heiße ich, bin König Sigmunds Sohn. Durch die Waberlohe trug

mich Grani, mein treffliches Rog."

Da langte die Jungfrau ein Horn, füllte es mit Met, trat hin vor Sigurd, blidte zur Sonne empor und sprach: "Heil dir, leuchtender Tag! Heil allen Wesen, die den Strahlenkelch himmlischen Lichtes trinken! Heil auch dir, Mutter Nacht, und dir allnährende Erde! Vor allem aber Heil den hohen Beswohnern Asgards und dir, meinem Retter, Sigurd, König Sigmunds herrlischem Sohn."

Damit reichte fie ihm das Trinkhorn und Sigurd nahm es und leerte es

auf einen Zug. Dann setzten sie sich nieder, und Sigurd befragte die Jungfrau nach ihrem Namen und wunderbarem Schicksal.

Sie fprach: "Brünhild heiß ich, die Brünne trug ich, bis du fie löfteft von

meinem Leibe. Als Walfüre ftand ich im Dienfte Obins.

Einst geschah es, daß die Könige Helmgunther und Ugnar die Schwerter widereinander erhoben und Krieg führten. Odin hatte dem Helmgunther den Sieg verheißen, des jungen Fürsten Ugnar sollte sich niemand annehmen. Da ward es mir leid um den jungen König, und ich stellte mich im Kampse auf seine Seite und erschlug den König Helmgunther. Da ward Odin sehr zornig und sprach zu mir: Nicht mehr wirst du als Walküre die Lust durchreiten, da du nicht gehorcht hast meinem Besehle. Als irdische Jungsrau sollst du leben und leiden und dich einem Manne vermählen, der nicht entsprossen ist aus dem Geschlechte der Asen.

So sprach Odin in seinem Jorne zu mir; ich aber gab ihm zur Antwort: Fügen muß ich mich beinem Willen, höchster Herrscher von Asgard. Eines aber gelob ich und wahrlich, ich werde es halten. Nur einem Manne, der sich nicht fürchtet, dem Furcht ein ganz unbekanntes Ding ist, werde ich die Hand reichen, nie einem anderen.

Als ich solche Worte gesprochen hatte, stach Obin mich mit dem Schlafdorn, und ich sank in tiefen Schlummer. Du hast mich erweckt, Held Sigurd, keine Furcht kennt dein Herz, denn du bist durch die Waberlohe geritten. Dir allein würde ich als Sattin solgen und keinem anderen."

Da küßte Sigurd die Jungfrau und sprach: "Mein bist du, Brünhild! Auf Granis Rücken sollst du mit mir durch die Waberlohe reiten, wenn ich wiederkehre aus dem Lande der Franken, wohin es zu reiten mich lüstet."

Und fie gelobten sich ewige Treue; barauf bestieg ber Helb sein Streitroß,

fprengte durch ben Feuerring und ritt in das Land der Franken.

Die Kunde von Sigurds Drachenkampf und seinem unermestlichen Reichtum war schon in das Frankenland gedrungen, und gern hätten sie Sigurd von Angesicht gesehen. Groß war daher ihre Freude, als der jugendliche Held zu Sibich, dem Frankenkönige kam. Sigurds freundliches Wesen gewannen ihm bald alle Herzen, Günther und Hagen, die Söhne Königs Sibich, reichten ihm bald die Hand zum Bruderbunde, und sie schweren einander unverbrüchliche Treue. Auch Gudrun, die schwesker, blickte mit Wohlgefallen aus ihn, doch Sigurd dachte an Brünhild und wandte sein Auge ab.

Da bereitete Gubruns Mutter einen Zaubertrank und reichte ihn Sigurd. Dieser ahnte nichts Arges und leerte den Becher. Als er getrunken hatte, schwand ihm die Erinnerung an Brünhild, und er vergaß ganz und gar der Treue, die er ihr geschworen hatte. Sein Herz wandte sich nun zu Gudrun und

gerne wurde fie ihm zugefprochen.

Maria Fifcher

Winterfonnenwende

(Karlifeing Bolan)

Siegfr. Schmidt



2. Aus dem Dunkel fteigt die junge Sonne, will vollenden ihr gefette Bahn. Neues Dolk ju großen Caten fängt im gruhrot ichaffend kampfend an.

> Du nordische Rraft, nun brich die Saft, die gold'nen, die schmählichen Schranken; icon glüben und weben bie Feuer ber beutschen Gebanten! Wir wollen bas Wort nicht brechen, nicht Buben werben gleich, woll'n predigen und fprechen pom beil'gen Deutschen Reich.

Max von Schenfenborf

Die Sunn ift über!

Don den Bergen ist der Schnee in das Tal gekommen. Ist alles darein versschlossen, Wies' und Wald, Haus und Hof, Viech und Leut'. Ist alles heimlicher geworden und stiller, kaum, daß ein Atem noch im Dorf zu spüren ist, und das Leben geht auf ein End'.

Der Bauer, voller Sorg', tritt vor das Haus und schaut nach dem Tag aus und sindet ihn kaum mehr oben am Himmel. Wie ist die Sunn so alt geworden und schwach, ganz ohne Kraft, auf das wartet der bös' Feind und läßt seine wilden Wölf' los. Aus allen Schlüsten und Schlünden schlieft die Finsternis herfür und schleicht übers Dorf, greift mit den langen Schattensingern nach allem Lichten, das noch sebt, und hinter ihr drein jagt die bitter beißend Kälten, reißend, der grimmigst Wolf, und fallt die Menschen an, hinterher in wilder Sier und schlagt das warme Leben nieder in den kalten Tod.

Der Bauer haltet das Licht, so wenig es noch ist, sorgsam in seinen Händen beiden, daß es ihm nit ganz vergeht, möcht ihm seinen warmen Atem geben und sein ganzes Leben. Und ist doch alles umsunnst.

Das Licht schwindet in seinen Händen von einer Stund auf zur andern, die Nacht beißt bem Tag ein Trumm fort um das ander.

Da fommt die große Angst über ben Bauer.

Wie — wenn bas wenig Licht, bas er noch in Händen haltet, gang verlischt?

Wenn bas lett Leben berfriert in ber eifigen Nacht?

Was wisset ihr Leut', in der lauten Welt von dieser Sorg' und Angst? Aber in dieser Zeit, da ihr auch euer Licht müßt ausmachen und finster eure Gassen, daß euer hellste Stadt ist dunkel wie der Wald um Mitternacht, ihr Leut spürt ihr da nit die Bangnis in euren Herzen, die Angst, die der Bauer hat, um Leben und Licht?

Ihr Leut' in der großen Welt, ihr Neunmalgescheiten, ihr lacht über den Bauer und meinet, das wär' doch all Jahr das gleich und ihr wüßtet es genau auf das Haar, daß dies nicht an ein End ging, bloß rundum im Jahr. In euren Kalendern, so meinet ihr, sei es aufgeschrieben, haargenau auf die Minute, wie die Sunn müßt aufgehen und wie sie untergehen müßt, sie könnt es gar nit anders.

Ihr meinet wohl gar, die Sunn selber ging nach eurem Kalender, wie? Oh, was seid ihr vermessen allsamt und doch wie erbärmlich und klein, da ihr alles ins Gegenteil habt verkehret und das Groß könnt nimmer begreisen! Wie wenn die Sunn nit tut, wie es euch der Teusel hat in den Kalender geschrieben?

Wo bleibt nachher euer Hochmut und Stol3?

So es dem, der über uns ist, gefällt, daß der die Sunn aufhaltet an dem schmalen Weg, den sie noch über den Himmel geht, wo ist eure Klugheit, euer Neid und Kampf, euer Leid und Lust? Ist nit mit Klugheit zu tun, ihr Leut', nit mit dem Verstand, müßt demütig werden, vor allem, was da geschieht und müßtet glauben und müßtet beten, wie der Bauer betet in dieser Stund.

Für das Licht betet er, daß der Ader wieder sei Sunn kriegt und der Wald seinen Schein, daß das Leben wieder auswacht... Und im Beten schaut er hin, wo die Bäu'rin beim Herd hodt, die Händ' im Schoß gefaltet, und er sieht, wie sie gesegnet ist. Und so betet er, für das Kindl, das ungeboren, daß es auswacht aus der Nacht zu einem hellen Tag und seine Augen haltet in die hellst Sunn.

Und er, der über allem ist, voller Lieb' und Güten, er hört den Bauer beten und vergißt drüber den Jorn, den er ob der eitlen Menschen in der Welt spüret und tritt hin in das Firmament und sieht die Sunn, die alte, sterbensschwache, die kaum über den Himmel kann gehen, und da gibt er ihr mit dem Finger, dem einen, ein leichten Schups.

Beh, Sunn alte, mübe, hu, Sunn! Und schupft noch einmal mit zwei Fingern

nach. Die Gunn, die alte, mube Gunn!

Kaum, daß sein Finger sie berührt, ist wieder Kraft in ihr und das Leben schießt ein und die Schneid! — Der Bauer haltet im Beten ein und tritt vor das Haus, luegt wie es oben im Himmel ist.

"Leut", fagt er feft, "die Gunn ift über!"

"Die Sunn ist über", das Wort geht durch die Stuben, durch die Kammern, durchs ganze Haus. "Die Sunn ist über", sagt die Bäu'rin, und spürt das Kindl schon, wie es strampelt voller Ungeduld in ihrem Schoß.

"Die Sunn ist über", brummelt der Knecht verschlafen auf der Ofenbank und redt sich und stredt sich und reißt im Gähnen das Maultor auf, weitmächtig.

"Die Sunn ist über", springen die Buben ins Dorf und juchzen und johlen und schnalzen mit den langen Peitschen.

Die gange Welt hallt und widerhallt und die Böller frachen talaus.

Hallen muß es, knallen muß es, daß die Sunn in der Kraft bleibt und der böf' Feind seine Wölf', den finstern Wolf und den kalten Wolf nimmer von der Retten kann laffen.

"hollo, die Gunn ift über! Thr Leut' feid froh!"

Das Licht ift wieder unter uns, mehr und mehr, ein Handvoll, zwei Handvoll mehr, ein Schürzen voll mehr, mehr ein ganges Fuder.

Ihr Leut', ihr Neunmalgescheiten, nit ihr habt dies erzwungen mit eurem Kalender, dem gescheiten!

Der Bauer hat es erzwungen mit feinem, mit feinem Glauben.

Seid froh, daß der Bauer ift, ihr Leut'.

Und freut euch mit ihm.

Die Gunn ift über!

Carl Springenfdmib

Mutternacht

Der Sturm, der den Tag über von Osten geweht hatte, begann abzussauen, als es Abend wurde. Der Schnee fegte nicht mehr scharf über die weiten Fläschen der Senne. Die weißen Floden tanzten noch eine Weile, dann sielen sie ruhig aus den schweren, blaugrauen Wolken zur Erde herab.

Der Mann, der einsam auf tiesverschneitem Psad über die Senne ritt, zog den Umhang vom Ropf, schüttelte die Schneelast aus dem Mantel und strich mit der Hand die Floden aus dem dichten, blonden Bart. Auch sein Gaul, der bis dahin tapfer gegen den Sturm getrabt war, loderte die Glieder. Er warf den Ropf hoch und wieherte hell in den Abend hinaus.

Hengist betrachtete die ziehenden Wolken. Er atmete tief und prüste mit ben Lippen und der Zunge den Geschmad des Windes, wie man einen guten

Wein prüft.

Es wird eine sternklare Nacht werden, dachte er. Während er weiter ritt gingen seine Gedanken den Weg zurück, den er gekommen war. Da lag der Drache in der Ems an einer verborgenen Stelle wohl vertäut, der Wogenrenner, der ihn von Britannien herüber in die alte Heimat gebracht hatte. Da waren die Dörfer und Städte der Franken, durch die er unerkannt gezogen. Nun war er im Sachsenland, dem Land der Väter und Mütter, der uralten Sippen und Höse. Ob er noch rechtzeitig sein Ziel erreichen würde?

Der Himmel schien ihm Antwort geben zu wollen. Die Wolfendecke zerriß im Westen und die sinkende Sonne, die kaum handhoch über dem Erdrand stand, ließ die Wolkenwände wie funkelndes Gold und züngelnde Flammen

aufglühen.

Der Reiter kannte die Senne genau. Länger als ein Jahrzehnt war er nicht in der Heimat gewesen, und doch wußte er, daß er das alte Heiligtum am Eggesterenstein noch erreichen und Zeuge der heiligen Handlung werden würde, die ihn als Knabe und Jüngling so oft ergriffen hatte.

Der weiße Sengst mußte wohl die Gedanken feines herrn fühlen. Er begann

lebhafter zu traben und es war, als wüßte er ohne Zügelbruck den Weg.

Durch Heide und schütteren Föhrenwald sprengte der Reiter dahin. Als das letzte Rot der Abendwolfen ausglühte wie ein müder Herd, verhielt Hengist den Gaul vor einer Hütte, die halb verborgen und von Schnee überlastet in einem Rieferndicicht lag. Mit harten Faustschlägen meldete er sich. Die Türe sprang auf und ließ einen flacernden Feuerschein über die Schneedede gleiten. Ein Mann stand groß, dunkel und drohend zwischen den Pfosten.

"Wer bift Du, Frembling", fragte er icharf.

Statt einer Antwort trat Hengist in den Lichtschein. Der andere fuhr zurück. "Herzog", rief er erstaunt, und dann sich verbessernd, "Seekönig." Rasch satte er sich und hielt dem Reiter die Rechte hin.

"Bo fommft Du her, Sengift?", fragte er immer noch erftaunt.

"Die Antwort gebe ich Dir später. Nimm meinen Gaul und sorge für ihn. Verschweige meine Ankunft. Ich will nicht erkannt sein, bis es Zeit ist. Wenn ich vom Fest zurücksomme, erfährst Du alles."

Hengist wanderte durch die sternklare Nacht dem dunklen Bergwald zu. Es war als wäre er niemals fern von der Heimat gewesen. Der Schnee, der unter seinen Füßen leicht knirschte, erhellte das Dunkel. Zu beiden Seiten des Pfades hoben sich die Grabhügel. Dort schliesen die Toten der alten, großen Sippen des Landes. Dort lagen die Bäter und Borväter seiner eigenen Sippe. Ihre Leiber waren zerfallen oder verbrannt, aber ihr Blut lebte und pulste in seinen Abern. Ihre Taten wirkten sort, und ihre Sedanken wurden in seinem Seist jung und neu.

Ehe ber Bergwald ihn aufnahm, blidte ber einsame Wanderer noch einmal zurück über die Senne. Eine Weile hielt er Zwiesprache mit denen, die vor ihm gelebt hatten, dann wandte er sich und schritt die verborgenen Psade, die ihm doch so vertraut waren, hinan. Am Winfeld machte er Halt. Die weite Fläche der Hochebene, leicht gewellt und nur von wenigen Baumgruppen bestanden, glitzerte matt im Licht der Sterne. Hier hatte einst Hermann der große Cherusker die römischen Legionen geschlagen. Im Weiterschreiten dachte Hengist an alle jene Lieder und Sagen, die ihn die Mutter gelehrt hatte, und er ging mit sich selbst ins Gericht. War er all jener Taten, aller dieser Männer, die vor ihm für das Volk gekämpst und die Freiheit der Heimat erkämpst hatten, würdig?

Nun hatte er den Kamm des Gebirges erreicht. Scharf bog der Steig nach rechts. Felsplatten und Steine machten ihn schwer gangbar. Der Wanderer mußte sich mühen nicht zu stürzen und in tiese Schneelöcher zu sallen. Von sern her klang ein seierliches Lied zu ihm herüber. Es mahnte ihn an das Fest und beschleunigte seine Schritte.

Wie eine Mauer, seltsam und schroff sprangen die Felsen aus dem Berg heraus. Die freie Fläche zu ihren Füßen war von der Menge der Sippen schwarz umrandet. Aus allen Gauen zwischen Ems, Lippe und Weser hatten sich die freien Sachsen eingefunden, um das Fest der Mutternacht zu begehen. Nach Sauen, Markgenossenschaften und Sippen geordnet standen sie auf dem Festsplatz. Wie ein Turm überragte ein Felsen die andern. Auf seinen Sipsel schimsmerte, vom Schneelicht erhellt, die goldene Irminsul, das Sinnbild des Weltensbaumes.

Hengist trat, tief in den Mantel gehüllt, unerkannt zwischen die Wartenden.

Er fand einen Felsblod, ber ihm einen Git bot.

Nach alter Sitte hatten die Harrenden jene Lieder gesungen, die das Walten des Göttlichen priesen. Nun warteten sie stumm auf den Goden, der den Zug der Sippenältesten in das Heiligtum führen sollte. Der Herzog blickte zum Sternhimmel empor. Dort hob sich aus dem tiefblauen Dunkel und der funskelnden Pracht einzelner Sterngruppen schimmernd die ewige Weltesche, Ihringsweg, aus dem Stamm, der zur Erde geneigt war, sich verzweigend.

"Ich weiß, daß ich hing Am windfalten Baum Neun Nächte lang Mit dem Ger verwundet Dem Wode geweiht Ich selbst mir selbst An jenem Baum Da jedem fremd Aus welcher Wurzel er wächst."

Der Herzog sprach die Worte leise vor sich hin, die ihn einst der Gode gelehrt. Die Irminsul auf dem Turmfelsen war das Abbild dieser Weltesche am Himmel droben. Aber war nicht auch jene schimmernde Straße nur ein Sinnbild des ewig Werdenden und Wachsenden? War nicht Wode, der Allvater, auch nur ein Sinnbild jener waltenden Macht, die über Mensch und Tier, über Erde und Himmel herrscht?

Die Gebanken des Mannes, der einsam inmitten der Menge auf einem Stein saß, wurden von einem seierlichen Gesang, der aus den Felsen zu kommen schien, abgelenkt. Zwischen den nachtdunklen Steinen glimmten Lichter auf. Aus dem tiesen Schwarz lösten sich Gestalten, die Fackeln trugen. Im seierlichen Zug nahten sie sich, von dem Goden geführt, geheimnisvoll, als kämen sie aus dem Mutterschoß der Erde, dem Felsblock in den ein Sarg eingemeißelt war.

Das so lang entbehrte Schauspiel ergriff ben Herzog. Er wußte, jener Greis, der dem Zug voranschritt, ist Eriulf, der Gode, der einst sein Lehrer war, und jene Männer, die gemessen hinter ihm schritten, sind die Altesten der Edelsippen des Landes. Aber dies Wissen wurde überwältigt von dem feierlichen Klang des Liedes und der Gewalt der Jahrhunderte alten Aberlieferung.

Nun lag der Festplat im zudenden Licht der rotbrennenden Fadeln. Der Schnee glühte, als hätten Flammen die weite Fläche und die Felsen erfaßt. Unwirklich waren die Gestalten der Fadelträger, die langsam und gemessen zum Steinsarg schritten. Dreimal wurde der Felsblock umrundet, dann bildeten die Fadelträger einen Kreis.

Jetzt legte sich ein junger Gehilse des Goden in den Felsensarg. Hengist wußte wohl, daß er wie ein alter Mann verkleidet war. Der Mummenschanz hatte ihn vor Jahren mitunter verärgert. Damals schien er ihm Frevel am Göttlichen und seinem Wirken zu sein. Jetzt aber wußte er, daß auch dies nur ein Sinnbild war für die waltende Macht, die sich im "Stirb und Werde" offenbart.

Zwei Männer lösten sich nun aus dem Kreis der Facelträger, um die Wache am Sarge zu halten. Die andern wandten sich zur Felswand zurück und verschwanden im Dunkel einer Schlucht.

Hengist kannte die Höhle, in die der greise Gode die Männer führte. War nicht auch sie ein Sinnbild für den ewig gebärenden Schoß der Mutter, für die Erde, die Mutter der Menschen und Tiere, der Bäume, Früchte und Gräser?

Eine Rune, in die Felswand geschlagen, würde nun im Licht der Faceln erscheinen. Die Rune der Wintersonnenwende, der Mutternacht, das Zeichen der in die Tiefe gesenkten Wurzeln allen Lebens. Vor ihr würde der Gode die alten Worte sprechen:

> "Nieder neigte ich mich, Nahm die Stäbe auf, Nahm fie stöhnend auf. Zu wachsen begann ich da Und wohl zu gedeihen."

Wie ein Kind aus dem Schoße der Mutter geboren, verwurzelt im Erdreich der Sippe, entsprungen dem roten Lebenssaft, dem ewigen Blut, genährt von den Quellen, die aus dem Leib der Mutter, der Erde, slossen! Stieg nicht auch die Sonne in diesen Mutterschoß hinein, um neu und jung zu werden? Barg sich nicht alles Lebende in dieser Mutternacht unter der weißen Decke, um in neuer Geburt zu erwachen? Kündet dieser Gang zu dem Schoß der Erde, in diese Felshöhle mit dem Runenzeichen, nicht sinnbildlich den Weg, den jeder Lebende gegangen ist?"

"Weise ward ich da. Wort mich von Wort Zu Wort führte. Werk mich von Werk Zu Werk führte." Der Spruch brangte fich bem Bergog auf die Lippen.

"Leben zum Tod Und Tod zum Leben führt, Mann zum Weibe, Blut zu Blut Zu Kind und Sippe"

fügte Hengist wie im Zwang den Worten des alten Sanges neue Berse hinzu.

War nicht die Mutternacht höchste Verpflichtung gur Sippe?

Nun kam der Zug der fadeltragenden Männer wieder aus dem Felsen heraus. Aufs neue glühte der Schnee auf, brannten die Zaden der Steinmauer und der Türme. Mit seierlichen Schritten umwandelten die Alten, vom Goden geführt, den Felsensarg, dem nun verjüngt ein Knabe entstieg. Jetzt siel die harrende Menge in den Sang ein, der hell zum Sternenhimmel aufstieg.

Als gäbe die göttliche Macht den Menschen Antwort, schwang sich die silberne Sichel des Mondes über den Wald. Die goldene Irminsul auf dem Turmselsen glänzte auf. Der Gesang wurde froh und beschwingt. Der Gode führte den

Fadelreigen auf ben ichmalen Steinftufen zum Turmgemach aufwärts.

Aus den Reihen des Volkes lösten sich Männer, die neue Faceln entzündeten. Endlos schien der Reigen zu sein, der sich um die Felsen zog und zum Sipsel aufstieg. Frohe Ruse erschallten. Das Leben war aus dem Mutterschoß der Erde wieder emporgestiegen. Die Nacht schien sich zu lichten, und über die Andacht schwang sich die Freude.

Alls dann auf den Bergen rundum die Sonnenwendseuer aufflammten, als sich die jungen Paare zum Reigen und zum Sprung durch die Flammen ordneten, als sich die Liebenden fanden und Hand in Hand den Flammenstößen zuseilten, zog sich der Herzog zurück. Er, den harter Kampf, Wogenschwall und Männerringen, Ruder und Schwert durch Jahre beherrschten, gelobte sich zu, während er durch den dunklen Bergwald wanderte, dem Sinnbild der Mutternacht zu dienen und ein Weib zu suchen, das seines Blutes würdig war und vermochte den Reigen der Geschlechter, Art und Kraft seiner Sippe, durch Zeit und Raum zu tragen.

Rurt Paftenaci

Erst wer im Marschtritt Kämpfern sich verbunden, erst wer der Fahne solgt, entgeht der Zeit. Es lebt das Reich in seinen hohen Stunden. Wir sind das Opfer, und wir sind bereit.

Sergbert Mengel

Der Mensch gewann das Feuer von der Erde, so ward sie Acker, und zu seinem Herde, so ward er Herr, so ward die Erde Knecht, und wollt ihr frei sein, wahrt das Feuer recht.

Hans Baumann

Laßt das Feuer niemals sterben, das in euern Herzen steht. Rings ist Asche und Verderben, und ein Hauch von Moder weht. Laßt das Feuer niemals sterben, das in euern Herzen steht.

Hans Baumann



- 2. I: Siehe, wir stehn I treu im geweiheten Kreife, dich zu des Daterlands Preise bren: nen zu fehn.:1
- 3. I: Heilige Glut : I rufe die Jugend zufammen, daß bei den lodernden flammen I: wachse der Mut! :1
- 4. I: Auf allen Höhn: I leuchte, du flammendes Zeichen, daß alle feinde erbleichen, wenn fie dich fehn! I
- 5. 1: Höre das Wort! : I Dater, auf Ceben und Sterben hilf uns die freiheit erwerben! I: Sei unfer Hort! :I

Die Heimholung des feuers

Die Mittwinterseier hat ihre Eigenberechtigung als das Fest der jungen Mannschaft. Das lodernde Sonnwendseuer ist immer wieder ein tieses Erlebnis. Und es muß einmal eine Zeit kommen, wo ein junger Deutscher das Sonnswendseuer ebenso entbehren würde wie den Tannenbaum und die Weihnachtsslieder, wenn ihm das Geschick dieses versagen würde.

Aber das Feuer der Mannschaft muß irgendwie in lebendiger Beziehung stehen zum Feuer im Haus: zu den Rerzen am Tannenbaum. Die Heimholung des Feuers, die diese Brücke schlägt, ist in den letzten Jahren vor dem Krieg entstanden, muß über den Krieg hinweg ruhen, da ja die Verdunklung — die uns das Wesen der "tiessten Nacht" und der "Wiederkehr des Lichtes" erst eigentlich wieder zum Bewußtsein gebracht hat — das Anzünden von Sonnswendseuern nur in wenigen Sauen Deutschlands gestattet, aber der Brauch soll im Bewußtsein des Volkes bleiben, um nach dem Krieg Brauch des ganzen Volkes werden zu können, wie der Maibaum und der Erntekranz. Auch diese Bräuche sind in den Städten und in vielen Landgemeinden nicht bodenständig gewesen, aber sie haben das deutsche Wesen durch ihre Herkunst so angesprochen,

daß es keiner Verordnung oder Zwangsmaßnahme bedurfte, sie wieder einzus führen — es war, als ob das Volk auf sie gewartet hätte. Und noch eins hat sich gezeigt: Weder der Maibaum noch die Erntekrone sind zu reichss oder gaueinheitlichen Gebilden erstarrt, im Gegenteil, überall haben sich bunte Formen durch des mit ihrer Errichtung verbundenen Brauchtums herausges bildet, und das Leben flutet durch die beiden großen Festtage des Jahres.

Sbenso kann die Heimholung des Feuers im Volke Fuß fassen, da sie aus einer Aberlieferung kommt und in ihrer Idee und ihren Formen auch heute

noch zeitgemäß ift.

So wurden früher zur Mittwinterzeit in allen Häusern die Herdseuer ges löscht und auf den Höhen durch die Jungmannschaft ein neues Feuer entzündet, von dem jeder einen Brand mit auf den Hof nahm, das erloschene Herdseuer neu zu entbrennen. Ein wundervoller Gedanke, daß nun das Feuer auf jedem Herd den gleichen Ursprung von jenem gemeinsamen Feuer in der Mittwinters

nacht genommen hatte. Somit die überlieferte Form!

Heute holen wir das Feuer heim in die Städte, Märkte und Dörfer und zünsben mit ihm dann alle unsere Lichterbäume in den Stuben an. So etwa wurde in verschiedenen Gegenden Großbeutschlands vor dem Kriege die Heimholung begangen (es ist aber bereits überall aus der Eigenart der Landschaft anders gestaltet worden): Am frühen Abend des Wintersonnwendtages marschierten die Gliederungen und Berbände zu der Stätte, wo bereits seit Jahr und Tag das Mittwinterseuer abgebrannt wurde. Sie hielten ihre kurze und eindringsliche Feierstunde ab, sangen ihre Lieder, warfen Tannenkränze in die Flammen und entzündeten zum Schluß ihre Fadeln am Feuer. Im Schweigemarsch gingen sie zu Tal, von weitem schon sichtbar im Zug der leuchtenden Fadeln.

Inzwischen hatten sich auf dem Markt am Tannenbaum die Frauenschaft, der BdM und die Arbeitsmaiden versammelt, und die ganze Bevölkerung kam dazu. Es wurden neue Weihnachtslieder gesungen, es wurde dazwischen vom Turm geblasen, dis ein seierlicher Bläserruf den Zug der Männer ankündigte. Diese marschierten heran und nahmen Ausstellung am Tannenbaum. Der Ortsgruppenleiter grüßte das Feuer und verlas die Namen derer, die im vergangenen Jahre in der Gemeinde verstorben waren. Dann wurden die Fackeln zusammengeworsen und das Lied vom guten Kameraden klang vom Turm.

Nur ein junger Führer hatte seine Fadel behalten, er ging zum Tannenbaum, zu bessen Füßen in einer grünen Klause eine dide Kerze aufgestellt worden war. Dieses Licht entzündete er mit seiner Fadel und warf sie zu den übrigen. Mit dem Anzünden der Kerze wurden auch die Lichter am Tannenbaum zum Glühen gebracht. Sodann verlas der Ortsgruppenleiter die Namen der im letzten Jahre geborenen Kinder.

Ein gemeinsames Lied: "Sohe Nacht ber Haren Sterne" beendete die Mitt-

winterfeier.

13 Weihnachten 193

Bis zum 24. Dezember hütete eine Wache die brennende Rerze unter bem Tannenbaum.

Am frühen Weihnachtsabend, um die Zeit, wo zu Hause die Eltern den Kindern den Gabentisch herrichteten und die Mütter froh waren, die unruhige Gesellschaft für einen Augenblick los zu sein, zogen diese mit selbstgebauten Laternen durch die Stadt und jedes holte sich vom Tannenbaum, von der Weihenachtsterze, das Licht für seine Laterne und bekam sogar noch ein Gebäck für den Tannenbaum mit, das die Bäcker des Ortes eigens hiersür gebacken hatten.

Das Licht wurde ins Haus getragen und manche Kinder brachten es auch dem Nachbarn. Mit diesen Lichtern wurden dann am Weihnachtsabend sämtliche Lichterbäume des Ortes entzündet, und so konnte der Vater unter dem Tannenbaum erzählen, wie die Männer oben am Berg das Feuer angezündet hatten, die neue Sonne zu begrüßen und dann wäre das Licht in den Ort gewandert, hätte drei Tage unter dem Tannenbaum gebrannt und sei nun in alle Häuser gebracht und alles Licht käme oben vom Berge.

Es wird nicht lange dauern, dann werden neue Weihnachtslieder um die Heimholung des Feuers entstehen und neue Weihnachtsgeschichten. Wer sich den alten Kinderglauben bewahrt hat, wem Weihnachten mehr ist als ein Erholungstag oder eine Gelegenheit, sich beschenken zu lassen, der wird freudig dabei sein, wenn das Feuer vom Berge kommt und wenn die Kinder das Feuer ins Haus holen, denn wenn wir irgendein Brauchtum unseren Kindern anvertrauen, dann wird es lebendig bleiben, denn sie hüten ihn, wie unsere Ahnen einst ihr Feuer gehütet haben.

Thilo Scheller



Die Wintersonnenwende der Mordlandfischer

Kalt war es. So bitter falt, daß es einen friert bis ans Herz. Es knisterte bas Eis in den Steinen. Und das blieb der einzige Laut.

Aus den klartiefen Wassern der engen, schneeverwehten Bucht steigen die Felsen himmelhoch und starr und winterlich. Sine Welt: öde wie die Erde vor dem ersten Tag...

Der starke Geruch von Tang und Teer, von feuchten Neten und Fischen liegt

ichwer in der Luft. Galzhauch der Gee mifcht fich hinein.

Ein paar niedrige Holzbauten stehen hoch droben auf den Klippen. Schauen wie tief in Sedanken herab. In den Häusern bleibt es still, als wohne niemand mehr darin. Nur dann und wann ächzt irgendwo ein Tau, knarrt eine Bord-wand an den Pföcken.

Nun knirscht ein Riel auf den Strand. Rufe kommen. Rufe gehen. Und jedess mal, wenn auch die letzte Spur von Nachhall ganz vergangen ist, dann werden für einen großen tiefen Augenblick alle Dinge stiller, als sie lange, lange

porher waren.

Männer in schweren Felljaden ziehen ihre Boote hoch aufs Land. Das war stets ein hartes Stüd Arbeit zum Schluß. Der Atem geht ihnen wie weißer Rauch von den Lippen, und in den Bärten und Gesichtern blinkt der Reif. An diesem Abend kamen sie zurüd von der See. Zurüd nach jener kargen Nordslandserde, auf der sie ihre armen Hütten hatten. Ja, das ist ihre Heimat, eine steinerne Insel mit wilden verzweifelten Graten und Scharten, mit hell leuchtenden Wächten und sich ins Meer abstürzenden Wänden.

Männer in beinhart gefrorenen Stiefeln steigen über das Felsgeröll den Strand hinauf. Auf schrägen Schneehängen malen sich schon die Schatten des frühen Abends in blassem, wunderlichem Blau. Der Seewind rauscht in den düsterhohen Bergzinnen. Hinter den Schären wettert die Brandung, und weit

im Weften rollt das eisgraue Meer.

In einem sturmgeschützten Winkel jener Einödswelt haben Nordlandssischer ihr Dasein auf den Stein gebaut. Und das wurde der Fleden: Raudawik. Ein paar Holzhütten in einer bergumklammerten Bucht. Felsen, lauter Felsen: sie sind da die Welt. Ja: Steine, immer wieder Steine. Groß und grau. Blöde, vom Frost zersprengt. Darauf sind ringsum die hölzernen Häuser, Hütten, Speicher und Schuppen gesetzt. Und die schauen unentwegt hinüber nach der See.

Ein Stüd weit auf dem Sund kommt noch ein Boot zurück. Jan, der Alte auf Skaröv, rudert heim von den äußeren Inseln. Es brachte kein Glück, wenn man zur Julzeit das Garn draußen ließ. Er hatte seine Meinung darüber. Und die anderen sagten wenig dazu. Der alte Jan mußte es wohl wissen. Nun gleitet das letzte späte Boot in die Enge des stillen Hafenraums. Dorts hin, wo schon die anderen sich zusammendrängen und warten und warten . . . , wo all die matt gewordenen Wellen über leises Zittern zerrinnen.

Jett hallen noch einmal die Ruse, dröhnen harte Tritte auf den Planken. Schwer und laut gehen die Segel nieder. Jan Skarön und Lars, der Sohn, waren die einzigen, die heute in der Dämmerung kamen. Sie schaffen wie stets in ihrer selbstverständlichen Gemeinschaft. Als endlich jedes Gerät seinen alten Ort gesunden, bleibt der Junge im Vorschiff lange stehn.

Hinten sinkt der kurze Wintertag zwischen den Holmen und Schären hinab. Ein violetter Streifen über Wolken von Perlmutterglanz leuchtet noch eine Weile im Horizont, ehe er seine wunderliche Farbe ganz verliert.

Nun breitet sich widerum die Stille aus. Ihr gehört das enge Hafeninnere, ber glatte Wasserspiegel, die nahe See — und alle, alle Fernen auch.

Die Umrisse der Schuppen und Hütten rinnen mit den satten Grauformen der Hügel und Klippen zusammen. Groß und still atmet die See gegen den Strand. Nur ganz draußen vor den steinernen Inseln singt das Nordmeer seine wilde Melodie...

Lars Starön ist wieder daheim. Und ringsum versinkt alles Leben so tief in einer Winterwelt aus Eis und Schnee und Dunkelheit, daß es beinah wie ein Märchen ist, an jene kleine Stadt zu denken, mit ihren hellen Lichtern fern überm Sund.

Hin und wieder fällt irgendwo noch eine Tür ins Schloß, hört man schneeumhüllte Stiefel über hölzerne Stiegen gehn. Draußen und drinnen kommen und wandern die Stimmen. Sie klingen froh und festlich heute. Die Leute auf Skarön rüsten zum Jul.

In der großen Stube mit der hohen Balkendede hatten sie seit drei Tagen geseuert. Es sollte doch recht schön warm da drinnen sein, wenn am Julabend hier alle Zusammenkamen. Sonst war man um diese Zeit bloß in der kleineren Winterstube. Dort blieb die Wärme besser im Raum. Und dort stieß auch der Nordwind nicht so hart an die Wände.

Auf den Fliesen des offenen Feuers brannte harzenes Tannenholz. Das roch immer so gut. Über die blankgescheuerten Dielen streuten sie eben noch das Wacholdergrün. In der großen Stude begann es weihnachtlich zu werden. Wachslichter flammten hoch und stille auf dem Leuchter. Jeht wurde der Langetisch zum Jul gerichtet wie alle Jahre. Das Leben war karg in Raudawik, manchmal sogar bitter arm. Doch an diesem Abend, da galt das länger nicht.

Was man seit langem sich aufgespart, kam jetzt an die Reihe. Und das Beste, was auf dem Meer in diesen Wochen zu sischen war, mußte heute auf den Tisch. Man durfte doch wissen, daß man an Jul zu einem Fest ging.

Die Kastenuhr mit den fröhlichen Rosenmustern tidte laut und bedächtigt die großen Stunden der Mittwinternacht. Jemand kam mit neuen mächtigen Scheiten von Birkenholz. Auf dem breiten Gesimse des Kamins standen die zinnerenen Kannen, die Krüge und Teller blinkten im roten Widerschein der Glut.

Sanz sacht hatte jemand im Türwinkel der Stube seine Fiedel aufgenommen, hatte leise, kaum hörbar leise, ein paar Takte gestrichen. Jetzt greift er die Töne. Eine Melodie, die man kannte, seitdem man Kind gewesen, und die wiederkam, Jahr um Jahr.

Einer zündete die blanken Wachslichter in der hohen Tanne an. Strahlend fiel ihr Schein in die Weite der Stube hinein und malte lauter schimmernde

Kringel an die Baltenwand.

Die Muhme hielt die Hand über die Augen. Es war heute soviel Helle in allen Dingen. Ja, es war Jul. Und die jetzt jung waren auf Starön, die faßten sich die Hände und tanzten um den brennenden Baum einen lachenden Lichterreigen.

Ja, es machte froh, endlich mal wieder viel, viel Licht in der großen Stube zu haben!

Über Wochen war ringsum die Finsternis gewachsen. Das begann eines Tages da drinnen in dem äußersten Winkel der Sunde, wo die Felsen steil und hoch den Himmel stehn. Dort kam mit einmal das Licht nicht mehr hin. Dann blieb es auch über der Enge der inneren Bucht und über dem kleinen Hasen fort, und schließlich kamen all die Tage, wo der Himmel nur blaukalt und starr auf die hölzernen Hütten und das frierende Leben herniedersah.

So war es an Gutwettertagen. Manchmal aber gab es nichts als Grau und lauter Grau. Dann hingen die Wolfen dis sast auf die niedrigen Dächer herab. Und manches Mal schneite es Tag und Nacht. Und hell wurde es niemals recht. Dann kamen die Schatten über die User gestiegen wie ein dunkler Fluß, der alles Land überschwemmt; die Inseln, den Strand und zuletzt die Berge auch.

In Naudawik fiel keine Sonne mehr durch die Scheiben. Nur auf den höchsten Schneegipfeln leuchtete es zuweilen im Süden feuerrot. Und dann war es kalt und winterstill in der grauen Bucht . . .

Aber einmal wurde es so, als stünde die Sonne seit Tagen hinter den Bergen still. Das geschah alle Jahre und war immer so wunderlich. Das gab es vielleicht nirgendwo sonst noch auf der weiten Welt.

Dann wechselte die Zeit. Nun wuchs das Licht von Tag zu Tag wieder tiefer

in die Nacht hinein. Ein Licht, von dem man noch nicht recht zu sagen weiß, wo es am Morgen und am Abend bleibt. Aber man begriff es schon am Weg und an der Länge der Schatten: Jeht begann eine andere Zeit. Einmal kam nun schließlich auch nach dem Nordland wieder die Sonne.

Die alte Frau auf Starön blickt vor sich hin. Sie sitzt ein wenig vorgeneigt und hat die Hände müde im Schoß. Längst ist ihr Haar ganz eisengrau gesworden, sieht hart und spröde aus wie der Flachs auf dem Rocken. Sie hat ein paar Augen, die zu diesem winterlichen Haar sonderbar passen. Dunkse Augen, ein wenig verschlissen, aber immer noch recht, um damit hell und weit über das Meer zu blicken.

"Großmutter, Großmutter", rufen ein paar helle Kinderstimmen durcheinsander, und die Kleinen sehen sorschend und ungeduldig die alte Frau auf Skarön an. "Gibt es am Julabend keine Trolle droben in den Bergen? Rollen sie dann keine Blöcke und Steine über die Hänge hinab? Sind heute wirklich die Alben da hinten im hohen Wald nicht so böse wie sonst?"

Großmutter nidt, und die Kinder wissen nicht recht, was sie jetzt gemeint hat. Aber wie das zu verstehen war, dessen mussen sie sicher werden. Das mussen sie genauestens bestätigt haben.

Als sie jetzt noch einmal beginnen, hat Großmutter die ganze hohe Wichtigsteit jener Fragen auch verstanden. Sie muß sich ein wenig bedenken. Dann sollen sie alle einmal herhören. Weil heute Jul ist, soll es eine schöne, lange Geschichte geben. Nun — sie will ihnen erzählen, wie das in der Mittwinterzeit einem mit den Bergriesen ergehen kann:

Es war einst eine arme Bäuerin, die wohnte mit ihren drei Söhnen in einem kleinen Balkenhaus tief drinnen in der Ödmark. Sie hatten nichts zum Leben als den kargen Ader und ein paar Geißen im Stall.

Einmal im Winter waren alle Vorräte zu Ende gegangen. Da stieg der Alteste hinauf zu einem kleinen Bergsee droben im Hochland, schlug ein Loch ins Eis und begann, die Angel zurechtzulegen. Da kam ein Troll daher und sprach mit schrecklich grollender Stimme: "Fischst du in meinem See, so geht es dir schlecht." Da nahm der Junge Reisaus und kam mit leeren Händen heim. "Warum kommst du ohne Fisch zurück?" fragten die andern. Da erzählte er seine Begegnung mit dem Bergriesen. Danach ging der zweite Sohn ins wilde Hochland hinauf. Und wie er eben seine Angel auswersen wollte, kam wiederum der Troll. Auch diesmal drohte er surchtbar, daß ja niemand es wagen sollte, aus seinem See die Fische herauszuziehen. Da rannte auch der andere Sohn davon, so schnell er nur konnte. Nun machte sich der dritte Sohn

auf. Er ging an die gleiche Stelle, wo auch die übrigen gewesen. Wie er kaum seine Angel im Wasser hatte, stürzte der Troll mit großen Schritten herbei und wiederholte in argem Grimm, was er früher angedroht. Ohne Zaudern antswortete ihm nun Björn: "Wenn du nicht still bist, dann breche ich mir dort eine Tanne ab und verhaue dir bös damit das Fell." — "Bist du so start?" meinte der Troll? — "Ja, soso start, das bin ich schon", gab der Junge zurück. — "Dann kannst du wohl in meinen Dienst treten?" schlug der Riese vor." — "Daran habe ich schon gedacht", stimmte Björn gelassen zu und ging mit dem Troll davon.

Am ersten Tag sollte er der Riesin beim Teigbereiten helsen. Und dafür mußte sie zunächst noch ein Paar Bütten Wasser haben. Doch die Kübel waren so groß, daß Björn sie nicht einmal von der Stelle rücken konnte. Da ging er hinaus und begann, rund um den Brunnen einen Graben zu ziehen. Erstaunt sah der Riese diese Arbeit an. "Was willst du nun?" fragte er. "Ich will den Brunnen nach drinnen bringen", sagte Björn kurz, "es ist doch keine Sache, solche Kübel zu tragen." "Nur nicht", wehrte der Troll ab. "Du mußte nicht so mit meinem Brunnen umgehen. Komm lieber wieder herein." An diesem

Tage wurde aus der Arbeit nichts mehr.

Am anderen Morgen sollte Björn ansangen, Korn zu dreschen. "Die Dreschsssellegel hängen hinten an der Wand", sagte der Troll. Doch diese Hölzer waren so elend schwer, daß man hätte glauben können, sie seien da angewachsen. So kletterte Björn jeht in das Fenster der Scheune hinein und blickte nach dem Wald hinüber. Wie der Riese nach einiger Zeit noch immer nicht das Trommeln der Dreschhölzer hörte, ging er hin, um einmal nachzuschauen. "Was tust du?" fragte er den Jungen. — "Ich will eben drüben in den Wald, um mir ein paar Fichten abzubrechen. Mit den Dingern da kann ich nicht dreschen", bekam er zur Antwort. "O weh", rief der Troll, "du bringst mich ja um meine Scheune." So gingen sie zusammen in die Stube. Und aus der Arbeit wurde auch diesmal nichts mehr.

Am britten Tag nahm er Björn mit in die Schmiede, daß er ihm helfe, eine Axt zu machen, Björn sollte am Blasedalg stehen. Doch der war so ungeheuerslich, daß niemals ein Mensch hätte etwas damit ansangen können. "Wenn ich blasen soll", erklärte Björn, "dann wird es wohl so kommen, daß die ganze Kiste herunterkommt. Mit solchem Spielzeug ist ja nichts Gescheites zu machen." — "Na, ja", meinte dazu der Troll, "dann will ich lieber blasen." Wie das Eisen glühend war, warf er es auf den Amboß. Und jetzt sollte Björn zuschlagen. Doch den Hammer brachte er nicht von der Erde weg. Da ging er auf den gewaltigen Klumpen Erz los, den der Troll draußen vor der Schmiede liegen hatte. "Was willst du mit dem" fragte der Riese. "Ich muß einen ordentslichen Hammer haben", gab der Junge zurück. "Nein, nur nicht", schrie der Troll. "Du schlägst mir den ganzen Amboß zu Bruch."

Nun war der Riese den Burschen herzlich leid. Er wußte bloß nicht, wie er ihn auf gute Art los werden könnte. Schließlich fragte er: "Wenn du soviel Gold bekommst, wie du zu tragen vermagst, würdest du dann deines Weges ziehen?" — "So viel, wie ich tragen kann — nein, das wäre wohl ein wenig zu viel verlangt", meinte darauf Björn. "So viel, wie du tragen kannst, das mag auch genug sein." — "Hm, sagte der Troll, "ich habe zwei Säde gefüllt." "Nimm noch einen dritten dazu", bestimmte der Junge, "sonst pade ich mir selber an die sieben Stüd." "Nun ja", sagte der Bergriese, "auf einem Sad mehr komt es gewiß auch nicht an." Und dabei blied es. Eine kleine Weile später lud sich der Troll die Last auf den Rücken und trabte heim nach der Waldstube des Jungen mit drei Säden Gold. Und da war es nur noch einen Tag dis Jul.

Seither lebten fie im Glild alle noch viele, viele Jahre.

Jan Skarön hatte das Kinn in den Händen geborgen. Auch er lauschte wie die anderen noch immer hinüber. Der Schein von Kerzen sladerte über seine Züge. Seltsam traten so die Runen des ernsten Antlikes hervor. Sie deuteten auf harte Arbeit schon in jungen Jahren. Sie deuteten auf unendliche Mühen ein Leben lang. Und von Grübeln und Schwermut war noch etwas anderes dazu gekommen: etwas Mübes und Stilles.

Draußen begann es zu wehen. Es ging ein Rauschen in der Ferne, und bisweilen klang ein dunkles, dröhnendes Singen darein. Das tat wohl die See.

Vielleicht war es gut, an diesem Abend nicht wieder bloß darauf zu horchen. Lars griff sich die Fidel. Es war ihm, als könne er ihr nach langer, langer Zeit endlich wieder ein paar jubelhelle Töne abgewinnen.

Manchmal, wenn die Melodien etwas leiser wurden, kam das große Brausen der See dis in die Stube hinein. Das blied dann eine Weile da. Und es schien, als paßte jener Ton seltsam gut mit all den anderen Dingen rings zusammen.

Vor den breiten Fenstern standen die Bergstürze des Nordlands düster und kantig scharf. Wie dünne, weiße Ränder zeichneten sich überall blinkende Wächeten vom Schnee ein. Der liegt tief in den Spalten und Sprüngen des mächtig schwarzen Gesteins. Heulend fährt der Wind in die Felsen. Floden wirbeln. Nebel geistert. Fahle Wolken lichtern in die düstere Zerrissenheit jener Schattenwände... Neues Wehen rauscht auf. Aus dem schwarzen Sturz der Berge jagen blasse Schneegespenster und treiben nun ihr Wesen in der Welt...

Auf Skarön schlagen Eisnageln hart gegen die Scheiben und die groben Balkenwände knarren zähe, wenn die Stoßwinde die Giebel paden und das hölzerne Haus schütteln.

Da — auf einmal lebt die große tiefe Finfternis. Taufend Stimmen werden

wach. Es ächzt und klagt. Es ruft und schreit. Und dann antwortet's droben nächtlich aus den Bergen. Die Dunkelheit hat ihre Mächte losgelassen.

Drinnen horchten sie lange und stumm hinaus, und hörten, wie die Nacht und die Welt laut mit sich selber sprachen.

Leute auf Skarön. Es stöhnten die Balken. Es heulte unterm Dach. Wie das nur klang! Eine Steineule schrie auf überm Sund. Uh-hu! Und aus den Felsen kam es zurück. Uh-hu... Den alten Jan fror. Er rückte ein wenig näher ans Feuer. Konnte so wohl ein wirklicher Bogel schreien? Ja, vielleicht. Und wenn es nicht so war? Drunten im Gebälk der Hütte dröhnte es wie nach einem schweren Schlag. Das Tor kreischte in den rostigen Angeln. Dann blied es eine Weile still. Jeht war jemand drinnen. Im Schuppen machte sich einer an den Rudern zu schaffen. Und jeht war es so, als trüge jemand sie hinaus. Und wieder begann dann drinnen irgendwer zu poltern. Es stöberte einer überlange zwischen den Segeltüchern und Decken herum.

Ja, in dieser Nacht kamen sie... alle, die einmal auf Skarön ihre Zeit gewesen, die dort das Nehgarn aufs Meer gerudert und mit dem Einsah des Lebens einem harten Dasein gedient. Einmal im Jahr — zu dieser Stunde — kamen sie, um zu wissen, ob alles wie immer war. Ob man ihr karges Dasein

fo weitergegeben von Gefchlecht gu Gefchlecht . . .

Wieder schrie die Tür vom Schuppen her: so laut und kalt — —. Warum wohl noch immer keiner den Weg dorthin fand?

Richt für alle Reichtümer ber Welt ging jemand von Raudawif um biefe

Stunde in ber Julnacht aus.

Jan Skarön grübelte mit tiefen Furchen in der Stirn. Lauschte und lauschte. Sonst war es bloß in der schwärzesten Finternis dem alten Jan so. Wenn die Kerzen im Leuchter brannten oder wenn alltags auch nur das dösige Licht der Transaterne in seine Gedanken leuchtete, dann hielt er schon stand. Nur in der Mittwinternacht, da war es anders. Wer ein Leben hindurch ausgehalten in Raudawik, dem kam das nicht so selten vor. Ja, seine ganze Düsternis der Winter, die litt er nicht länger mehr. Dann horchte er auf Dinge, die andere nicht hören... Die Dunkelheit hat mancherlei Macht über Menschen und Dasein. Und über den alten Jan kam sie so.

Es schlug Mitternacht. Die Uhr im Kasten schnarrte ihre alte Weise, und die Wände lauschten ihr wie immer. Auf den steinernen Fliesen lohte die Flamme hoch. Es knisterten die Scheite. Jan Skarön sog stumm den Dust der brennenden Birkenhölzer ein. Und hielt die Hände lange gegen die Wärme.

Wer wußte, ob er wohl noch einmal die neue Sonne sah? Wer einen ewigen Winter lang da drinnen in der eisgrauen Bucht aushielt, der trug in sich eine so seltsame Sehnsucht nach einem leuchtenden Tag. Und wenn endlich dann die Stunde der Lichtwende aus dieser Düsternis wuchs, dann fam es über die Leute von Raudawif wie ein großes Heimweh. Ein uraltes, wunderliches Heimweh. So war es alle Jul.

Draußen schneite es aus einem unsichtbaren Himmel. Ganz sacht, ganz ohne Eile schwebten die weichen Floden herab. Feines, leichtes Geriesel ging unaufhörlich nieder. Das fällt auf die Berge, die Insel, fällt auf den weiten Sund. Und die Hütten schwinden unter weißen, wachsenden Dächern.

In der engen Bucht schliefen die Boote und Schiffe ihren Schlaf so fest, daß sie nicht merkten, wie der Schnee sich auf Taue und Masten, auf Steven und

Burgfpriet heimlich niederließ.

In den Jul-Stuben über dem Steinstrand von Raudawit brannten Lichter die ganze Nacht. Und das war wie eine erste Helle in all der Abgrundstiefe jener großen Nordlands-Winternacht.

Der alte Jan Starön hielt noch immer die Hände gegen die Wärme der Glut. Dunkelrot leuchtete der Widerschein des Feuers ihm übers Gesicht. "Mitt-winternacht, große Nacht", nickte er vor sich hin.

Die Sonne begann ein neues Jahr.

Frit Bolberg



THE PROPERTY OF THE PROPERTY O

Kriegsweihnacht Notzeit Kampfzeit

esitz stirbt ippen sterben Du selbst stirbst wie sie Lin Eins weiß ich das ewig lebt DER TOTEN TATENRUHM

EDDA

Deutsche Art ist es, Weihnacht zu feiern; keiner unserer Feinde kennt den Zauber, die Macht des Lichterbaumes auf unser Gemüt, auf unsere Kraft. Bleiben wir deutscher Art treu! Denn deutsche Art ist noch ein Größeres, deutsche Tugend eine vor allem: das ist die Treue! Treue zu einer großen Sache zumal! Und ist dieser Krieg keine große deutsche Sache?

Bleiben wir also bem Kriege treu, Kameraben! Wenn wir ihm treu bleiben bis ans Ende, so bleiben wir auch dem Vaterland treu. Mit dieser Gewisheit wird uns unser heutiges Kriegsweihnachtssest nicht zu einer Sentimentalität werden, nicht eine Hingabe an wehmütige Gedanken, sondern zu einem Symbol und sichtbaren Zeichen ungeheurer Gemeinsamkeit in unserer deutschen Art.

Aus einer Ansprache des Ravallerie-Rommandeurs Rudolf Binding am 20. 12. 1915 an seine Reiter



- 2. Helles Cicht, flamme weit, daß da bricht die Dunkelheit! Ceucht den Jungen, leucht den Alten, Licht muß doch den Sieg behalten. Helles Licht, flamme weit!
- 3. funke, flieg in die Zeit! Künde Krieg weit und breit allen, die zu hadern wagen, die im Herzen Zwietracht tragen! funke, flieg in die Zeit!
- 4. flamme, gluh Herzen heiß, daß da früher jeder weiß, wo er seine Pflicht wohl finde und mit Blut sich an sie bindel flamme, gluh Herzen heiß!

Roulers, 26. Dezember 1914

Mit dem Heiligen Abend gingen zwei furchtbare Tage zu Ende. 48 Stunden hatten wir da des Schrecklichen hinter uns.

Ich habe manche Minute, die Hände um das Gewehr gefaltet, ein Gebet zu den Sternen hinaufgeschickt. Daß wir heimkommen würden, glaubte keiner mehr. Aber gefürchtet habe ich mich nicht. Ich dachte nur: Gott lenke, wie es

gut ift! Und bann das Gefühl: Könnte man nur felber etwas tun!

Ich wurde am 23. zum Essenholen kommandiert. Wie ich wiederkam, hatte ein Volltreffer meine Deckung zerschlagen. Mein Sitzkamerad Henn, bis an die Hüfte im Regenwasser, war tot; der Schädel durch, und ein Splitter im Rücken. Er saß noch wie eine Viertelstunde vorher, als ich ihn verließ, das Gewehr im Arm. Mein lieber Nachbar, Freund F..., hatte zwei schwere Verletzungen. Im ganzen an Toten 8 und Verwundeten 37 Mann (von 85 verloren!).

Da ich burch diesen Volltreffer deckungslos war, tat ich mit dem Feldwebel, meinem Unteroffizier und vier Mann das einzig mögliche: schanzen. Raus aus dem Graben und Bohlen zusammengeschleppt. Das Gewehrseuer regte keinen von uns mehr auf; denn daran gewöhnt man sich. So arbeiteten wir im Monds

fchein wie die Pferde; Schaufel an Schaufel, Bohlen bazwifchen.

Und dabei doch die Gewißheit: Ein Bolltreffer auf die Deckung, und alles ist umsonst. Aber es ist wenigstens Arbeit, und Mut ersordert sie auch. Dann werden noch die Drahtverhaue fertiggemacht, die die Pioniere liegenließen. Nun noch die Flinte schußfertig und den Toten die Marke abgenommen. So bricht der Bescherungsmorgen an.

Den ganzen 24. lagen wir in der Deckung. Der Feldwebelzugführer lag neben mir. Wir rauchten andauernd und zählten die Schüsse. Der Feldwebel war in Südwest, hat seit dem 8. August alles mitgesochten, ist beim Todessturm auf Dixmuiden dabei gewesen und im Granathagel an der Nser. Aber das achtundvierzigstündige, mit kurzer Nachtruhe unausgesetzte Granatseuer in den Schützengräben mit Volltressern sei bis jetzt nicht dagewesen. Als ich die Meldung vom Tode unseres Kompagnieches über die Strecke, auf der alles tot und verwundet war, weiterbesörderte, erhielt ich einen leichten Splitter auf den
Helm. Mein Gewehr ist zertrümmert. Ich holte das Gewehr eines toten
Kameraden.

Dann kam die sternklare, heilige Nacht. Das Schreien der Verwundeten, das Pfeisen der Gewehrkugeln, das Platzen der Granaten — eine surchtbare Weihnachtsmusik. Endlich, um 2 Uhr, kam die Ablösung. Die Leute waren noch nicht vorn gewesen und regten sich über das furchtbare Gewehrseuer auf, so daß alles in Unordnung kam. Gott sei Dank, daß die Schurken da nicht gesstürmt haben. Wir trabten über die gefrorene Wiese. In dem zerschossenen Dorf

traf ich meinen stellvertretenden Rompagnieches, den der Tod seines Vorgänsgers ganz aus dem Häuschen gebracht. Wir sammelten ein paar Mann, und

ich führte fie als einziger Wegtundiger aus bem Gefechtsfeld.

Mit welchem Wonnengefühl ich am Weihnachtsmorgen nach stark siebensstündigem Marsch in die diamantglitzernde Winterlandschaft mit der goldroten Sonne schaute, beschreibe ich nicht. Das Leben ist doch herrlich schön. Und Weihnachtserinnerungen! Ich habe Feierstunden gehabt seit dem entsetzlichen Heiligen Abend. Wir seiern konzentriert. D, du fröhliche, o, du selige! und es schneit draußen! Jetzt wird Grog geholt und auf Dein Wohl getrunken — und morgen geht's wieder vor!

Lubwig Finte, gef. 9. Mai 1915 por Nieuport



Dezember 1916

In unserem Unterstand von neuem fröhlich lautes Treiben. Und einmal, da ist es auch ganz still und weh geworden. Da erzählte mir einer, der erst am lautesten schrie und krawallte — die anderen Kameraden sind vor nach dem Kampsgraben gegangen — von seinem Leben und Kämpsen und Treiben im Kriege. Sein Bater starb — während er draußen kämpste —, er und noch drei Brüder. Die Mutter sucht er heute auf dem Friedhof: sie schmückt das Grab des Baters. Seine arme Mutter, die ihn zu Weihnacht nicht mit irdischem Sut beschenken kann, und die er gerade deshalb so heiß und innig liedt. Mutter: das Wort hat er erst im Kriege verstehen gelernt, während einer Schlacht, als neben ihm irgendeiner — ein Kriegssreiwilliger war's — fällt, der ihm eben erst zugesslüstert: "Nur eines wünsche ich mir jeht: noch einmal meine Mutter sehen." Da ist es ganz still und weh bei uns geworden. Und der Erzähler hat ausgehört. Mit der Hand gewinkt. Nicht daran denken.

Sans Mierifd, geft. 9. Mai 1917 (Felblagarett Staben)

Chiry, westlich Moyon, 25. Dezember 1914

Das Schönste, das ich im ganzen Kriege erlebt habe, war heute der Gottesbienft in der frangofischen Rirche, der erfte im Felde, denn bisher hatten wir bazu feine Zeit, mußten auch taum, mann Sonntag mar. Da fagen fie: Infanteristen, Artilleristen, und Pioniere, so wie sie aus dem Schützengraben herauskamen, und fangen: "Das ift der Tag, den Gott gemacht" - und burch zerschossene Fenster fuhr der Wind und der grollende Kanonendonner ersetzte die Baffe der Orgel. Auch hier in der Rirche brannten die Weihnachtslichter und gaben ein heimisches Licht zu den Worten, die der Leutnant von der Artillerie fprach. Ginen Geiftlichen hatten wir nicht. Aber wozu auch: War es nicht viel ichoner fo? Da fagen fie beieinander, Ratholiten und Protestanten, bie doch nur einen Glauben haben follten, ben beutschen Glauben. Und wie Erz und Gifen flangen die Worte über das Wefen des Deutschen, deffen Bochftes die Treue und die Liebe ift, aber nicht eine findische Liebe, fondern die Liebe gur Raffe und gum Bolt, bas fein Recht mit dem Gifen in der Fauft verteidigt bis zum Tobe. Chr. Brautlacht, gef. 23. Mai 1916 bei Givengy

Einfame Wacht

Schneekühle Nacht! Es knarrt der Frost im Eise, der Sturm singt harte Weise. Der Friede, den ich preise, der ist in Bann und Acht.

Brandhelle loht! Mord, Haß und Tod sich recen ob der Erde zu grauser Drohgebärde, daß niemals Friede werde, Schwurhände blutigrot.

Was Frost und Leid! Mich brennt ein Eid, der glüht wie Feuerbrände durch Schwert und Herz und Hände. Es ende drum, wie's ende — Deutschland, ich bin bereit.

Walter Fleg, gef. Oltober 1917 auf Dfel





Kriegsweihnacht

Ob Ihr draußen an den Grenzen nach den stillen Sternen späht, ob im Strahl der Weihnachtskerzen Euer Traum in Fernen geht,

ob Ihr still an schwerer Bürde, gar an bangem Ahnen tragt, ob ein Keim der Hoffnung heimlich sich in Euer Herz gewagt,

Brüden finden heut' die Herzen über Nacht und Zeit und Raum, und von tausend Sehnsuchtsflammen strahlt der deutsche Lebensbaum.

Rarl-Seinz Relting, gef. 23. August 1940

24. Movember 1915

Bitte schmücke einen Baum. Es ist mir ein lieber Gedanke, daß daheim auch ein Baum brennt. Du brauchst auch gar keine traurigen Gedanken zu haben. Wir dürsen uns bedanken, wie ich's getroffen habe, und wie es jeht mit dem Baterland steht. Und Du wirst doch nicht traurig sein, wenn Dein Sohn als Soldat draußen steht. Also keine Rührseligkeit, sondern seid lustig. Tränen gibt's anderswo genug, und wenn die Leute nach dem Kriege diese Tränen nicht vergessen, dann ist's noch Zeit und für sie die größte und beste Lehre aus dem Krieg. Unsere Zeit braucht härtere Herzen. Möchten sie zur rechten Zeit weich sein.

Eugen Gura, gef. 7. August 1917 in ben Bogefen

Die Floden tanzen durch die Zweige und häusen sich sein säuberlich auf den Lattenrosten, ein weißer Strich neben dem andern. Sie hüpfen gegen die Scheisben, schwelzen und machen den nachfolgenden Platz. Drüben auf der Schreibsstube liegt es schon handbreit. Der kurze Schornstein qualmt eifrig, ab und zu quirlt ein Funke dazwischen, das tanzt und hüpft und flockt und weht in lautloser Emsigkeit und es macht besonderen Spaß, in die Höhe zu schauen und zu sehen, wie die kleinen Dinger aus dem großen grauen Nichts hervorsschaukeln.

"Da fommt ber Weihnachtsmann . . ." fagt Schwartfopf.

Aber es ist nur der Unterossizier Adels, der mit seinem weißgesleckten Bart würdig über den Lattenrost schreitett. Er kommt aus der Schreibstube, und sein Sesicht ist in ernste Falten gelegt. In diesen Tagen lastet schwere Versantwortung auf seinen Schultern. Die Feldpost, die Pakete, der Lebensmittelsempsang, den die hohe Intendantur ihrerseits nach Krästen auf das Fest abzustimmen trachtet, die Veschaffung eines Weihnachtsbaumes für die Rompanie, von Kerzen und Lamettafäden — das alles sind Probleme, die zu denken geben. Dabei ist die Sorge um den Weihnachtsbaum bestimmt überslüssig. Man braucht kein Wort darüber zu verlieren. Soweit man das Leschle kennt, wird er ohne weiteres am Tage vor dem Fest mit seiner Art in den Wald gehen und eine Stunde später die schönste Tanne des ganzen Verduner Abschnitts kunstgerecht gesällt nach Hause schleppen. Es müßte sonst nicht das Leschle aus dem Kinzigtal sein.

Und dann — glaubhaft ober nicht, es ist Tatsache! — erscheint Braschke in persona in der Barace, man denke — Braschke! Schwartstopf reißt die Tür

auf und brüllt "Achtung!"!

"Aber bitte, bitte,..." sagt Braschke, "ich will gar nicht stören, ich komme nur einmal herüber..."

Damit tritt er vollends ein, geht an den Kanonenofen und wärmt sich die Hände. Was soll man dazu sagen?

"Bofemüller", fagt Brafchte.

"herr Felbwebel?"

"Wir haben Nachricht vom Strade bekommen. Sie behandeln ihn jett in der Universitätsklinik. Der Chefarzt schreibt, daß er wohl am Leben bleibt. Aber mit den Augen ist natürlich nichts zu machen. Und dann liegt noch ein Brief von einer Schwester dabei. Strade läßt euch sagen, es gehe ihm ganz gut, ihr sollt keine Angst um ihn haben, jett brauchte er auch nicht mehr soviel zu sprechen."

"Das ist schon richtig", fagt Schwartstopf, "in der letten Zeit hat er un-

natürlich viel gesprochen, es machte einen gerabezu ängstlich."

"Dann hat er noch eine Bitte, ihr sollt ihm hier und da einmal schreiben, am liebsten Siewers oder Schwartzopf, weil die die beste Handschrift hätten. Die Schwestern hätten ihm versprochen, sie würden ihm immer alles vorlesen, und wenn sie es ein paarmal gelesen hätten, dann würde er es auswendig lernen und könnte es sich im Stillen immer wieder vorsagen."

"Ja, Herr Feldwebel, das wollen wir machen."

"Und dann", sagt Braschte ein wenig verlegen, "habe ich noch ein Weihnachtsgeschenk für uns alle. Es ist gerade vor einer Stunde gekommen und
außer dem Hauptmann und mir weiß noch niemand davon. Ich will es euch
aber trotzem sagen. Das heißt, eigentlich sind es zwei Geschenke. Wir kommen
fort. Morgen früh reist das Vorkommando. Es ist aber diesmal ernst, nicht
wie früher. Die Infanterie wird schon seit gestern nacht abgelöst, die ersten
Transportzüge sahren schon."

Die Schneefloden tanzen vorm Fenster. Der Schornstein auf der Schreibstube qualmt hastig und voll Eifer. Der Kanarienvogel macht einen Triller.

Man hört es ganz beutlich, so still ist es.

"Herr Feldwebel", sagt Wammsch ruhig, "warum läßt man uns nicht hier? Früher, da hätten wir wohl gern manchmal sortgewollt. Aber jetzt wäre es schon besser, sie ließen uns hier..."

"Du kannst ja hierbleiben", sagt Schwartztopf, "vielleicht läßt du dir am Bauxkreuz eine Villa mit Warmwasserheizung bauen, und in der Bruleschlucht

richten fie bir einen Tennisplat ein."

"Wammid ...", fagt Braidite betroffen, "ift das Ihr Ernft?"

"Jawohl, Herr Feldwebel, das ist mein Ernst. Es wäre mir schon lieber, wir tönnten hier bleiben. Es ist ja ganz ruhig hier geworden. Man sühlt sich hier doch wie zu Hause. Es sind so viele hier, die man gekannt hat, und die auch nicht mehr fortkönnen. Bei denen möchte man am liebsten bleiben."

"Man fühlt sich boch wie zu Hause...", hat er gesagt. Das klingt entsetzlich traurig und sonderbar. Das klingt beinahe wie Schicksal. Braschke spricht um einen Grad leiser. Er ist gekommen, um Freude zu machen. Und nun ist es

gar feine Freude.

"Wammsch", sagt Braschke und nimmt einen neuen Anlauf, "ich habe gesbacht, daß Sie morgen mit dem Vorkommando führen. Aber ich habe noch einen besseren Vorschlag, das ist das zweite Weihnachtsgeschenk. Aber Weihnachten fahren zehn Mann der Kompanie in Urlaub. Jetzt können Sie wählen, ganz wie Sie wollen. Entweder morgen das Vorkommando nach Lothringen und erst im Januar auf Urlaub — oder noch sechs Tage hier und Weihnachten in Urlaub."

"Aber Bosemüller ist doch vor mir an der Reihe...", stottert Wammsch. "Das ist ja gar nicht wahr", sagt Bosemüller. "Du hast mich doch damals außer der Reihe vorsahren lassen..." "Beruhigt euch", fagt Braschke würdevoll, "Bosemüller fährt gleichzeitig." Wieder ift Stille.

"Dann... Dann möchte ich lieber hierbleiben und Weihnachten in Urlaub fahren...", fagt Wammich leise.

Auch Brasche ist jeht still. Was ist denn nur? Ist es nicht verständlich, daß einer lieber noch sechs Tage hierbleibt und dann Weihnachten zu Hause ist, als daß er morgen nach Lothringen fährt und erst im Januar nach Hause kann? Ist denn das nicht selbstverständlich, wenn einer daheim eine Frau und drei kleine Kinder hat, die jeht schon zwei Weihnachten ohne den Vater waren? Und wo es doch nun hier ganz ruhig geworden ist? Warum schweigen sie denn? Brasche hat ihnen doch weiß Gott gute Nachrichten gebracht? Braschke war beinahe wirklich wie der Engel mit den weißen Flügeln und den Lametta-haaren. Warum geht Braschke denn so still und beklommen hinaus? Gehört sich denn das sür einen Weihnachtsengel? Warum macht denn nicht wenigstens Schwartstopf einen With?

Zwei Tage später kommt der Befehl, daß der Abtransport der Rompanie um acht Tage verschoben wird, weil zuerst noch die Unterstände in der neuen zweiten Linie vollendet werden sollen. Die Unterstände sind beinahe fertig.

Um Abend ruden bie Buge in Stellung.

Es ist nun wirklich ruhig geworden. Nur hier und da fällt noch ein Schuß. Und außerdem sind es nur noch vier Tage bis Weihnachten.

Nach zwei Tagen sind sie fertig dis auf einige Kleinigkeiten. Morgen werden sie abrücken ins Lager. Weihnachten wollen sie im Lager seiern. Bosemüller und Wammsch haben sich verabredet, den Heiligen Abend noch bei den andern zu verbringen und am ersten Feiertag abzusahren. Am Neujahrstag wird Wammsch zu Bosemüller in den Schwarzwald sahren, das hat er ihm sest verssprechen müssen. Braschke stellt den Fahrschein entsprechend aus, obwohl es nicht erlaubt ist. Der Hauptmann unterschreibt, ohne ein Wort zu sagen.

Wammsch ist damit beschäftigt, die fertigen Stollen zu vermessen. Natürlich verlangt die Division einen kilometerlangen Bericht. Wozu haben sie denn einen Stellungsbaukontrolloffizier. Die andern liegen im Wohnstollen und klönen. Es schneit schon wieder. Wammsch bleibt ein bischen lange. Sie besunruhigen sich nicht darüber. Er wird irgendwo sinnieren, er ist überhaupt so nachdenklich geworden in der letzten Zeit. Die Ruhe an der Front bekommt ihm nicht, er muß sich erst daran gewöhnen. Schwartskopf erzählt die tollsten Geschichten, und das Leschle sperrt den Mund auf.

Schließlich wird es ihnen doch ein bißchen komisch, daß Wammsch nicht kommt. Das ist doch sonst nicht seine Art. Sie gehen in den Graben und suchen ihn. Schwartskopf behauptet, daß er im Nachbarstollen zum Vermessen ist. Sie rufen in den Stollen herab. Reine Antwort. Sie sehen sich gegenseitig an. Aber

noch will keiner dem andern eingestehen, daß er ängstlich ist. Was soll denn auch passieren? Wahrscheinlich ist er irgendwo eingeschlasen.

Gie rufen laut feinen Namen. Reine Antwort. Gine unheimliche Stille

überall.

Siewers geht nochmals zu dem Stollen zurud und stedt eine Rerze an. "Wahrscheinlich schläft er unten . . . ", sagt er und seine Stimme zittert.

Er tommt in ben Stollen und leuchtet. Es ift nichts gu feben.

"Wammich ...", stammelt er vor sich hin. Er tann nicht rufen. Es schnürt ihm die Reble zu.

Was ist denn da in der Ede? Der Stollen war an der Schlußwand noch nicht mit Rahmenholz abgestützt. Da ist etwas nachgerutscht. Die Erde muß sich durch den Regen und den Frost gelodert haben.

"Paul, Schwartflopf... Lesch...", ruft Siewers heifer und lehnt sich an.

Sie tommen herunter. Niemand fpricht. Siewers zeigt mit ber Sand.

"Da ...", lallt er.

Sie scharren mit bebenden Sanben die Erbe weg. Gie muhlen.

Da kommt ein Bein zum Vorschein. Es ist Wammschs Schuhwert. Sie sehen

es alle. Reiner fagt es.

Nach einer Viertelstunde haben sie den ganzen Körper bloßgelegt. Wammsch ist tot. Sein Gesicht ist von einer völligen Ruhe. Niemals hat er im Leben so seierlich ausgesehen. Die Erde, die beim Vermessen nachgestürzt ist, hat ihn lautlos begraben. Vosemüller und Siewers knien neben ihm. Schwarzkopf und Lesch haben die Mütze in der Hand und stehen dahinter.

Es ift in ber Bauche. Jenseits ber verschneiten Landschaft liegt erftarrt und

weiß überzogen wie von einem Leichentuch ber Berg.

Werner Beumelburg

Soldatenweihnacht

Ein Licht ist uns erglommen, Das wuchs in jeder Nacht, Will über uns auch kommen, Will in uns sein entsacht.

Es fommt aus alten Mären Mit seinem jungen Schein. Auch Herzen, die sich wehren, Solln neu entzündet sein.

Es kommt zu uns Soldaten, Aus Kinder- und Mutterland, Auf Helmen und auf Granaten Hat oft sein Schein gebrannt.

Es ist nicht so verwundert Wie du, es weiß vom Krieg, Jahrhundert um Jahrhundert Kam aus der Nacht sein Sieg.

In keinem Volk auf Erben Ward's noch so hell und rein. Wo kann's so Weihnacht werden? In beinem Volk allein.

Das Licht, es will dir scheinen Wie aus einem Muttergesicht, Das über dem Wunder des Kindes Dich anschaut und stumm zu dir spricht.

Bergbert Mengel

Weihnachtsbrief aus dem Often

Liebste Mutter! Sei nicht traurig, wenn ich auch in diesem Jahr nicht bei Dir bin. Jeden stellt die Pflicht auch zur Weihnacht an seinen Platz. Für uns ist es der verschneite Graben vor den Sowjetstellungen. Die Pflicht ist hart, aber gehöre ich nicht zu meinen Kameraden, mit denen ich nun sechs Monate Schulter an Schulter in Kampf und Gesahren des Ostens zusammenstehe, mit denen ich seiner und schöne Stunden verlebte, und deren schönste es sein wird, wenn wir am Weihnachtsabend um den Tannenbaum sitzen und aus der Weite der russischen Erde sich vor uns die Heimat austun wird — die Heimat, für die wir marschieren, kämpfen und aushalten, die Sein wied unser sit?

Du machst Dir Sorge? Du meinst, wir wären einsam und verlassen hier draußen? Wo Kameraden sind, wo gleichgesinnte Menschen einer großen Idee dienen, kann es nie einsam werden. Die Kameradschaft des Krieges kennt kein Berlassensein. Zwar sind wir Tausende von Kilometern von Euch zu Hause getrennt, und doch werdet Ihr alle am Weihnachtsabend mitten unter uns sein.

Im vorigen Jahr war es in Frankreich. Wir saßen in unserem schlichten Zimmer an der spanischen Grenze und hörten über den Rundsunk jene Sendung, die uns alle — ob in Narvik, in Hendage, in der Geborgenheit der Heimat oder auf sernen Meeren — zu einer einzigen großen deutschen Familie verband. So wird es auch diesmal sein. Ganz in unserer Nähe wird ein Mikrophon in einem kleinen Bunker der Waldai-Höhen stehen, und der Unterossizier, der im Osten serngetraut wurde, wird das erstemal mit seiner jungen Frau sprechen können, der Obergesreite wird seinen Bruder aus dem Afrikakorps rusen, und der Gesreite, der jüngste seiner vier im Felde stehenden Brüder, wird über den Ather dem Bater in Hannover seine Weihnachtsgrüße bringen. Sie sprechen sür alle, die wir im Norden der Ostsront auf Posten stehen, ihre Wünsche sind unsere Wünsche. So nimm dann, liedste Mutter, die Grüße jener Infanteristen auch als meine Grüße.

Im vorigen Jahr war es in Frankreich. Damals saßen wir in einer stillen sauberen Stube. Heute hoden wir in einem engen Bunker, und 150 Meter von uns seuert ein Maschinengewehr. Damals war es wie Weihnachtsfrieden. Heute ist härtester Kampf. Aber was kommt es viel auf Außerlichkeiten an. Wir haben im Feuer des Krieges einen unbestechlichen Blid bekommen und sehen nicht so viel auf Schale und Kulisse als auf das Echte des Kerns. Draußen wird es in diden Floden schneien, und der Schnee wird unter den Stiefeln des Postensknirschen. Wir werden um unseren Tannenbaum sitzen, den wir vom letzten Spähtrupp mitbrachten, im Osen werden die Fichtenkloben knistern und wohlige Wärme spenden, von der erdenen Wand wird mir Dein Vild entgegensehen, und aus Deinen Pädchen, die jetzt noch der Hauptseldwebel sorgsam versteckt

und hütet, wird all Deine mütterliche Liebe mir entgegenströmen. Wir werden glüdlich sein und reich beschenkt. Wir werden über alle Grenzen und Weiten zu Euch in die vertraute Stube kommen — Ihr werdet in unseren Bunkern sein, und so werden wir gemeinsam das Wunder dieser Kriegsweihnacht erleben und ihren Sinn verstehen — in stolzer Erinnerung an Deutschlands größtes Jahr, und in mutiger, unverzagter Sammlung vor neuen großen Ausgaben, die uns dem Sieg und auch der Heimat entgegenführen.

In folder Zuversicht gruße und fuffe ich Dich als bein Being.

Seing Thiel, 1941

Der toten Soldaten Beimfehr!

Einmal im Jahr, in der heiligen Nacht, Verlassen die toten Goldaten die Wacht, Die sie für Deutschlands Zukunst stehn, Und kommen nach Haus, nach Art und Ordnung zu sehn.

Schweigend treten fie ein in ben festlichen Raum -Den Tritt ber genagelten Stiefel - man hört ihn taum Sie ftellen fich ftill gu Bater und Mutter und Rind; Aber fie fpuren, baß fie erwartete Gafte find: Es brennt für fie eine rote Rerge am Tannenbaum, Es fteht für fie ein Stuhl am gebedten Tifch, Es glüht für fie im Glafe buntel ber Bein, Und in die Weihnachtslieder, gläubig und frifc. Stimmen fie fröhlichen Bergens mit ein. Sinter dem Bilb mit dem Stahlhelm bort an ber Band Stedt ein Tannenreisig mit filbernem Stern. Es duftet nach Tannen und Apfel und Mandeltern Und ift alles wie einst — und ber Tod ift so fern. — Wenn dann die Kerzen am Lichtbaum zu Ende gebrannt Legt der tote Goldat die erdverkrustete Hand Jedem der Kinder leise aufs junge Haupt: "Wir ftarben für Euch, weil wir an Deutschland geglaubt." Einmal im Jahr, nach ber heiligen Nacht Beziehen die toten Golbaten wieder die ewige Bacht.

Thilo Scheller

Kriegsweihnacht auf hoher See

Sie saßen beide an dem kleinen Tisch, abseits von den anderen. Es war den ganzen Abend viel Fröhlichkeit gewesen, trotz allem Ernst der Zeit. Denn die Menschen wollten atmen, wollten vergessen, was so drohend war und so schwer. Die Blicke des jungen Seeossiziers aber waren, als begriffen sie dies alles nicht recht. Eine Unruhe lag in ihnen, und dann wieder eine Verträumtheit und Besangenheit. Er war wie ein Fremder in dem glanzvollen Saal. Er bemerkte auch kaum, wie die Augen der jugendlichen Frau, die schließlich allein bei ihm weilte, sich fragend zu ihm wandten.

Die anderen, die dis vor kurzem hier gesessen, waren enttäuscht fortgegangen. Sie hatten die Schilberung gesahrvoller, nervenspannender Erlebnisse von ihm erwartet — und hatten einen Schweigsamen gefunden, den sie nicht verstanden, der ihnen fremd, unheimlich erschien.

Der Offizier war in seinen Gebanken weit von hier. Er blidte in gischtende, überkämmende Nordseewogen, spürte das Beben des Schiffskörpers unter seinen Füßen, forschte durch die Dämmerung, in der Meer, Horizont und Nebel ineinander schwammen, und hoffte auf den ersten leuchtenden Stern am Himmel der Nacht.

Doch plötzlich fuhr er auf und strich mit der Hand über die gebräunte Stirn. Dann lächelte er ein bischen verlegen; nur mühsam versuchte er, sich zurecht zu finden. Schimmernde Lampen, glänzendes Parkett, Musik und nahe das Stimmengewirr der Menschen. Wo war er denn?

Er fah verwundert die Frau an.

"Sie hier?" fragte er. "Bei mir? Allein? Wo blieben denn die anderen? Die waren doch eben noch hier. Ach so, sie gingen wohl... Ja, ich weiß, ich bin ein langweiliger Kerl geworden. Das hat mir schon mancher gesagt. Und es mag richtig sein! Da draußen, nur das Meer um sich, Wasser, nichts als Wasser, und Himmel, Wolken, Nebel, Sturm, und voraus allenfalls der Feind, mit dem es ein Kennen oder Kampf gibt auf Leben und Tod — man verliert da die Geschwähigkeit... Aber daß Sie bei mir sind, ist lieb von Ihnen, Ingeborg!"

"Ich verstehe Sie, Joachim, so gut. Doch — Sie müssen auch die Freunde verstehen. Ist der Wunsch derer, die Ihnen nahe sind und von Ihren Schicksalen hören möchten, so unverständlich?"

"Aber was wollen die Leute hören? Die Kämpse, die Bersenkungen, die Kriegslisten — das alles ist in Zeitungen und Büchern hundert- und tausend- mal beschrieben, und was ich vielleicht ein Erlebnis nennen würde, das ist so unbedeutend, so — ich will einmal den törichten Ausdruck gebrauchen — interessesses, daß niemand einen Sinn dasür haben kann."

"Niemand, Joachim?" erwiberte bie junge Frau und fah, als hätte fie zu

viel gefagt, zu bem Wortfargen hinüber. Der fing den Blid auf.

"Ja, Sie sind anders, Ingeborg, und Ihnen — gut, ich will Ihnen ein kleines, scheinbar belangloses Erlebnis erzählen, aber das wundersamste, das ich auf meinen Fahrten gehabt. Ich weiß, Sie lächeln nicht darüber, langweilen sich auch nicht.

Sie besinnen sich, als dieser Krieg ausbrach und die Begeisterung alle packe, da riß es auch mich mit fort. Vielleicht war es nur Abenteuerlust und der Drang nach dem Neuen, Unvorstellbaren, was mich tried. Aber, mag das auch der Ansang gewesen sein, es war schließlich doch ein richtiges Feuer, das in mir flammte, kein Strohseuer wie bei so vielen. Jedensalls begann in mir, dem "lustigen Jochen", ein Selbsterkennen, ein Emporwollen. Ja, Ingeborg, ich wurde ein ernster oder, wenn man will, langweiliger Mensch. Und se mehr die große Woge ringsum abebbte, um so inniger verwuchs mein ganzes Ich mit der bedrohten Heimat und unserm opferbereiten Volk. Dieses erst dunkle Sesühl ward eines Tages zur Klarheit in mir. Da siel mir in einem Liebeszgabenpäcken ein Band Gedichte zu. Weiß Gott, Ingeborg, ich hatte sür Gebichte nie geschwärmt, aber seht zwang es mich, das Buch zu öffnen, und ich las das erste Gedicht. Von einem Arbeiter war es, und nun hören Sie die Strophe, die mir unvergestlich geblieben ist:

"Daß kein fremder Fuß betrete den heimischen Grund, Stirbt ein Bruder in Polen, liegt einer in Flandern wund. Alle hüten wir deiner Grenze heiligen Saum — Unser blühendstes Leben für deinen dürrsten Baum, Deutschland!"

Dies Wort wurde mir Bekenntnis. Es verließ mich nicht, und in allen bunklen und drohenden Stunden klang es in mir wie ein Eid:

"Unfer blühenbftes Leben für beinen burrften Baum!"

Wir haben dunkle Stunden gehabt, Ingeborg. Doch ich will davon schweigen. Die Rameraden an Bord sprachen ja auch nicht davon, aber gefühlt haben sie es alle. Außerlich waren wir meist guter Dinge — aber in aller Augen trat bald ein eigener Glanz. Beschreiben kann man das nicht recht, doch mußte ich manchmal an den Glanz denken, den innen die Muscheln haben.

Da schwammen wir denn, abgeschnitten von der Welt, wie der fliegende Holländer auf dem Meer, monatelang auf Kaperfahrt, und selten genug brachte der Funk uns eine Kunde von Deutschland. Ob wir lebten, das wußte man daheim nicht, und wie es zu Hause stand, davon hatten wir keine Kunde.

So tam bas lette Beihnachten heran, und wir feierten es auf unsere Urt, in ben Gemaffern nördlich von England. Wir beschenkten uns, putten einen

Baum, höchst fragwürdiger Gestalt natürlich, sangen die alten Lieder aus der Kinderzeit und brauten einen Grog. Aber — die echte Weikmachtsstimmung war es nicht. Alle waren mit ihren Gedanken, Wünschen, Erinnerungen irgendswo in der Ferne, daheim. Ein Kamerad, der stand auf, und es zuckte wie Groll über seine Lippen. "Berdammt", preßte er heraus, "so fährt man nun gottsverlassen durch die Welt!" Und das war, unausgesprochen, das Empfinden aller in diesem Augenblick. Freilich, ich hatte es gut, ich hatte meinen Talisman: Unser blühendstes Leben für deinen dürrsten Baum... Aber daß die Fäden zwischen uns und der Heimat so abgeschnitten waren, das war doch schwer zu tragen.

Da, Ingeborg, stürzt plötzlich in unsere Messe ein Kamerad. Er kann kaum sprechen, und, wir täuschen uns nicht, ihm stehen die Tränen in den Augen. "Eben —" kommt es dann mühsam heraus — "eben hat der Telegraphist — etwas ausgesangen — von unserm Admiral, Jungens — die — Heimat — wünscht uns — ein — frohes — Weihnachten — " und draußen war er wieder.

Uns schlug das Herz bis zum Hals. Die Heimat hatte unser gedacht! Ich weiß noch, wie so einer nach dem andern wortlos aus der Messe ging, und wie dann der und jener an der Reeling stand und nach Südosten starrte, dorthin, wo Deutschland lag.

Nachher, es war ganz dunkel, hörte ich zwei Matrosen miteinander flüstern. "Dat was een schöner Heiliger Abend west", meinte der eine von ihnen. "Ja, der schönste mines Lewens", sagte der andere...

Und das, Ingeborg, das war das kleine Erlebnis, von dem ich Ihnen er-

Franz Lübtke



Urlaub - nach vorn!

Ziner, der Romane schreibt, hat es nicht leicht, einmal eine Geschichte zu erzählen, die in allem wirklich und wahr ist.

Nein, was hier steht, ist Wort für Wort geschehen. Es wäre wenig, wenn wir uns bloß darüber freuen würden, daß unsere Dichter heutigentags so etwas schreiben, mehr ist es, daß wir stolz darauf sein können, weil unsere Jungen so sind.

Es war in dem grauen, öden Spätherbst des vorigen Jahres irgendwo in dem grauen, öden Land hinter der Front im Westen. Mit brennendem Herzen war der Junge in den Krieg gezogen, endlich, endlich in den Krieg, bei dem doch alles auf dem Spiele stand, bei dem es um die Welt ging! Und nun kam nichts, nichts als dieses Einerlei der grauen, öden Tage, deren einziger Sinn das Warten war.

Um das Handwerk nicht zu verlernen, wird hier hinter der Front Krieg gespielt, Krieg mit Platzpatronen, mit Rauchgranaten und Pappscheiben, Krieg mit dem Feind, der rote Bänder an den Mützen hat. Das ist alles. Der Junge macht seinen Dienst, genau und sauber. Er läßt sich nicht anmerken, wie ihm zumute ist. Nur einmal flucht er gottlästerlich, wie sie wieder die Gewehre mit den Platzpatronen laden, mit dem lächerlichen Zeug "Kinderspielzeug", wie er es nennt. Die anderen, die in Polen mit dabei waren, verstehen nicht, wie er das meint, sie lachen bloß über seine Ungeduld.

Da geschieht es einmal unversehens, wie alles Große geschieht, daß das Schicksal selbst mitten in seine grauen, tatenlosen Tage hineingreist. Ein seindsliches Flugzeug wird abgeschossen. Es ist nicht das erste, das er splitternd niederschlagen sieht. Aber es trifft sich so, daß er als erster an der Stelle ist. Der Pilot ist verblutet, auch der Beobachter. Der Junge stellt es ruhig sest. Er stellt auch sest, daß keine Brandgesahr besteht. Das Flugzeug ist eigentlich noch gut beisammen. Ein seltener Slücksfall. Er weiß, was das bedeutet. Jetz aber kommen Leute querseldein gerannt, Bauern, Weiber, etliche Goldaten. Alle tun, als hätten sie selbst das Flugzeug abgeschossen. Sie wollen sich ein Andenken nehmen, der dies, der das. Der Junge weiß, wieviel wertvolles Material auf diese leichtsertige Weise schon verlorengegangen ist. Er weiß, was er als erster an der Stelle zu tun hat.

Er stellt sich vor das Flugzeug hin und macht die beiden Handgranaten, die er von der Übung bei sich trägt, scharf und steht Wache. Die Bauern wollen das nicht begreifen, auch die Soldaten nicht. Aber er läßt keinen an die Maschine heran. Sie sehen, daß ihm ernst ist, so schreit er sie an. Abseits bleiben sie alle stehen.

Dann schießt der Wagen des Flugdienstes über den Weg her. Ein Offizier springt aus dem Wagen, ein Oberst. Der Junge meldet. Nun läuft alles in Ordnung. Der Oberst sieht, wie das ist und klopft dem Jungen auf die Schulter: "Gut gemacht!" und blickt ihn prüfend an, denkt, wie jung er doch ist, kaum zwanzig, und freut sich an dem frischen Gesicht "Haben Sie einen Wunsch?" Der Junge schaut auf.

Urlaub, denkt der Oberft, nun wird er um Urlaub bitten, was denn sonst?

Acht Tage, bescheiben, wie er aussieht.

"Jawohl herr Oberft, einen Bunfc!"

"Schieß los, mein Junge!" Er will ihm die 14 Tage leichter machen und nict ihm aufmunternd zu.

"Ich möchte am Weihnachtsabend braugen ftehen als vorberfter Poften,

herr Dberft!"

"Wie?" Der Alte muß fich verhört haben.

Wort für Wort muß ihm ber Junge den Satz wiederholen.

Er hat den Weltkrieg mitgekämpft, der alte Oberst, er hat viel Großes und Erhebendes erlebt in der Zeit, ein ganzes Menschenalter lang, das er Offizier ist. Doch dies erscheint ihm das Schönste. Dieser junge deutsche Soldat, der Leben und Liebe und alles vergißt um des einen willen: Vorn zu stehen im Kamps.

"Seltsamer Wunsch!" knurrt der Oberst. Er will nicht, daß der Junge merkt, wie ergriffen er ist. Und als wollte er ihm auf den Grund sehen, fragt er schroff:

"Saben Sie benn fein Mäbel baheim?"

"Ein Mabel, jawohl!" Der Junge errotet leicht.

"Und trotzdem nehmen Sie den Urlaub nach vorn?" fragt der Oberst prüfend.

"Nach vorn, jawohl!"

Der Oberft schüttelt ben Kopf. Doch eine nie gekannte Freude ist in ihm, ein Stolz, wie er diesen Jungen vor sich sieht. Er legt ihm die Hände auf die Schultern, beide: "Recht so, mein Junge!"

Dem Alten erscheint dieser Goldat als der Inbegriff des Deutschen in dieser Zeit, und er weiß, daß dieses Deutschland, das eine solche Jugend hat,

fiegen wird.

Und so geschah es, daß an jenem Weihnachtsabend des Jahres 1939 ein junger Goldat im vordersten Graben bei Büschdorf über der Saar für Deutschland Wache stand, als Urlaub am Feind.

Carl Springenfdmib

Ich habe diese Geschichte natürlich aus zweiter Hand empfangen, mein Urahne hat sie erlebt und meiner Großmuter weitergegeben. Und sie wieder erzählte sie im ersten Dämmern eines jeden Weihnachtsabends, wenn die Ungeduld des Knaben das Warten nicht mehr ertrug.

Mein Urahne besaß ein Haus und Landgut unweit den Toren einer Stadt, die das Unglück hatte, an der großen Heerstraße zu liegen. Schwerer als auf anderen lag die Last feindlichen Einfalls auf den Bürgern. Das ehemals reiche Sehöft meines Ahnen war schadhaft und halb verfallen, die zwei letzten mages ren Kühe dösten im Stall, das letzte Dörrsleisch hatten die Franzosen gefressen,

als fie voll wilber Zuversicht nach dem Often gezogen waren.

Das war im Frühling gewesen. Der Sommer brachte lähmende, von Angst durchzitterte Stille. Dann aber züngelten die ersten Botschaften auf. Rückzug. Der frühe russische Winter fräße die stolze Armee. Niederlage auf Niederlage. Die Stumpsen hatten nicht mehr die Kraft, das zu glauben. Und wenn sie glaubten, dann stand hinter der erlösenden Kunde die graue Angst vor den Rückehrenden auf, die wohl das Letzte zertrümmern würden, was noch lächerslich kleinem Glück geblieben war.

Der Weihnachtsabend war dunkler als alle Tage bisher.

Im frühen Dämmern saß die Familie in der großen Rüche. Der Vater hatte eine Tanne aus dem Walde und der Sohn bunte Kerzchen aus der Stadt gesbracht, damit nun die Frauen schweigend den Baum schmückten. Der letzte rote Zierat bedte noch zitternd am Aste, da drang schneedumpfer Hushall herein, kein Schellenklang, gespenstig hielt ein Schlitten. Die Zermürdten presten den Atem, die Frauen drängten an die Männer, was immer kam, es mußte Unheil sein.

Noch immer saßen sie reglos, als schon der französische Offizier in der Tür stand. Aus der Tochter brach ein Schluchzen, aber die Alten erhoben sich langsam, decken auf des Fremden Scheiß den Tisch in der dem Fenster sernliegenden Sche, und die Mutter stellte Wasser zu einem heißen Trank auf den Herd. Der Sohn lauschte den Worten der Franzosen. Das war nicht der gellende Abermut von früher, ein geheiter Klang lag darin, sast wie schlechtverhüllte Angst war es zu hören. Höher reckte der Junge den Kopf, wagte es, den Franzosen zu bestrachten. Ein Lachen wollte in ihm ausseinen. Der zerschlissene Belz ließ die Tressen der Unisorm sehen, die Reitstiesel waren von Fetzen umwickelt, und statt des Tschafos decke ein turbanähnlicher Tücherwulst den Kopf.

Der Fremde kehrte fich um, öffnete ehrerbietig die Tür. Ein kleiner Mann trat ein, so dicht in Pelz gehüllt, daß nur zwei stechende Augen aus dem Wirrsal

blidten.

Die Alten kredenzten den Wärmetrank, stellten die letzten Speisen auf den Tisch. Gierig aßen und tranken die Fremden. Dann saßen sie schweigend. Der kleine Pelzvermummte schließ, der andere starrte, den Schlaf bewachend, in das Dunkel.

Schweigend saßen auch die Deutschen, gesenkten Hauptes, sich vor Ungewissem duckend. Nur des Sohnes Auge saßte die Fremden. Tiefer wob sich das Dunkel, spann eine unbestimmte, ahnende Furcht von einer Gruppe zur anderen. Still saßen die Fremden. Sterbekälte kroch von ihnen aus, den Deutschen an die Brust und Kehle, würgte ihren Atem, ließ sie eisig erbeben.

Noch immer mußte der Sohn auf die stummen Gäste starren. Bis er sich langsam dem Bann entwand, sich erhob, an Stein und Stahl Feuer schlug und mit ruhiger Kraft die Kerzen des Baumes entzündete. Heller verströmte das gütige Licht, freier atmeten die Deutschen, lösten sich aus der Starrheit. Der Schläser drüben erwachte, sah ins plötzliche Licht, verhüllte die Augen. Und dann sagte er — mein Urahne hat es deutlich gehört, jedes Wort, er hat den hohlen Klang sein Lebtag nicht vergessen —: "C'est comme une ame brülante!" ("Wie eine brennende Seele!") Dann gingen die Franzosen. Der Schlitten verglitt wie ein Sput. Und der letzte Hushall ertrank im Knistern des Weihenachtslichtes, das in unendlicher Güte mit milder Macht den befreiten Raum erfüllte.

Robert Sohlbaum



Winterfonnenwende

(hans hahne)

Ernft : Cothar p. Knorr

nidyt!



Eine deutsche Mutter

3. ta : gen: Wir fürch:ten uns nicht, wir fürch:ten uns

Als ich dich unterm Herzen trug, da blühte der Klee im Sommerwind. Als du geboren murdeft. da war es November, mein Rind. Da roch bie Luft nach faltem Schnee, da stiegen die Nebel im Wiesental. Da braufte ber Sturm um unfren Sof. und mehte die Wipfel fahl. Du aber wuchst wie ein junger Baum in lachendem Abermut. Du warft unfres Sofes Erbe. Dein rundes Gefichtden wie Mild und Blut. In beinem bernfteingelben Saar da spielte der Heimatwind so gern. Und immer batft bu beim Schlafengehen: "Mutter, zeig mir den Abendftern!"

Doch als die Rinderzeit porbei. da liefft du mir in die Welt binaus. Da ftand gang Deutschland in rotem Brand. Es hielt dich nicht länger zu Saus. Du bift mit vieltaufend andern mariciert, die Fahne gab dich nicht frei. "Was Erbe, was hof, wenn Deutschland ftirbt!" Und überall marft bu dabei. Bis mieber ein Nopember fam. Die Blätter fanten mub und fahl. Da führten fie mich zu dir, mein Rind, zum letztenmal. Da lagft bu, weiß wie frifder Gonee. Deine Augen blidten fo groß und fern. "Mutter, wenn ich jett fclafen geb', bann zeig' mir ben Abendftern."

Und haft bich noch einmal aufgebäumt, nach ber Sahne über bir: "Deutschland, Deutschland muß leben! Ich fterbe doch dafür." Bett geht gu Saufe ber Pflug übers Feld. Du hörft es tief unten im Grab. Und Wind und Regen tragen bir eine frohe Botichaft hinab. Der Führer, für ben bu fo oft marichiert. er hielt feinen Toten die Treu'. Die Erbe, für die du gestorben bift. die deutsche Erde ift frei. Als ich dich unter dem Bergen trug, da blühte ber Rlee im Sommerwind. Und als wir dich begruben, da war es November, mein Kind.

Unne-Marie Roeppen

Weihnachtsabend 1924 auf festung Landsberg

Grau und diister ragten die Mauern und Türme der Festungsanstalt Landsberg am Lech in den dunklen, nebelverhangenen Abendhimmel des 24. Dezember 1924. Vor drei Tagen hatte der Chef auf Grund der ihm, allerdings mit allerhand Auflagen, schließlich doch zugedilligten sogenannten "Bewährungsfrist" die enge kahle Festungsstube verlassen, in die er länger als zwölf Monate verdannt gewesen war. Mit schwerem Herzen und mit wehen Abschiedssgesühlen hatten wir Adolf Hitler von uns scheiden sehen. Uns Zurückleibende bedrückte nicht etwa der weitere Entzug unserer Freiheit sowie die Aussicht auf ein weiters trostloses und zweckloses Leben hinter Mauern und Gittern, sondern das Bewußtsein, daß mit dem Chef unser väterlicher Freund und Berater und zugleich unser treuester Kamerad in guten wie in bösen Tagen von dannen gegangen war.

Das war die Lage am Heiligen Abend 1924. Wir Festungshäftlinge waren im Gemeinschaftsraum versammelt. In einer Ede des sonst abends so düsteren Raumes strahlte heller Lichterglanz vom Weihnachtsbaum, den wir der Anstaltsverwaltung nach mancherlei Kämpsen schließlich doch abgerungen hateten. Leise ertönten aus der Geige eines unserer Rameraden die Klänge altvertrauter und doch immer wieder neuer Weihnachtslieder. Erst sang einer — zaghaft noch — dann siel der zweite ein und schließlich sangen wir alle die alten Lieder. Dann Stille, nur hie und da knisterten die Lichter des Baumes. Jeht sprach Dr. Friedrich Weber zu uns: All' das, was er uns in jener Stunde saste, all' das, was er uns an Liede und Güte entgegenbrachte, wird uns unvergeßlich bleiben und wird immer wieder zu uns sprechen, wenn wir in späteren Jahren, sei es wo auch immer, wieder unter dem Lichterbaume stehen. Alles was Dr. Weber an diesem Tage seiner Familie und seinen Angehörigen an Liede und Juneigung hatte geben wollen, hat er uns in Kameradschaft und Treue gegeben.

Wir gedachten Adolf Hitlers in München, wir gedachten unserer Lieben das heim. In jener Stunde begriffen wir den Sinn und den Inhalt der Stoßtruppstameradschaft, die uns in den engen, düsteren Festungsstuben mit dem Führer und den Kameraden in ganz Deutschland verband.

Dann wurden die hüllenden Deden von den Tischen, die den Lichterbaum umstanden, entsernt. Von unseren Lieben zu Hause, dann aber auch von unbekannten und ungenannten Parteigenossen und Freunden im ganzen Land waren wir samt und sonders mit reichen Saben beschenkt worden. Wünsche, die wir schon Wochen vorher hatten aussprechen dürsen, waren erfüllt worden.

Die Festungsverwaltung hatte in einer Anwandlung menschlichen Berständsnisses für diesen Abend ausnahmsweise ein längeres Ausbleiben der Festungssinsassen genehmigt. Auch die von der Hausordnung vorgeschriebene Alsoholsmenge von einem halben Liter Bier je Mann oder einer Flasche Wein für vier Mann, war für diesen Abend erhöht worden. Dazu kamen seit Wochen ausgesparte Flaschen mancherlei trinkbaren Inhalts, die auf allerlei Ums und Schleichwegen heimlicherweise doch zu uns gefunden hatten.

Wir haben an jenem Abend im Kreise der Kameraden noch lange zusammensgesessen und haben gesungen, gescherzt und gelacht. Doch ab und zu verschwand dieser oder jener aus unseren Reihen, trat still zu einem der hohen vergittersten Fenster und sah sehnsüchtig dort hinüber, wo jenseits der grauen Mauern die nahe und doch so serne Welt der Freiheit still und festlich dalag. Mancher Gedanke eilte durch diese Heilige Nacht nach Hause und mancher Gedanke kam von dort zu uns zurück.

Langsam verlöschten die Weihnachtslichter, und dann war der Heilige Abend des Jahres 1924 zu Ende.

In dieser Nacht haben wir wohl alle noch lange wach gelegen. Manche Frage nach dem großen "Warum?" ist innerlich gestellt worden. Aber auch das große Berstehen dieser Frage überkam uns, genau so wie es vor über Jahressrist über unsere Kameraden, die an der Feldherrnhalle geblieben sind, gekommen sein mag und sie im Todeskamps gewiß noch verstehen ließ, warum sie sür Deutschlands Auferstehung sterben mußten...

Der zweite Feiertag sollte eine besondere Aberraschung und damit das schönste Weihnachtsgeschenk für uns bringen.

Während des üblichen Morgenspaziergangs im Festungsgarten sahen wir plötzlich — wir trauten unseren Augen nicht — im Eingang des Festungshofes einen Mann, angetan mit einem uns seltsam bekannt anmutenden grauweißen Regenmantel. Wie auf Kommando standen wir still und starr — und dann kam ein einziger Aufschrei: "Adolf Hitler! — Unser Führer!"

Ja, es war Abolf Hitler! Die gleich nach seiner Ankunft in München unternommenen Bemühungen, auch uns Zurückgebliebene zum Weihnachtssesst in der Freiheit zu sehen, waren an dem Widerstand der bayerischen Staatsregierung gescheitert. Also mußte und wollte der Chef uns in der Festung sehen.

Darum war er am Morgen des zweiten Weihnachtsfeiertages ganz früh von München abgefahren, um uns in Landsberg am Lech zu überraschen. Alle unsere Hände streckten sich ihm nun gleichzeitig entgegen. Vor lauter Freude wußten wir fast nichts zu sagen. Ganz fest nur konnten wir seine Rechte drücken und ihm dankbar in die Augen blicken. Langsam durchschritt Abolf

Hitler unsere Reihen. Jeden Händedruck erwiderte er. Für jeden von uns hatte er ein freundliches, gütiges und ausmunterndes Wort.

Und dann sprach er davon, daß er nicht rasten und ruhen wolle, bis auch uns, seinen Gesolgsmännern, die Freiheit wieder lache und wir dann mit ihm weiter opsern und kämpsen dürsten, die daß das Deutschland entstanden sei, für das unsere Kameraden an der Feldherrnhalle geblutet haben und gesallen sind, auf daß wir Überlebende zusammen mit dem ganzen deutschen Volk wieder wahrhaft "Fröhliche Weihnachten" seiern könnten, in einem einigen und freien deutschen Vaterland.

Das war Weihnachten 1924 auf Festung Landsberg!

Sans Rallenbach



2In einen Eingeferferten . . .

Der folgende Abschnitt ist, einem Weihnachtsbriefe entnommen, ben Dr. Goebbels 1926 an einen eingekerkerten Nationalsozialisten schrieb. Damals schmachtete ber Gesangene bereits einige Jahre lang in den Kertern des Systems. Die Jähne versaulten ihm, man ließ ihn verkommen. Im Borjahre hatte Dr. Goebbels 600 Mark — geopfert von Arbeitern, armen Bensionären, Erwerbslosen, SA.-Männern, Studenten und Goldaten — dem Eingekerkerten zum Weihnachtssest übersandt. Der Staatsanwalt aber hatte dieses Geschenk an einen kranken Mann, der für seine Liebe zu Deutschland im Zuchthaus sas, beschlagnahmen lassen.

Es ist gestattet, in diesem christlichen Deutschland auf einen Menschen Höllens qualen zu laden und darüber zu triumphieren mit der salbungsvollen Gerechstigkeit des Biedermannes. Für jeden Neger hat die pazisischiche Demokratie ein lächelndes Verstehen. Ihre Wunden dagegen heilen, das ist Verrat am

fouveranen Bolt ...

Draußen liegen wartend die Koffer. Es wird Zeit! Wenn ich nach den Festtagen wieder zurückschre, dann steige ich aus und um, und dann werde ich in einer schweren Stunde vor Ihnen stehen. Dieses Jahr komme ich mit vollem Herzen und mit vollen Händen. Denken Sie: ich durfte nicht aufrusen. Dennoch, von damals dachten einige an Sie und opferten wie selbstwerständlich. Wie soll nun das nächste Jahr werden? Grauenvoll, grauenvoller, als je eins war, auch für uns, auch sür Sie. Dennoch appelliere ich an niemanden mehr. Wir werden das allein schon schon schon sie nicht bei lebendigem Leibe zu versaulen brauchen. Wenn mir jemand jeht in den nächsten Wochen Geldschick, von 20 Pfennigen bis 20 Mark (barüber hinaus geht es bei niemandem von uns), dann kause ich Ihnen dafür im nächsten Jahr Bücher, Seise, Handstuch, und vielleicht sinde ich einmal jemanden, der Ihnen eine Zigarette in die Qual des Sitters hineinschmuggelt.

Ich appelliere nicht, ich sammle nicht, Herr Staatsanwalt: aber ich bitte Sie um des Gottes willen, dessen Geburt auch Sie morgen festlich begehen, desselben Gottes, der am Kreuze starb um der Barmherzigkeit willen, ich bitte Sie nur

eins: helfen zu dürfen!

Aber wohin geraten wir? Das ist ja Verräterei und Feigheit! Prima (so heißt der Gesangene), wie groß ist die Qual geworden, daß wir uns selbst zu Halben degradieren!

Ropf hoch, und bann bie gahne aufeinander, ladend bem Feind ins Muge

geschaut, gebeugt, aber niemals gebrochen!

Wir werden siegen, weil wir besser und größer sein wollen, als die andern sind. Und das soll unsere Ausgabe für das nächste Jahre sein: diesen Willen zu sestigen und zum herrschenden Faktor unseres politischen Glaubens zu machen.

Ein Staat ftirbt, ein Staat wird geboren. Der eine verdirbt an feinen Gunden, ber andere gewinnt Leben aus feiner Größe. Ehre, Charafter und Opfer werden und muffen triumphieren über Chrlofigkeit, Charafterlofigkeit und Mangel an Opfersinn. Das wollen wir draugen predigen, mas Sie hinter Gittern lernten in ichweren, burchweinten Rachten: bag bie Ehre alles ift, daß in ihr der Charafter fich ftählt und daß Opfer zur letten Tat bereit macht. Ehre, Charafter und Opfer werden von uns gu Formen einer neuen Lebenshaltung gestaltet, und in diesem bilbet fich als siegreicher Faktor ber neue Inp, den Sie, den ich, den wir alle vorzuleben haben. Askese ist da mehr als bloße Enthaltsamfeit, Ustefe ift gebandigte Leidenschaft, die in tongentrierter Form auf ein neues Biel gerichtet wird. Wir guichten in uns bewußt ben Stil einer neuen Lebensauffaffung, die uns fähig macht, auch in der Minderheit, und gerade in der Minderheit triumphierend zu glauben und zu handeln. Was wir heute in uns und an uns und um uns beginnen, das ist Mobilmachung zum tommenden Sturm. Bucht bebeutet ba in letter Deutung Uberschwang und Leidenschaft, Difziplin, Tat im freiwilligen Bergicht.

Sie hinter Gittern, wir hinter Gittern, im Zuchthaus, Deutschland genannt, schmachten wir alle und schauen in dieser bitteren Weihnacht durch enge Fenster-lücken in ein Stück sternenübersäten Himmel und meinen, daß doch einmal der Tag kommen muß, wo auch uns ein pax hominibus auf Engelhänden in diese harte Welt getragen wird.

Das sei unser Gelöbnis zu Weihnacht 1926: Nicht zu verzweiseln, Männer zu sein, die Tränen wegzuwischen und zu lachen, hart und grausam, wenn die anderen glauben, uns quälen und peinigen zu können. Man mag uns ans Kreuz schlagen, vom Glauben lassen wir nicht! Man mag uns die Zunge aus dem Halse reißen, dann werden Hände reden und Augen zu sprechen beginnen. Es hat angesangen! Schon hält man draußen den Atem an. Schon peitschen die ersten Hiebe in die entstellte Fraze des Gegners hinein.

Friede auf Erben! Wir pfeifen auf öliges Gerede von Staatsanwälten, Gottesbienern, Ministern und bezahlten Judenknechten.

Hier sei es gesagt, weil Weihnachten das Fest des Friedens ist: es wird keinen Frieden geben, wir werden keine Ruhe lassen, bis unser Recht wieder Recht ist und die Schmach ausgelöscht wird vor der Geschichte.

In einer Zelle brennt eine kleine Kerze, barum klammern sich faltend zwei zitternde Männerhände. Man hört in dieser grausigen Stille nichts als das Fladern des Lichts und den schweren Schlag eines ungebrochenen Herzens.

Und dieser Schlag geht durch Stein und Gitter. Dieser Schlag ist bindend und verpslichtend zugleich. Der warme Blutschlag einer Jugend, die Zukunft ist, einer Jugend, deren Licht durch einen Fetzen Sternenhimmel auch noch in die enge Finsternis von Gitterstäben hineinstrahlt. Sie dürfen nicht verzweifeln! Auch jeht noch nicht! Reiner von uns darf verzweifeln! Wir haben kein Recht, den Kopf zu senken, auch Sie nicht, wir alle nicht! Reiner hat Rechte, alle nur Pflichten.

Wir beugen voll Demut das Knie vor Ihrem Opfer. Unser wird die Rache sein! Auf den Tag!

Das fei mein Beihnachtsgruß.

Weihnachten 1929

Wie war bas boch mit Walter Fischer?...

Ein fabelhafter Kerl, jung, blutjung, wie immer die Tapfersten und Besten. Achtzehn Jahr alt.

Die Penne hat er hinter sich, jetzt gilt der Kampf um Deutschland. Es gilt sich einzusehen als SA. Mann im Frontabschnitt Berlin, der Hölle des Kampses um die Seele des deutschen Arbeiters.

Der Bater sagt nein. — Walter Fischer fügt sich äußerlich. Er bringt Braunhemd, den Affen, das Koppelzeug und sonstige Ausrüstungsgegenstände ein paar Straßen weiter zu einem Sturmkameraden. Alles verschwindet aus der elterlichen Wohnung, denn der Bater duldet es nicht. Den Bater zwingen wirtschaftliche Verhältnisse; er ist Chausseur des rosaroten Polizeikommandeurs Heimannsberg! Da kann er vielleicht nicht anders. Schweren Herzens muß er seinem Jungen den Dienst in der SA. verbieten. Und Walter Fischer sagt nichts und — handelt.

Es gibt keinen treueren SA. Mann im Sturm als den gläubigen Jüngsten unter den alten wissenden Frontsoldaten, der Elite des vordersten Grabens.

Wie war es boch mit biefem Walter Fischer?

Nach langer Zeit marschiert eines Tages der Sausturm Berlin durch das rote Neukölln. Die Kommune gebärdet sich hysterisch. — Durch alle möglichen und unmöglichen Manöver versucht sie, den Marsch der soldatischen Truppe aufzuhalten. Die roten Weiber sorgen bestens dafür, daß die Straßen mit Blumentöpsen bepflastert werden. Die SA. wird bespien und verhöhnt, aber die Polizei greift nicht ein . . .

Ein schneller Opel-Wagen biegt vor den Kolonnen in den Vorplatz des Görlitzer Bahnhofs. Ein weißer Mantel flattert im Fahrwind. Tausend Hände reden sich bem "Doktor" entgegen. An ber nächsten Ede hält er, läßt fie vorbeis marschieren, bis der letzte einfache SU.-Mann vorüber ist.

Auf der anderen Seite hat sich lichtscheues Sesindel gesammelt. Der lette Sturm, die lette Gruppe ist vorbei — da heulen die roten Strolche los, stürmen gegen den Wagen. Knarren werden gezogen, Pistolenschüsse peitschen und Schredensschreie verstörter Weibsbilder durchgellen die Luft.

Die SU. flutet zurück. Der Fahrer versucht mit dem Wagen aus der Schußlinie zu kommen, eine wohlgezielte Klamotte klatscht an seinen Kopf, das Blut rinnt, er sackt zusammen. Der Wagen steht.

Fünf Schritte vor dem Wagen aber steht ebenso ruhig, kaltblütig, ohne Deckung der SU. Mann Walter Fischer, in der Hand eine Schreckschußpistole, und seuert Schuß auf Schuß gegen die Kommune. — Ein Teil türmt, der andere Hausen liegt platt auf der Straße. Von überall stürmt Schupo mit geszogener Knarre heran...

. Das war Walter Fifder!

Und gestern abend machte er Versammlungsschutz. Die ganze erste Standarte schob Dienst. —

In schweigenbem Marich geht es zurud ins Sturmlotal.

Auf den nachtdunklen Straßen nur die SA.-Männer, dahinter ein Polizeis offizier. An den Straßeneden lungern vertierte rote Verbrecher. Sie warten auf die fällige Beute!

Der Sturmführer, beforgt um die Sicherheit seiner Manner, weift ben Polizeioffizier barauf bin.

"Ad was, dazu habe ich keine Zeit. Machen Sie, daß Sie mit Ihren Leuten ins Sturmlokal kommen!"

Im Sturmlokal ziehen sich die Männer um. Sie mussen sich für den Nachhauseweg tarnen. Zivilmantel über die Unisorm, Mütze in die Tasche, dafür einen Spießerhut aufgesetzt, fertig sind sie. Dann vielleicht noch ein Glas Bier, ein guter Skat, ein paar Witze und es wird Zeit, nach Hause zu gehen.

Eine Galve bröhnt! Die Labenfcheibe fplittert.

Buerft ift ber Sturmführer braugen.

Die Strafe ift dunkel, die Laternen find ausgeloscht — nichts zu feben.

Das Mündungsseuer einer neuen Salve zerreißt die lähmende Dunkelheit. Jeht hat der ganze Sturm die Straße erreicht. Einer wälzt sich schon auf der Erde. Den seigen Schützen hat man gesehen. Acht SU.-Männer rasen hinterher, wollen den Lumpen sassen. An der einzigen brennenden Laterne dreht er sich um, ein peitschender Knall — der erste SU.-Mann macht noch ein paar Schritte

— dann bricht er lautlos zusammen. Unter der Laterne, im fahlen Licht, liegt der SU.=Mann Walter Fischer...

Er wird nicht mehr mit strahlenden Augen seine Sturmsahne grißen, sein Platz wird leer bleiben, denn von seinem braunen Hemd, seinem Heiligtum, sidert rotes Blut...

Einer ber Beften - bas mar fein Los - muß im Rinnftein enben.

Sie haben ihn geschüttelt, meinten, er sei nur bewußtlos, baten ihn, ein einziges Mal noch die Augen aufzumachen. Walter Fischer ist tot!

Gerhard Pantel





Und nirgends ist Tod: Das Jahresrad rollt immer wiester zu neuem Ansang, so solgen im Menschenleben Sesschlechter auf Seschlechter. Überall geht es wieder vom Reimen zum Fruchttragen und Absinken und wieder zu neuem Blühen. Das natürliche Sterben vernichtet nur das, was seine Aufgabe erfüllt hat im Dienste des Sanzen! Wie das jährliche Blätterkleide am Stamme, der selbst weiterlebt. Die einzelnen Menschen gehen dahin im größeren Dasein ihrer Familie, ihrer Sippe, ihres Stammes und ihres Volkes.

5ans Hahne

Weihnachten in der Fremde

WEIHNACHT ift da sie bringt in der Fern'selbst die Keimat uns nah

Weihnachtslied

(Srig hugo hoffmann)



- 2. Der Schnee fällt in flocken, und weiß steht die Welt, der eine zum andern sein Herz nun gesellt. Am Baume die Lichter, die leuchten so fein und geben der Heimat ein'n hellichten Schein.
- 3. Jest freut euch und finget, die Weihnacht ist da, sie bringt in der fern' selbst die Heimat uns nah. Am Baume die Cichter, die leuchten so fein und strahlen die Liebe ins Herz uns hinein.

Die rauchenden Zweige

Es muß viel Einsamkeit sein um die Bahnstrede zwischen Keetmanshoop und Grootsonteine; zwar din ich selber nicht dort gewesen, aber ein Pflanzer, ein Deutscher aus Pommern, der heute im Südwesten Afrikas noch immer daheim ist, schried davon in einem Brief. Arm sei er geworden, die Pflanzung wäre vernichtet, nun tue er Dienst auf der Strede und wolle nicht unzufrieden erscheinen mit seinem Schicksal, immerhin wäre er Soldat gewesen im großen Krieg. "Ich bettele nicht", schried er, "ich ditte nur, denn meine Kinder, deren Mutter tot ist, möchten einen Tannenbaum kennen lernen... schicken Sie nur einen Aft, einen Zweig, es soll genügen!"

Wer konnte bescheidener, gar indrünstiger bitten? Ich ahnte mehr, als der Brief offenbarte. Und die Fichtenzweige, die, behutsam in Papier und seuchte Tücher gebettet, nach Wochen den fernen, mir unbekannten Freund erreichten, taten wunderliche Wirkung. Zwar waren die Nadeln abgefallen, wie ich später, wiederum auf brieflichem Wege, erfuhr, doch hatte der Mann das Geschenk aus deutschem Walde auf die Ofenplatte, gelegt, wo die Nadeln und Zweige brieten und brannten, Raum und Nachbarschaft mit dem Duft eines geheimnisvollen

Rauches füllend.

Was wiffen wir Geborgenen der Heimat von der Sehnsucht derer, die in der Ferne von unausweichbarem Verlangen gepeinigt werden! Am Wunder ber brei Zweige, die ich geschickt hatte, erhoben sich mehr als zwanzig Menschen, beutsche Brüder famt und sonders, fortgespult und verschlagen von einem Schidfal, deffen hintergründe uns fremd bleiben. Der unbefannte Freund bankte fo, wie ich es preisgebe: "Wir löschten das Licht und gündeten in der Dezembernacht eine Rerze an; ba fam ber greife Nachbar aus Schwaben und schlug die Hande vors Gesicht, bag wir fein Weinen nicht feben sollten: Beimat rief er immer wieder, holte fein Pferd und trabte weit in ben Begirt der Siedlung, bis in der Morgenfrühe alle versammelt waren um den Rauch, alle die vielen, die meinen Brief nun unterschrieben haben. Gie wiffen nicht, was es heißt, unter fremden Sternen fo angerührt zu werben ... bester Berr, eine Handvoll Tannennadeln haben wir aufgehoben fürs fommende Jahr ... ber greise Schwabe hat fich heute schon angesagt ... die Nachbarn aus Wathot und Oranje-Byt wollen noch andere Freunde mitbringen, wir muffen den Kreis um zwei Dutend Meilen weiterziehen ... fcon ift ber Rauch, milb und liebes poll ... wir banten, banten, banten!"

So also war die Weihnacht der Einsamen im Südwesten der alten afrikanischen Kolonie gewesen. Und wir, wieder mächtig und geeint geworden in der Heimat, können uns das Wunder der Zweige und des liebevollen Rauchs in die Stude zaubern, wie und wann wir Verlangen tragen. Mein Geschenk, dem

Unbekannten zur Bahnstrede von Reetmanshoop und Grootsonteine geschickt, sand seinen Dank wie kein anderes zuvor; könnte ich das Bild malen, wie ich es in der Tiese schaue: Abgemühte, vielleicht verbitterte Menschen, die rund um den Herd kauern, stumm, die Hände vor den Gesichtern, aber den Rauch glimmender Fichtenzweige mit jener Indrust atmend, die man beim Anhören ershabener Musik zu empfinden pflegt: Brüder, überm Sternenzelt muß ein lieber Vater wohnen!

Daß ich es nicht vergesse: Als ich die Aste aus dem Schwarzwald verpackte fügte ich handgeschrieben den Vers Theodor Storms hinzu:

> "Ein frommer Zauber hält mich wieder, Anbetend staunend muß ich stehn; Es sinkt auf meine Augenlider Ein goldner Kindertraum hernieder. Ich fühl's, ein Wunder ist geschehn."

Auch das muß den Verlangenden in der Fremde ein Geschenk gewesen sein; denn wahre Sehnsucht fragt nie nach dem Preis, doch unerbittlich nach dem Wert.

Being Stegumeit



Weihnacht in Ujaccio

Reife Goldorangen fallen sah'n wir heute, Myrte blühte, Eidechs glitt entlang der Mauer, die von Sonne glühte.

Uns zu Häupten neben einem morschen Laube flog ein Falter — teine herbe Grenze scheidet Jugend hier und Alter.

Ch' das welle Blatt verweht, wird die Knospe neu geboren — eine liebliche Verwirrung, schwebt der Zug der Horen.

Sprich, was träumen beine Blide? Fehlt ein Winter dir, ein bleicher? Teures Weib, du bist um einen lichten Frühling reicher!

Liebst du doch die langen Sonnen und die Kraft und Glut der Farben! Und du sehnst dich nach der Heimat, wo sie längst erstarben?

Horch! — durch paradieseswarme Lüfte tönen Weihnachtsgloden! Sprich, was träumen beine Blide? Von den weißen Floden!?

Conrad Ferdinand Meger

Weihnachten auf fremden Meeren

über das weite, das dunkle Meer, wo keine Brücke und wo kein Steg, wandelt schweigend die Weihnacht, kommt aus dem deutschen Lande her, hat zu wandeln gar weiten Weg, hat zu tragen gar schwere Fracht.

Tausend Gedanken aus Hütte und Haus, alle in Liebe und Sorge gehegt, sind ihr zu tragen auserlegt, soll sie bestellen fern da drauß'.

Soll dem Sohne am fernen Strande fagen: "Die Mutter denket dein", foll dem Bater im fremden Lande Bote von Weib und Kindern sein.

Weihenacht wandelt treulich, geschwind, bis an die ferne, die fremde Bucht; weiße Schiffe wiegen im Wind, deutsche Schiffe, die sie gesucht. Weihenacht schwingt sich an Schiffes Bord, über den Schiffen wird ein Licht, Schiffsvolk schlummert, vernimmt sie nicht, singend erhebt sie ihr süßes Wort:

Blonder Knabe, dir einen Kuß bring' ich vom fernen Muttermund, bärtiger Mann, einen füßen Gruß tu' ich von Kindern und Weib dir fund.

Schiffsvolk, du deutsches, jung und alt, über das dunkle, das pfadlose Meer, schidt eure Heimat mich zu euch her, schidt einen Hauch euch der deutsche Wald. Schiffsvolk träumend vom Schlaf erwacht: Was ist geschehen, wer trat herein? Heut' in Deutschland ist Weihenacht. Ferne Heimat, wir denken dein. Wänner draußen im Wogentanz denken heim an den Tannenbaum, denken heim an den Lichterglanz, jubelnder Kinder singender Kranz, Wänner, umbrülkt vom Wellenschaum, träumen den seligen Weihnachtstraum.

Über das weite, das dunkle Meer, wo keine Brücke und wo kein Steg, wandelt schweigend die Weihenacht, kommt aus dem fernen Lande her, hat dis Deutschland gar weiten Weg, hat zu tragen gar schwere Fracht.

Grüße an all', die in Hütte und Haus heut' unterm Baume zusammen sind, Vater, Mutter und Weib und Kind. — Grüße, viel tausend am Herzen gehegt, haben die Männer, die fernen, da drauß ihr zu bestellen auferlegt.

Sorgt nicht — sorgt nicht, sie wird's bestellen. Weihenacht wandelt, es sprizen die Wellen.

Ernft von Wilbenbruch

Weihnachtsfeier trot Haf und Mot

Meine liebe Mutter, ich habe Dein liebes Schreiben und Deine schönen Gesichenke erhalten, und ich kann Dir gar nicht sagen, wie sehr ich über beides erfreut war... Ich freue mich auch, daß Du mir nicht zürnst, weil ich Weihnachten heuer nicht mit Dir verbringe, das erstemal in meinem Leben. Daß ich mit allen meinen Wünschen und Gedanken bei Dir sein würde, das hast Du ja gewußt, auch wenn ich es Dir nicht geschrieben hätte.

Ich selbst habe den Heiligen Abend verbracht, als wärest Du bei mir gewesen. Es hat mir an nichts gesehlt und ich habe nicht verspürt, daß ich allein sei. Was das Schönste ist: Ich hatte eine recht große Freude, daß ich hier geblieben war.

Und das muß ich Dir doch schreiben, wie das geschah.

Ich habe Dir von den Kindern geschrieben, die zu mir in die Schule kommen, und von den Leuten, die mit mir leben, von den Verhältnissen, die ich ansand. Dein gutes Herz wird den Jammer erkannt haben, der in Schatzdorf zu Hause ist, weil es auch zwischen den Zeilen zu lesen versteht, was man nicht schreiben kann, weil einem die Worte dazu sehlen...

Das alles weißt Du, meine liebe Mutter, denn ich habe Dir davon ge-

fcrieben . . .

Mich hat das Geschick nach Schatzdorf gestellt, und Schatzdorf ist einer von den tausend Kampforten an der deutschen Grenze. So soll der Kampf ausgenommen werden gegen den haßerfüllten Sturm, der brausend und vernichtend hereingebrochen ist und Geschlecht um Geschlecht entwurzelnd vernichtet.

Es sind nur einundzwanzig Kinder, die zu mir in die Schule kommen. Mein Gott, das ist nicht viel. Das ist nur eine Handvoll. Aber in jedem einzelnen liegt der ganze Reichtum eines deutschen Menschen verborgen. Es liegt an mir, diesen einundzwanzigsachen Reichtum zu bergen und zu retten, soweit er nicht

fcon verloren ift ...

Man darf an das Fernste nicht zuletzt denken, und da hängen an den Kindern auch die kommenden Geschlechter. So hängt, wie immer man es auch betrachte, von diesen einundzwanzig Kindern die Zukunst eines ganzen Ortes ab und ob er bestehen wird gegen den Sturm, oder ob er untergehend, des eigenen Verschwindens ungeachtet, eine Lücke reißen wird in den Wall an der Grenze, durch den die tschechische Flut verheerend eindringen kann.

Ich lebe jetzt nur diesen Kindern; denn mit halber Arbeit ist so gut wie gar nichts geschaffen, und das wirst Du wohl einsehen, meine liebe Mutter. Darum darf ich sie jetzt auch nicht einen Tag verlassen, weil sie das sichere Gesühl

gewinnen muffen, daß fie zu mir gehören und ich zu ihnen ...

Darum habe ich das Weihnachtsfest mit ihnen verbringen mussen und nicht mit Dir, Du meine liebe Mutter...

Ich habe viele Briefe geschrieben, und man hat mir geholfen. Ich habe den Weihnachtsbaum am späten Abend in die Schule getragen und geschmückt. Ich habe für jedes Kind eine Gabe unter den Baum gelegt, und das beglückende Sefühl der Vorfreude, das mich erfüllte und das ich mit Absicht nicht immer verbarg, war anstedend wie eine Krankheit. Aber es weckte Wunder über Wunder.

Am Weihnachtsabend ließ ich sie alle in die Schule kommen, in die tannreisgeschmüdte Schule, die voll weihnachtlichem Duft war. Sie kamen alle, es

hat niemand gefehlt, fein Gingiger.

Ich sah es wohl, wie mancher von den Alten sich verstohlen durch die Tür drückte und, wenn ihn nicht heiße Kinderhände hereingezogen hätten, wohl lieber draußen geblieben wäre. Mancher kam nur, weil ihn die Neugierde trieb, was denn nun werden solle. Genug, daß sie kamen. Mehr wollte ich nicht. Und daß ich alle beisammen hatte in einem Raume, war mehr, als ich erwarten durfte...

Ich zündete den Baum an . . . Die Lichter begannen immer wärmer zu brennen. Dann sagte eines der Kinder das alte Weihnachtsgedicht auf, das Du, meine liebe Mutter, mich selbst vor vielen Jahren gelehrt hast. Es war schön wie damals, ja ich denke, es hat an Glanz gewonnen wie altes Gold . . .

Dann trat ich unter die Leute und sprach zu ihnen von all dem Schönen und Schlichten, das uns beim Schein der Weihnachtskerzen immer wieder bewegt. Auch davon, daß überall im deutschen Lande das gleiche Fest geseiert, und daß, wenn auch sonst nie, so gewiß an diesem Tage der beglückende Segen der unlössbaren Semeinschaft sichtbar werde. Ich deutete darauf hin, daß wir in Schatzborf uns nur allzusehr verlassen diinkten, und das sei gar nicht der Fall. Viele Menschen, die uns gar nicht kennen, hätten unser gedacht, und weil sie mehr hätten als wir, hätten sie uns von diesem "Mehr" ein Stück abgetreten. So sei es möglich geworden, allen Kindern in Schatzdorf ein Seschenk zu machen...

Ich fühlte alle Herzen offen und wollte in sie die Freude der Kinder gießen, damit die gestreute Saat Nahrung und Licht bekäme. Darum verteilte ich jetzt

bie Gaben und ließ bem Gegen feinen Lauf.

Das hättest Du freilich sehen sollen, meine liebe Mutter, wie die Kinder mit ihren Schähen zu ihren Eltern drängten und wie das jubelnde Geplapper und jauchzende Geschnatter losging. Und ein Drücken und Drängen, ein Rusen und Reichen, ein Schwirren und Flattern erfüllte den Saal und wollte kein Ende sinden. Da war ein Staunen und Starren, ein Entzücken und Beglücken, ein Tasten und Streicheln, und wahrhaftig: So viel Freude in so engem Raume habe ich noch nie beisammen gesehen.

Mein Herz war zum Springen voll und ich war glücklich, unendlich glücklich. Ich hatte einen Weg gefunden und einen Schlüssel zu allen Herzen. Ich nahm meine Geige hervor, und erst leise, wie von weiter Ferne, und dann immer stärker anschwellend und dann mit lautem Zauchzen, das in meinem Herzen und den Saiten lag, spielte ich das Weihnachtslied.

Als ich endete, war eine Stille im Raume, wie fie nur bas gang große Glud

mit fich bringt, bem die Worte fehlen.

Es waren die schönsten Weihnachten meines Lebens, und Du warst mit dabei, meine liebe Mutter... Lebe glücklich! Dein Sohn Ortwin.

Gottfrieb Rothader

Nacht der Erwartung

Deisvermummt stehen Fichten und Tannen. Eine ungeheure Stille lastet überm Wald, eine Stille, die das Schlagen des Blutes zum gewaltigen Dröhnen wachsen läßt. Du hast das sonderbar beklemmende Sefühl, eine fremde Hand müsse sich aus der Schwärze der Nacht plötzlich rüdlings auf deine Schulter pressen und dich zu Boden zwingen; vielleicht auch wendest du dich um, den unsichtbaren Begleiter zu fassen, aber du greifst in leeren Raum und gräbst die frostklamme Faust in den wärmenden Schutz der Manteltasche.

Es geht auf die Nacht. Auf die seltsame Nacht, die ein unerschlossenes Ges heimnis birgt, — die noch etwas Besonderes bringen muß. Die einsame Frau im Schnee preßt die Finger vor den Dampf ihres Mundes. Schwerfällig kämpft

fie fich weiter. Wird diefer unheimliche Wald nie ein Ende haben?

Es schneit in dichten, wattigen Floden. Sie fliegen in die Augen, in den Mund, und machen das Atmen schwer. Sie verhüllen höhnend die letzte Sicht.

Entsetht hält die Frau an. Ein zerrender Schmerz hat plötzlich ihren Leib zerwühlt.

"Mein Gott, nur noch eine furze Spanne", fagt fie laut, "nur noch eine

furze Spanne Zeit."

Schrittweise qualt sie sich vorwarts, ohne Richtung und Weg, nur von dem einzigen Willen ersüllt, einen Unterschlupf zu sinden. Sie erinnert sich ganz serne daran, daß Heiligabend ist und daß man sie, die Dienstmagd, herzlos sortgewiesen — sie erinnert sich aber plötzlich auch start und heftig froh daran, daß draußen an der Front ein Mensch ist, der ihr gehört und er ihr dies alles, Schmerzen und Bitterkeit, tausendsach vergelten wird. Dieser wunderbare Sedanke aber ist wie ein ruhiges Licht, das sie sührt, ist wie ein trostvolles Wort, das alle Angste schweigen läßt.

Die Lichter des Dorfes sind noch fern. Es ist kein anderer Schein im Walbe als die Mattheit des Schnees und das Sprühen der Kristalle an den Zweigen.

Nun wieder der entsetzliche Schmerz. Hat es Stunden gedauert, waren es Minuten? Sie vermag es nicht zu sagen, es gibt keine Zeit. "D Gott, nur eine kleine Weile noch", stöhnt sie im Weiterhasten, stolpert, und bricht in die Knie.

Und wie sie erschöpft sich aufzukommen bemüht, wie die letzte fladernde Hoffnung im Erlöschen ist, blüht dicht vor ihr ein tröstliches kleines Licht: es ist im Augenblick wie ein Wunder, an das zu glauben man nur mit Zweifeln wagt. Aber es ist wahrhaftig ein Licht, und kein Sturm vermag es hinwegzublasen.

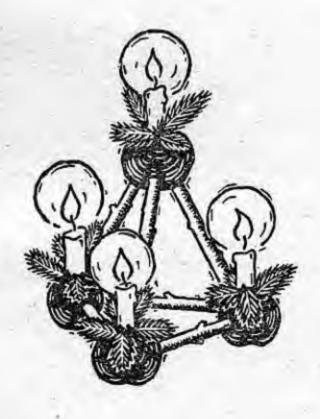
Sie findet noch die Kraft, ans Fenster der Köhlerhütte zu pochen, sie steht im hellerleuchteten Rahmen der Türe in ihrer ganzen schweren Leiblichkeit — sie sagt zum Herbergsvater: "Ich habe kein Dach", aber der schwarze Köhler sührt sie zur Bank am gekachelten Ofen und es ist, als habe es niemals die nächtliche Verlassenheit eines winterlichen Waldes gegeben.

Mit der Wärme wächst auch belebend die Entspannung. Es ist ein unendlich sriedsames Bild: der gescheuerte Tisch mit der dunklen Bräune des Brotlaibs und der töpfernen Tasse und im Halbdunkel der Kammer das gewürfelte Lein=

zeug des Lagers, das weit und barmherzig aufgeschlagen liegt.

Es ist schön, zu leben — auf das Besondere zu warten, das diese Nacht noch erfüllen muß —, diese Heilige Nacht, die nun schwer von Erwartung und voll von brennender Mutterungeduld ist.

Maria Forfter



Begegnung am Weihnachtsabend

🗲 5 war am Heiligen Abend vor elf Jahren, erzählte mein Kamerad. Es war in Tula, jener Stadt im Guden Ruglands, die durch ihr Gilber berühmt ift. Wir waren seit dreißig Tagen auf der Flucht. Der Zugverkehr war rettungs= los zerrüttet. Hier und bort lagen auf freier Strede umgefturzte Züge, aus beren Trümmern fich Wölfe die Gebeine gerrten. Es fuhr meift nur ein Bug am Tag, und niemand wußte, ob jemals noch ein nächster kommen würde, denn überall war Rampf: Rosakenhetmans gegen Tachnoleute und Bolichewiken gegen Weißgardiften. Wir fuhren auf der Fahrt nach Tula auf dem Trittbrett - achtzehn Stunden lang bei breißig Grad Ralte. Unsere Leiber gerftach ber Windzug wie mit Nabeln, unfere Sande, die fich um das Geftange des Aufgangs flammerten, erftarben langfam. Endlich erglänzten in ber Ferne Bahnhofslampen. Wir ftredten uns und ftampften mit ben Beinen, um uns gum Gehen zu bereiten. "Tula ... Tula!" fdrie man im Waggon. Der Bug hielt kaum, als fünfzig ichwerbewaffnete Matrofen in die Wagen fprangen, jeden mit aufgehobenen Biftolen kontrollierten. Da wir von hier aus einen anderen Bug benuten mußten, um weiter sublicher zu fommen, drangten wir uns burch die braunen Maffen dem Bahnhofsgebäude zu. Der Leutnant Gerhart ging voraus, ich schleppte mich mühsam nach.

Der Wartesaal fürs Volk war leer und kalt. Der Wartesaal der ersten Klasse aber bis an die Türen vollgestopst. Nur mit Glück und Mühe kamen wir hinein, finden für uns zwei Plätze in der Nähe des Büsetts. Es war er-

drüdend heiß.

Nach einer Weile stand ich auf, um Tee zu holen. Am frühen Morgen sollte unser Zug nach Süden kommen, wir hatten also sast zehn Stunden Zeit, um uns zu erholen. So rauchten wir denn eine Zigarette nach der anderen, sprachen jedoch sast nichts dabei — es konnte immer sein, daß irgendein Spion schon auf uns lauerte.

Plotilich murde die Tur gurudgestoßen — zwanzig Matrosen lärmten in

ben Saal, fuchten vergeblich einen freien Platz. "Wie, alles voll?"

"Plat für den Kommandanten!" schrie ein großer Blonder, trat mit einem Sprung zum Nachbartisch, hob seine mächtige Naganpistole und knallte einen Schuß zur Decke.

Im nächsten Augenblick war unser Nachbartisch verlassen. Wir lächelten uns eisig an — wir fühlten beide, daß wir an diesem Ort nicht lange verweilen durften.

Da trat ber Rommanbant herein.

Ich zog die pelzige Rosakenmütze noch tiefer in die Augen und starrte aus gesenkten Lidern zu ihm hinüber: Es war ein großer, schlanker, schwarzer Mann mit einem auffällig seinen Gesicht. Zwei schwere Revolver staken in seinem Gürtel, ein breiter Gäbel hing an seinem Roppel, zwei Patronengurte schlangen sich freuzweise über seine Brust. Er ging mit weiten, weichen Schritzten und in den Kniegelenken unmerklich sedernd — niemand hielt seinen Augen stand, er schritt durch leere Gassen, wohin er sich auch wenden mochte, und seine sieghafte Gestalt wurde im Augenblick ihres Erscheinens zum großen Mittelpunkt.

Stumm trat er an den freien Tisch und setzte sich. Ein Adjutant brachte ihm Tee, ein zweiter legte ihm Gebäck dazu, ein dritter tat ihm Zuder ins Glas. Er dankte keinem. "Habt ihr den Deserteur gerichtet?" fragte er plötzlich. Er hatte eine warme, schwingende Stimme. Ich verstand jedes Wort.

"Goeben, Rommandeur!" fagte der Blonde und lachte icheppernd.

"Die Ordonnanzen dann..." Er warf den Kopf zurud, sah kurz umher — und traf auf meinen Blid.

Ich bebte auf... Er sah mich lange an. Im ersten Atem war sein Blick stählern wie ein Messer, hart wie das geschliffene Auge eines Bogels. Mit einem Male aber hob er an zu schimmern und sich mit einem matten, samtenen Schleier zu bedecken — ganz weich und gütig... Die Ordonnanzen traten an den Tisch, empfingen schneibende Befehle, schwirrten an die Tür zurück. In allen Zwischenzeiten aber sah er zu mir hin.

Da stand ich, äußerlich sehr lässig, auf. "Der Kommandant hat uns erkannt!" flüsterte ich dem Leutnant zu, lachte jedoch dabei wie über einen Scherz. "Es ist Sesahr im Anzug — komme in kurzem unauffällig nach — zum Wasserturm!" Er wurde blaß. Ich ging hinaus. Ein Ruf jetzt, dachte ich — und alles ist zu Ende. Mein Herzschlag setzte aus... sechs, sieben Schritte, immer näher kam die große Tür — dann hielt ich ihren Griff, öffnete sie... Niemand hatte mich zurückgerusen, niemand mich ausgehalten.

Draußen war tiefe Nacht. Mich padte jene klirrende Kälte, die durch vie besten Pelze geht. Zu Hause brennt man jeht den Weihnachtsbaum, dachte ich bitter. Dort ist es nicht so kalt und einsam wie in diesem Lande... Niemand war ringsum zu sehen, hier und dort schwelte eine trübe Lampe, auf der Kohlenstelle keuchten zwei Maschinen. Ich schritt mit stampfenden Schritten dem Wasserturm zu.

Ich hatte ihn jedoch noch nicht erreicht, als hinter meinem Rücken ein weiter, rascher, federnder Schritt erklang. Das ist des Leutnants Schritt nicht, durchsuhr es mich. Ich wandte mich mit Mühe um...

Es war ber Rommanbant!

Er sprach kein Wort, sah mich nur an. Sah tief und warm in meinen starren Blid — und lächelte. "Sie sind ein deutscher Offizier, mein Freund!" sagte er bann in deutscher Sprache.

Ich schüttelte ben Ropf, machte eine hilflose Gebarde des Nichtverftehens.

"Nje, Panjemaju ...", fagte ich.

"Rommen Sie", sagte er da, schritt sünszig Schritte weiter in den Schatten, bis uns kein Mensch mehr gewahren konnte. "Ich habe Sie im Saal gesehen", hob er an. "Auch Ihren Rameraden. Sie sind auf der Flucht und warten auf den Zug nach Süden. Sut... Ich wollte Ihnen dies nur sagen: Es geht kein Zug mehr nach Süden. Ein weißer General hat unsere Bahn gesprengt und wird in den nächsten Tagen auf Tula marschieren. Sie können nicht mehr sort"... Ich schwieg — nur meine Kehle ächzte.

"Ich möchte Ihnen helfen, Kamerad!" sagte er plötzlich. "Ich bin kein Deutscher!" stieß ich auf russisch heraus.

"Sehen Sie her", sagte er da, und öffnete sein schwarzes Matrosenhemd, "sehen Sie her..." Zwei Hände voller Perlenketten, an starken Schnüren aufgezogene Ringe, Armbänder und Medaillons, mit Brillanten besetzte Orden —

das flimmerte auf feiner nadten Bruft.

"Es ist der ganze Schmud des Hauses Beljajess, mein Freund!" sagte er langsam. "Ich nahm ihn an mich, als die Roten kamen und unser Schloß erstürmten. Und da ich nicht mehr aus dem Lande konnte, sloh ich nur dis Kronstadt, machte mich dort durch einen Streich zum Rommandanten, erreichte es, daß ich als Truppenführer sast jeden Monat an einen südlicheren Platz des sohlen wurde. Mein Regiment vergöttert mich, ich führe es von Sieg zu Sieg, von Beute zu Beute — im stillen aber immer näher jener Grenze zu, die mir wie Ihnen eines Nachts die Freiheit wiederbringen soll..." Er schwieg und wartete. Ich sah ihn saugend an.

"Mein Name ist Ilja Ritter von Beljajeff", sagte er schwer. Ich hob den Kopf, als ob ich träumte. Nein, es ist eine Falle, dachte ich immer noch, und

hob abwehrend die Sände.

"Ach, glauben Sie mir noch nicht?" fragte er endlich. Seine weiche Stimme hatte jählings einen wilden, schmerzlichen Unterton. "Ich kann nicht mehr tun Freund, als mich so in Ihre Hände geben — wie ich es tat!"

"Ja ...", flüfterte ich hilflos — in beutscher Sprache.

"Endlich!" rief er da. "Ach, endlich... Oh, ich liebe Deutschland!" suhr er fort und lächelte mich weich und dankbar an. "Ich liebe Deutschland, ja, ich liebe vor allem — diesen Abend! Oh, ich war lange dort und feierte ihn oft, den hellen Baum! Und als ich Sie am Tische sah, griff mich die Sehnsucht danach übermächtig... und... und..."

"Es war das deutsche Auge, das mich rief!" fette er hinzu.

Ich griff nach seinen Händen und gab fie nicht mehr frei. "Ich danke Ihnen!"

fagte ich erstidt.

"Nun aber sagen Sie", fuhr er gestrafft fort, "haben Sie noch genügend Gelb?"

Ich fah auf meine Fuge. "Nein, faßt nichts mehr ..."

"Ich bitte, Freund", sagte er rasch und griff in seine Tasche und drückte mir ein Päcken in die Hände. "Vielleicht", setzte er mit bitterem Unterklang hinzu, "kann ich es einst in Deutschland wieder gebrauchen..."

"Ad, fagen Sie nur diefes ..." rief ich überwältigt. "Ich ... fremd ... nie ...

nie gefehen ..."

"Ich sah Ihr Auge", sagte er still, "und da es seit Monaten das einzige — menschliche Auge unter Tieren war, darum... Doch auch", suhr er versonnen sort, "weil meine Hände so voll Blut geworden — daß sie zuweilen laut und schrill nach Güte schreien... Und heute abend..."

Da fiel am Bahngebäude ein Schuß. Zwei weitere folgten in gleichem Ab-

ftand. "Rommandant!" fdrie eine milbe Stimme.

"Man ruft mich", sagte er rasch. "Nur eines noch: Ich habe Ihnen zwei Papiere ausgestellt für meinen Zug — es ist der letzte nach Süden! Nehmen Sie jetzt, Sie werden sicher bis zum Grenzbezirk damit gelangen. Leben Sie wohl, und: Auf Wiedersehen in einem freien Lande!"

Er ging davon. Leicht, weit und wiegend schritt er ins Licht zurück. Ein kleines später kam der Leutnant. In meinen Augen standen Tränen, als er

fam.

"Was ist dir?" fragte er erschroden. Ich sagte nur: "Mir ist in diesem Lande ein Mensch begegnet — ein echter Mensch."

Mein Ramerad fcwieg. "Ja", fagte er dann. "Go war es. Bor elf Jahren.

Am Seiligen Abend."

Edwin Erich Dwinger

Schrifttumsweiser

Der Schrifttumsweiser erhebt keinen Anspruch auf Bollftanbigkeit und erfolgt ohne Wertung ber aufgeführten Berke.

Ernft Morit Urnot: Nordifche Bolfstunde, Philipp Reclam jun., Leipzig.

Wilhelm Beilftein: Lichtfeier, Deutscher Bolfsperlag, München 1940.

Rarl Heinz Bolan: Deutsche Weihnachten, Brauchtum und Feiergestaltung, Teut-Berlag, Magbeburg 1938.

R. Walther Darre: Das Bauerntum als Lebensquell ber nordischen Raffe, J. F. Lehmann, München.

Deutsches Winterhilfswert: Emiges Deutschland, G. Westermann, Braunschweig.

Günther 5. Dohlhoff — Walter Schneefuß: Sandbuch der Gemeinschaftspflege, Zentralverlag ber NSDUB, Franz Eher Nachf., München 1938.

Die Edda, übersetzt und erläutert v. Hugo Gering, Bibliogr. Institut, Leipzig.

Hilbulf R. Flurschüt: Das ewige Erbe ber Deutschen. Widufind-Berlag, Berlin 1936.

hans hahne: Bom beutschen Jahreslauf im Brauch, Gugen Dieberichs, Jena.

Rurt Sedicher: Seidmarter Bollstunde, Gerhard Stalling, Oldenburg 1938.

Georg Sufing: Die vierte Marge. Baufteine jur Geschichte, Boltertunde und Mythentunde, Jahrg. 4.

Otto Huth: Der Lichterbaum, germanischer Mythos und beutscher Bolksbrauch, Widukinds Berlag, Berlin-Lichterfelbe 1937.

Otto Karftabt: Gefang ber Weihnacht, U. W. Bidfelbt, Ofterwied am Sarg 1938.

Franz Rolbrand: Der Grün- und Blumenschmud, Reichsnährstand-Verlags G. m. b. H., Berlin.

Otto Lauffer: Der Weihnachtsbaum in Glauben und Brauch, Walter de Grunter u. Co., Berlin 1934.

Hans Lorenzen: Der Baum im deutschen Bollstum; Bon beutscher Art und Kunft, Arved Strauch, Leipzig.

Bruno Manger: Mittwinter, hermann Schroebel, Salle-Saale 1936.

Edmund Mudrat: Das wütende Seer und der wilde Jager. Baufteine gur Geschichte, Bollertunde und Mythentunde, Jahrg. 6.

Friedrich Rehm: Deutsche Beihnachtsbrauche; Bon beutscher Art und Runft, Arved Strauch, Berlag, Leipzig.

Sans Chriftoph Scholl: Die brei Emigen, Eugen Diederichs, Jena.

Bolfgang Schult: Beihnachten, Nationalfozialiftifche Monatshefte, Dezember 1935.

Abolf Spamer: Weihnachten in alter und neuer Beit, Eugen Dieberichs, Bena 1937.

Karl von Spieß: Deutsche Bollstunde als Erschließerin deutscher Kultur, Herbert Stubenrauch, Berlin 1934.

Rarl v. Spieg: Martsteine ber Boltstunft, 1. Teil. Berbert Stubenrauch, Berlin.

- Rarl v. Spieg u. Shmund Mubrat: Deutsche Marchen Deutsche Welt. Berbert Stubenrauch, Berlin.
- Sans Strobel: Bauernbrauch im Jahreslauf, Safe u. Röhler, Leipzig und Berlin 1937.
- Hans Strobel: Brauchtum und Sitte bes beutschen Volles, hermann Beger u. Sohne, Langensalza 1936.
- Rarl Th. Weigel: Runen und Sinnbilber, A. Mehner, Berlin.
- Hermann Wille: Germanische Gotteshäuser zwischen Weser u. Ems, hase und Röhler, Leipzig und Berlin.
- Berman Birth: Bas heißt beutsch? Eugen Dieberichs, Jena 1936.
- D. v. Jaborfty: Urvatererbe in beutscher Bolfstunft. Safe und Röhler, Leipzig und Berlin.

Quellennachweis

Beiträge lebender Dichter wurden mit deren Genehmigung in diesen Band aufgenommen. Soweit Beiträge in anderen Sammlungen enthalten sind, finden sich nachstehend die Quellenangaben.

a) Tegte:	Geite
Beumelburg, Werner "Es find fo viele hier". Aus: Gruppe Bofemüller. Der	
Roman des Frontsoldaten, Berlag Gerhard Stalling, Oldenburg-Berlin Binding, Rudolf "Deutsche Art ist es". Aus einer Ansprache des Kavalleric-	210
Rommandeurs Rudolf Binding am 20. 12. 1915 an feine Reiter	205
Blund, Sans Friedrich "Anecht Ruprecht"	157
Blund, hans Friedrich "Frau Solle und ber Blinde"	167
Bolan, Rarl-Seing "Deutsche Weihnachten"	11
Bolan, Rarl-Being "Bom richtigen Schenken"	32
Buffe, hermann Eris "Seilewog". Mus: Liebe, Tang und Tob, Novellen, Beftmart-	
Berlag G. m. b. S., Reuftabt-Beinftr	100
Claubius, hermann "Weihnachten gu Saufe"	71
Dwinger, Ebwin Erich "Begegnung am Weihnachtsabend". Aus: Wir rufen Deutsch-	
land, Eugen Dieberichs, Berlag, Jena	246
Ernft, Otto "Frohe Erwartung". Aus: Wintersonnenmarden	133
Fauft, Bernhard "Die Beihnachtsfchicht". Aus: Die beutsche Glode, Gauverlag	
Bagrifche Oftmart	97
Fehfe, Willi "Mattitau". Mus: Der Waffenfegen, Gefchichten aus mancherlei Rriegs-	
zeiten. Berlag "Die Fahre" Gunter Mapler, Magdeburg	53
Finbeifen, Rurt Arnold "D Tannenbaum"	37
Fifcher, Maria "Die Sigurdfage". Aus: Es war einmal - es ift noch. Union	
Deutsche Berlagsgesellschaft, Stuttgart	179
Fod, Gord "Die fieben Tannenbaume". Mus: Gamtliche Berte, Berlag M. Glogau	
jr., Hamburg	77
Forfter, Maria "Racht ber Erwartung"	244
Goebbels, Jofeph "Un einen Eingeferferten". Aus: Wege ins Dritte Reich, Frang	
Cher Nachf., G. m. b. H., München	229
Saibing, Rarl "Bon bem Sirtenfnaben, ber Ronig wurde"	144
Saibing, Rarl "Weihnachten in der deutschen Bolfsuberlieferung"	13
Samfun, Marie "Mun ift Weihnachten gang nah". Aus: Die Langerubtinder im	
Winter, Albert Langen-Georg Müller Berlag, München	136
Sohlbaum, Robert "Weihnacht 1812"	222
Rallenbad, Sans "Beihnachtsabend 1924 auf Festung Landsberg". Aus: Mit	
Abolf Hitler auf Festung Landsberg, Berlag Kreß und Hornung, München	
Kinau, Rudolf "Wihnachenobend". Aus: Frifche Fracht, Quidborn-Berlag, Hamburg	151
Rolbrand, Franz "Weihnachtsschmud"	26
Rremer, hannes "Sage vom Gifengrab"	90
Rriegsbriefe:	
Lubwig Finte, Roulers, 26. Dezember 1914. Aus: Kriegsbriefe gefallener Stu- benten, Albert Langen-Georg Müller Berlag, München	206

				Seite
hans Mierifch, Dezember 1916. Quelle wie vorher				207
Chr. Brautlacht, Chirn, 25. Dezember 1914. Quelle wie porber .				208
Eugen Gura, 24. November 1915. Aus: Der beutiche Golbat.				
Weltfrieg, Albert Langen-Georg Müller Berlag, München .				209
Runde, Wilhelm Gerb "Durch die Brandung"				112
Lobfien, Wilhelm "Der Tannenbaum für Rleenoog"				82
Lubtte, Frang "Seimatgaffen um Beihnacht"				74
Lubtte, Frang "Rriegsweihnacht auf hoher Gee"				217
Märden:				
Das Kind in der goldenen Wiege (Nacherzählt von Fr. Rehm)				130
Die drei Mannlein im Balbe (Grimm)	4-		4 4	146
Dat Kind. Aus: Das Märchen vom Machanbelboom			2 4	150
Frau Hollen Teich				155
Frau Holla zieht umher			+ +	156
Frau Holle				162
Motgoldt, Frit "Der Fliederbaum". Aus: Menichen unterm	Brog	ten, 5	arzer	
Pantel, Gerhard "Weihnachten 1929". Aus: Befehl Deutschland, A				
Nachf. G. m. b. H., München				
Pastenaci, Kurt "Mutternacht"				186
Ramlow, Rudolf "Die Treue des Bauerngrafen". Aus dem Ror	nan:	Albredy	t der	
Bar, Seorg Westermann, Braunschweig				
Rothader, Gottfried "Weihnachtsfeier trot haß und Rot". Aus:				
Grenze. Albert Langen-Georg Müller, München				242
Sautter, Leopold "Waldweihnacht"				170
Scheller, Thilo "Die Heimholung des Feuers"				
Scheller, Thilo "Die roten Apfel"	*			86
Scheller, Thilo "Gine Beihnachtsgeschichte"				94
Scheller, Thilo "Weihnachten in ber Familie"				64
Som ibt, Otto "Weihnacht". Mus: Der Schiffmann, Berbert Sti				
Berlin	* *			67
Springenschmid, Karl "Die Gunn is über!"				
Springenschmib, Karl "Urlaub — nach vorn!"				
Steguweit, Being "Die Tiere im Walde". Aus: Es weihnachtet				
Berlagsanstalt, Hamburg				
Steguweit, Being "Die rauchenden Zweige". Quelle wie vorher				
Stölting, Wilhelm "Der beutsche Weihnachtsbaum"				34
Thiel, Being "Weihnachtsbrief aus bem Often"				
Bolberg, Frit "Die Bintersonnenwende ber Nordlandfifcher" .			:	195
Bollner, Emil "Das Weihnachtsbäumden bes Elbschiffers". An				
"Sachsen", Seimatwerk Sachsen, Dresben				123
b) Gebichte und Sprüche:				
Alter beutscher Spruch				126
Bauernweisheit zu Beihnachten und Jahreswende				
Baumann, Sans "Der Menich gewann bas Feuer von ber	Erbe"	Mus:	Die	-
Morgenfruhe, Lubwig Boggenreiter, Potsbam				191
The state of the s	0.10			27.5

	Gerre
Baumann, Sans "Laft bas Feuer niemals fterben"	191
Bohme, Berbert "Bunberlich geweihte Racht". Aus: Bir banben ben Strauß	238
Immortellen, Widufind-Berlag, Berlin-Lichterfelbe	99
St h m a Garbart Walbardtin	108
Bolan, Karl-Heinz "Ahnenglaube"	62
Bolan, Karl-Seing "Es grünet ein Baum gur Winternacht"	46
COmitties Come Of the Come Of the Come	201
	52
Busch, Otto "Laßt nicht diese Racht"	121
Claubius, Hermann "Deutsche Beihnacht"	49
Claubius, hermann "Die Sonne fintt von hinnen". Aus: heimfehr, Albert	
Langen-Georg Müller Berlag, München	58
Elaubius, hermann "Lieb ber Bater um Weihnachten". Aus: Und weiter machsen	
Gott und Welt, Albert Langen-Georg Müller Berlag, München	59
Claubius, hermann "Licht muß wieber werben". Mus: Brude in die Beit (1915),	
Albert Langen-Georg Müller Berlag, München	107
Dahn, Felig "Feuerspruch"	179
Edeharb, "Wir feiern hier in biefer Beitlichfeit"	9
Ebba, "Helgis Geburt"	177
Gagara Curt Sim December"	50
TO T AND YE AND YOU	2779
F . F . W. L.	208
	234
Saud, Ernft "Ein Baum fteht einfam"	93
Sebbel, Friedrich "Und von allen Sternen nieder"	100
Borweihnachtlicher Seilspruch	59
Soffmann, Sans "Deutsche Weihnachten"	94
Soffmann von Fallersleben, "Der Weihnachtsmann"	174
Relting, Karl-Heinz "Kriegsweihnacht". Aus: Mein junges Bolf — mein ftarfes	
Land, Wibufind-Berlag, Berlin-Lichterfelbe	209
Rinderreime	142
Garage of a mark was to the	63
Roeppen, Anne-Marie "Weihnacht"	
Cin la Tahannas Caum has mus sina Catul Olar Da Catal	224
Linte, Johannes "Baum, ber nur eine Racht". Aus: Der Baum, L. Staadmann	-
Berlag, Leipzig	51
Lüdtte, Frang "Der Weihnachtswind"	73
Menzel, Serybert "Erft wer im Marichschritt"	191
Menzel, Herybert "Solbatenweihnacht"	214
Meyer, Conrad Ferdinand "Friede auf Erden"	49
Mener, Conrad Ferdinand "Weihnacht in Ajaccio"	240
Miegel, Agnes "Weihnachtsabend"	120
Pohl, Guntram Erich "Julzeit"	115
Rätfel 141, 145, 154, 156, 161, 162, 165, 16	
Rille, Rainer Maria "Der Abend fommt von weit gegangen"	71
Salburg, Edith Grafin "Run fommen die Wochen wieder"	111
Shang, Frida "Wenn irgendwo in der weiten Welt"	132
	F. F. A.
Scheller, Thilo "Der toten Golbaten Heimfehr"	216
Scheller, Thilo "Mütterweihnacht"	129
Shentendorf, Mag von "Du nordische Kraft"	183

	Seite
Shirad, Balbur von "Siehe, es leuchtet bie Schwelle"	50
Stölting, Wilhelm "Un ber Jahreswende"	125
Stölting, Wilhelm "Des Lichtes Sieg"	114
Bilb, Chriftian Gottlob "Erzgebirgifches Wiegenlieb"	131
Bilbenbrud, Ernft von "Weihnacht"	60
Bilbenbruch, Ernft von "Beihnachten auf fremben Meeren"	240
c) Lieder:	
Ad bittrer Winter, um 1600	60
Auf, haltet euer Berg bereit, Worte Thilo Scheller, Beife Balter Rein.	76
P. J. Tonger, Köln	10
Berghoch am Balbe (Lichtbaumweihe), Herman Wirth, Franz Cher Nachf.	69
S. m. b. S., München	05
Lobsien, Weise Ernst Lothar von Knorr Aus den RdFLiederblättern Nr. 7-9,	
Hanseatische Berlagsanstalt, Hamburg	55
Der Gunnmendmann, Worte Martin Greif, Beife Subert Schnitzler. Chr.	00
Friedrich Vieweg, Berlin-Lichterfelbe	154
Die Weihnacht tommt gegangen, Worte und Weise von Sans Baumann.	
Aus: Der helle Tag, Ludwig Boggenreiter Berlag, Potsdam	55
Einmal muß weichen, Ranon von Seinrich Brühl, Lobeda-Singeblatt Mr. 39,	
Hanseatische Berlagsanstalt, Hamburg	177
Es hat fich halt eröffnet (Das himmlische Tor)	160
Flamme empor, Worte 3. S. Chr. Monne, Beife R. Grafer	192
Flammen lobern (Wintersonnenwende), Worte Rarl Being Bolan, Beife Sieg-	
fried Schmidt	183
Sar frohlich gu fingen (Reujahrsfpruch), Mus bem Burgenlanbe	125
Grune Tanne, grune Tanne, Borte Rarola Bille, Beife Sans Selmut. Mus:	
Lieber zur Beihnachtszeit, Georg Rallmener, Wolfenbüttel	43
Guten Abend, guten Abend. Aus Schweden, Tegtbearbeitung Sans Selmut	122
Buten Abend, ich on Abend (Weihnachtslieb). Rach einem Rarntner Bor-	
weihnachtsliebe, Worte Fritz Sugo Hoffmann	237
Sobe Racht ber flaren Sterne, Worte und Weise von Sans Baumann.	
Quelle wie porher	68
Ich bin im duntlen Ringe, Borte Rarl Broger, Beife Balter Rein. Aus: Lobeba-	214
Singeblatt Nr. 39, Hanseatische Berlagsanstalt, Hamburg	120
In Diefer flaren Sternennacht, Worte und Beife Serbert Napiersty.	
Aus: Lieder zur Weihnachtszeit, Georg Kallmener, Wolfenbuttel	164
In buntler Stunde, Worte Josef Bauer, Weise Gerhard Nowottnn. Aus: Lieber zur Weihnachtszeit, Georg Rallmener, Wolfenbüttel	129
Rannft bie Lichter all nicht nennen, Worte und Beife von Serbert	
Bohme. Mus: Wir banden ben Strauf Immortellen, Widufind-Berlag, Berlin .	70
Rinblein mein	130
Rling, Glodden, flingelingeling. Worte Rarl Enslin, Beife B. Wibmann	143
Land unter biefen Sternen, Worte und Beife von Sans Baumann. Mus:	
Der helle Tag, Ludwig Voggenreiter Berlag, Potsbam	93
Leife, leife auf Schwingen facht, Borte Rarl-Being Bolan, Beife Mag	
Seeboth	36

Seite
O Tannenbaum (Altere Fassung)
verlag der NSDUP, Franz Cher Nachf., München
reiter-Berlag, Kassel
Lieber jur Weihnachtszeit. Georg Kallmener Wolfenbüttel 62
Berfchneit liegt rings bie ganze Welt, Worte J. von Sichendorff, Weise Walter Rein. Aus: Lobeda-Singeblatt Nr. 39, Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg 51
Warm und heimlich blühn die Lichter, Worte Otto Schmidt, Weise Serhard Nowottny
Beihenacht, bu tehreft wieber, Borte und Beife von Karl Arnold. Aus: Wilhelm Beilftein, Lichtfeier, Deutscher Boltsverlag S. m. b. S., München 135
Weihnachtszeit kommt nun heran (Das Hollenlied), Worte Karola Wilke, Weise Hans Helmut. Aus: Lieder zur Weihnachtszeit, Georg Kallmeyer Verlag,
Wir tommen aus Not, Worte Hans Hahne, Weise Ernst Lothar von Knorr.
Aus: Lobeba-Singeblatt Nr. 39, Hanseatische Berlagsanstalt, Hamburg 224
d) Abbilbungen:
Der Buch fchmud auf den Seiten 10, 33, 40, 41, 42, 43, 45, 48, 52, 54, 61, 63, 68, 70, 73, 75, 99, 107, 111, 114, 119, 122, 126, 128, 131, 132, 138, 143, 150, 155, 165, 166, 173, 174, 176, 194, 202, 204, 219, 223, 228, 233, 234, 236, 239, 245 stammt von Mano Paulsen, Dessau. Die Zeichnungen und Entwürse von Franz Rolbrand auf den Seiten 27, 29, 30, 31, serner die Bildtaseln gegenüber den Seiten 32, 33 stehen in engem Zusammenhang mit seinem Beitrag "Weihnachtsschmud" (Seite 26) und sind seinem Wert "Der Grün- und Blumenschmud", Reichsnährstand-Berlags-G. m. b. H., Berlin SW 11 entnommen.
Lightbilder
Die Bildtaseln gegenüber dem Innentitel, serner die Bildtaseln gegenüber den Seiten 48 und 208 sind Originalausnahmen von Hans Rehlass, Berlin-Charlottenburg. Die Bildtaseln gegenüber den Seiten 49, 80, 81, 209 bringen Aufnahmen aus den unter der Leitung von Franz Kolbrand stehenden K. D. FLehrgruppen sür Laienschaffen des deutschen Bolksbildungswerkes bei der Wehrmacht in Norwegen. Die Aufnahmen gegenüber der Seite 80 stammt von Fritz Walter, Kiel-Schulensee. Die Aufnahmen gegenüber den Seiten 49, 81, 209 stammen von Parnitzte. Die Bildtaseln gegenüber den Seiten 96, 97, 128 sind Originalausnahmen von Karlhaiding. Die Bildtasel gegenüber der Seite 129 bringt eine Aufnahme von Gisela Brendel-Claus
Berlin-Weißensee. Die Bilbtafel Seite 144 gibt eine Aufnahme von R. Gerold, Dresden wieder (Bilbstelle Heimatwerk Sachsen).

Die Bilbtafel gegenüber ber Geite 145 bringt eine Aufnahme ber Landesbilbftelle Sachfen

(Bilbftelle Seimatwert Sachfen).